UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte.

Übersicht der Einteilung des Gesamtwerks.

Abteilung und Inhalt	Band	Der ganzen Reihe Band	Buch	Zahl der Kapitel in den Büchern	Zäsur-Abschnitte
A. Hauptwerk.					
I. Urzeit und Mittelalter.	1.	I.	1. 2. 3. 4.	2. 3. 2. 3.	Einleitung.
	2.	II.	5. 6. 7.	3. 4. 3.	
Symbolisches, typisches und konventionelles Zeitalter.	3.	III.	8. 9. 10.	3. 4. 3.	Einleitung.
	4.	IV.	11. 12. 13.	3. 4. 3.	
II. Neuzeit.	1, 1. 2.	V, 1. 2.	14. 15. 16.	4. 4. 4.	Einleitung.
Individuelles Zeitalter.	2.	VI.	17. 18.	4. 4.	
	3, 1. 2.	VII, 1. 2.	19. 20. 21.	4. 4. 4.	
III. Neueste Zeit.	1, 1. 2.	VIII, 1. 2.	22.	5.	Einleitung.
Subjektives Zeitalter, erste Periode.	2.	IX.	23.	5.	
	3.	X.	24.	5.	
	4, 1. 2.	XI, 1. 2.	25.	5.	Schluß.
Registerband.	—	XII.	—	—	—
B. Ergänzungswerk.					
Jüngste Vergangenheit.	1.	—	1. 2. 3. 4.	6. 6. 6. 6.	Einleitg., Umschau.
Subjektives Zeitalter, Anfänge der zweiten Periode.	2, 1. 2.	—	5. 6. 7. 8.	6. 6. 6. 6.	Umschau, Schluß.

Erschienen sind: vom Hauptwerke Band I bis VIII einschließlich, vom Ergänzungswerke das Ganze. Die noch fehlenden Bände IX bis XII des Hauptwerkes sind in wenigen Jahren zu erwarten.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Der ganzen Reihe achter Band.

Erste Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Verlag von Hermann Heyfelder.
1906.

HG
L239d

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Dritte Abteilung:

Neueste Zeit.

Zeitalter des subjektiven Seelenlebens.

Erster Band.

Erste Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

8/1460
7/3/0

Freiburg im Breisgau.
Verlag von Hermann Heyfelder.
1906.

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

I. Übersicht über den inneren Verlauf des individualistischen Zeitalters . . . . . 3—24

Allgemeiner Charakter des Seelenlebens des 16. bis 18. Jahrhunderts. Seine Perioden. Entwicklung der einzelnen Seiten des Seelenlebens: Sitte, Weltanschauung und Glaube: Wissenschaft; Phantasietätigkeit (bildende Kunst, Dichtung, Musik); Willenstätigkeit (Verfassung, äußere Politik). Grundergebnisse.

II. Der Charakter des subjektivistischen Zeitalters 24—61

Zentralerscheinungen: Freistellung der Persönlichkeit; Überströmen der Persönlichkeit in die Umwelt; Selbstbindung der Persönlichkeit. Wichtigste Auswirkungen: auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit (Verständnis des eigenen Inneren: Erkenntnistheorie, Psychologie: Beherrschung der Natur- und Menschenwelt: Universalismus, Historismus: Verhältnis zum Kosmos und Überweltlichen: Philosophie, Religion) — auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit (Musik, Dichtung, bildende Kunst) — auf dem Gebiete der Willenstätigkeit (Entwicklung des Demokratismus, Kosmopolitismus und Nationalismus).

III. Das subjektivistische Zeitalter in seinem Verhältnis zu den früheren Kulturzeitaltern der deutschen Geschichte, insbesondere zum individualistischen. . . . . 61—90

Subjektivismus und Individualismus: sekundäre und primäre Gegensätze, höhere Einheiten über diesen. Subjektivismus sowie Individualismus in ihrem Verhältnis zu den Kulturzeitaltern der Urzeit und des Mittelalters: zur Urzeit zunächst, dann zum Mittelalter. Zum inhaltlichen und erkenntnistheoretischen Charakter der Kulturzeitalter überhaupt. Allgemeinster Sinn der geschichtlichen Entwicklung. — Kurze Übersicht über die Epochen und Perioden des subjektivistischen Zeitalters von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Begrenzung der Erzählung auf die erste Periode des Zeitalters (ca. 1750—1870).

Zweiundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel. Entstehung und erste Entwicklungsperiode des modernen Bürgertums.

Seite

I. Verfall des alten Bürgertums: Verfall des Handels . . . . . 93—111

Unterschied zwischen mittelalterlichem und neuzeitlichem deutschem Bürgertum: Verfall des alten Handels, insbesondere auch am Rhein, aus heimischen Gründen: Feindseligkeit der Fürsten, Gleichgültigkeit und Unfähigkeit des Reiches, Uneinigkeit des Bürgertums; spezieller Verlauf der Entwicklung im Südosten. Verfall des Handels infolge internationaler Einwirkungen: allgemeine Wandlungen des Welthandels seit dem 16. Jahrhundert, Einwirkungen der Engländer im Norden und innerer Verfall der Hanse; Verfall der süddeutschen Geldmächte. Einwirkungen des Dreißigjährigen Krieges; Verfall auch des Warenhandels.

II. Verfall des alten Bürgertums: Verfall der Industrie. Lage der wichtigen Städte des 16. Jahrhunderts im 17. und 18. Jahrhundert . . . . . 111—131

Entwicklung der Manufaktur im Gegensatze zum Zunftwesen vom 14. bis ins 16. Jahrhundert: Entstehungsgründe und verschiedenartige Formen, Ausbreitung auch auf das platte Land bis zum 16. Jahrhundert, Aussichten weiterer Entwicklung gegen Schluß der Periode. Entwicklung und Verfall des älteren Zunftwesens und der Gesellenverbände bis gegen Schluß mindestens des 17. Jahrhunderts. Rückwirkung auf die großen Städte der früheren Zeit, insbesondere die Reichsstädte in Wirtschaftsleben, sozialen Zuständen und Verfassung.

III. Reste und Weiterbildungen der alten Blüte: Städte der nördlichen und südlichen Grenzen . . 131—141

Motive der besonderen Entwicklung dieser Städte. Spezielles über die Ost- und Nordseestädte, Kulmination der Entwicklung dieser in Hamburg. Die oberrheinischen und schweizerischen Städte, insbesondere Zürich und Basel.

IV. Entwicklung eines neuen Handelsstandes in den Großstädten des mittleren Deutschlands . . . . 141—153

Aufblühen eines mitteldeutschen Handels seit Ausgang des Mittelalters: die Straßen Frankfurt—Halle, Köln—

Seite

Braunschweig—Leipzig—Breslau, Nürnberg—Leipzig—Hamburg und ihre Bedeutung. Emporblühen der Städte dieser Handelswege, insbesondere Frankfurts und Leipzigs. Schicksale der Handelsstellung Frankfurts und Leipzigs vom 16. zum 18. Jahrhundert.

V. Die Entwicklung der Manufaktur in den nächsten Menschenaltern nach dem Dreißigjährigen Kriege 153—166

Allgemeine Lage im 16. Jahrhundert und nach dem Dreißigjährigen Kriege. Autonome Bildungsformen der Manufaktur: ländliche Manufaktur ursprünglich kleiner Meister mit Hausiererverlegern; hausindustrielle Manufaktur städtischer Kapitalisten auf dem platten Lande; günstige Entwicklung beider. Fürstliche Förderung der Manufakturen, vornehmlich z. B. in Österreich. Grenzen des Erfolges einer solchen Förderung. Unterschiede der katholischen und der protestantischen Länder in der Förderung der Manufaktur. Bedeutung der Refugiés für die Entwicklung der deutschen Industrie bis hinein ins 18. Jahrhundert.

VI. Erster Aufschwung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; Umgestaltung der Zunft und Reglementierung der Manufakturen . . . . . 166—179

Entwicklungsgeschichtlicher Charakter von Zunft und Manufaktur um 1700; leiser Aufschwung des Wirtschaftslebens. Die Zunftreform seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts: Eingriffe des Reiches in die Gesellenverfassung, territoriale Gesetzgebung; freiheitliches Wesen der Reform. Die Reglementierung der Manufaktur: innere soziale Durchbildung der Manufaktur, Drang nach größerer Freiheit bei Unternehmern wie Arbeitern: territoriale Politik gegenüber den Manufakturen, Regalisierung, Reglementierung, Charakter und soziale und wirtschaftliche Einzelbestimmungen des Reglements.

Zweites Kapitel. Neue Gesellschaft, neues Seelenleben.

I. Allgemeiner Entwicklungsgang der neuen bürgerlichen Schichten . . . . . 180—200

Genereller Verlauf der Entwicklung des Wirtschaftslebens: erste Periode des Zeitalters der Unternehmung; Charakter dieser Periode. Um- und Ausbildungen des Bürgertums: die bürgerliche Aristokratie der ersten Hälfte, ihr Verfall in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; Entwicklung der mittleren Klassen seit dem dritten Jahrzehnte des 18. Jahr-

Seite

hunderts, ihre Zusammensetzung, ihre Blüte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ihre Bedeutung für das Geistesleben. Anteil der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung überhaupt an dem seelischen Übergange zum Subjektivismus.

II. Entwicklung der gebildeten Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts . . . . . 200—230

Allgemeiner Charakter und generelle Entwicklung dieser Bildung. Die soziale Rekrutierung der Gebildeten im 18. Jahrhundert: Bürgertum, Bauerntum, Gelehrte, Beamte, Adel, Fürsten. Bürgerliche Grundlage. Intellektualistischer Kern im Verhältnis zu den früheren Formen geistiger Gesellschaften.

III. Empfindsamkeit und Sturm und Drang. . . . . 230—250

Verlust der alten seelischen Dominante überhaupt. Psychische Dissoziationen infolge Gleichgewichtsstörung durch ein Übermaß neuer Reize. Störungen des Strebens und Wollens. Störungen des Anschauens und Urteilens. Neue Empfindungsnuancen. Mischgefühle. Ausgang.

IV. Neue Anschauung, neues Urteil . . . . . 250—270

Fremde Einflüsse und ihre Bedeutung. Neue Anschauung der Natur: Erweiterung der Naturanschauung, Umgestaltung des inneren Verhältnisses zur Natur. Neue Anschauung der Menschen: Annäherung der Menschen untereinander, Freundschaftsgefühle, Menschenkenntnis und Psychologie, naturalistisches Verständnis des erweiterten Seelenlebens. Neuer Naturalismus überhaupt: in Dichtung, Kunst, Wissenschaft. Umgestaltung des Naturalismus zum Idealismus: neue ästhetische Dominanten.

V. Neues Fühlen und Wollen, neue Frömmigkeit und Sittlichkeit . . . . . 270—302

Auflösung der alten sittlichen und religiösen Dominanten. Neue Frömmigkeitsgefühle: freie Entwicklung, Entwicklung auf dem Boden der Kirche, vornehmlich des Luthertums. Neue ethische Bestrebungen: sittliche Gärung hin zu neuen Gefühlen der Liebe, der Freundschaft, des Kosmopolitismus; Rückwirkung auf die bestehenden sittlichen Institutionen, insbesondere die Familie (Frauenemanzipation); neue theoretische Synthese innerhalb des Bereiches der Einzelpersönlichkeit, noch nicht darüber hinaus in sozialpsychischem Gebiete; praktische Synthese in der Erziehung (früheste Ideale, Philanthropinismus, Gymnasialbildung).

Einleitung.

I.

Vom Eintritte in das Zeitalter des Subjektivismus ab hat unsere Erzählung über Jahrzehnte und jetzt schon Jahrhunderte nationaler Geschichte zu berichten, die namentlich in ihrem Anfange gleich herrlich und von mindestens gleich großer weltgeschichtlicher Bedeutung waren wie die der Reformation und die der schönen Kaiserzeit des Mittelalters. Um wie viel näher aber liegen diese Zeiten dem lebenden Geschlechte! Und wie gut überschauen wir für sie Keime des Werdens, Wachstum, Fruchtansatz und Reife!

Es sind Zeiten von einer Bedeutung, daß sich ihnen der Historiker nur mit scheuem Schritte nahen wird; und wohl mag ihm zumute werden wie Mose, da er die Schuhe auszog: denn dieser Ort ist heilig. In früheren Jahrhunderten würde er in verdoppelter Inbrunst die Muse angerufen haben. Und auch heute werden wir in keinem anderen Gefühle als dem der Ehrfurcht von den geistigen Großtaten zunächst der Männer der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hören wollen, jener Ahnen, deren persönliches Gedächtnis, von Enkel zu Enkel überliefert, teilweis auch heute noch nicht verschwunden ist, deren Gestalten jedenfalls schon Fleisch waren von unserem Fleisch und Geist von unserem Geiste.

Vergegenwärtigen wir uns, bevor der Versuch gemacht wird, eine allgemeine Charakteristik des subjektivistischen Zeitalters in seinen hauptsächlichsten Zügen zu geben, noch einmal kurz das geistige Wesen des Individualismus, der Zeiten also vom 15. bis zum 18. Jahrhundert.

Man kann von ihnen sagen, daß sie den einzelnen Menschen schon als Individuum kannten und ihm als solchem zum Leben

verhalfen; nicht mehr als Exemplar seiner Gattung, nicht mehr als Typus bloß wurde das menschliche Einzelwesen betrachtet.

Im Mittelalter hatte der einzelne gegolten eigentlich nur im Kreise seines Geschlechtes und seiner Familie und in der eng genossenschaftlichen Standesgliederung der bäuerlichen Nachbarn, der Zunftbrüder, der Gildekaufleute, der Universität oder des Klerus, der Ritterschaft oder des Adels; und in seinen religiösen Bedürfnissen vor allem hatte er sich nicht unmittelbar an Gott gewiesen erblickt, sondern war gebunden gewesen an die kultischen und sakramentalen Einrichtungen der Kirche. Nunmehr dagegen, seit dem 16. Jahrhundert, stand der einzelne viel freier da in all diesen Beziehungen; die Reformation stellte ihn dem Christengotte unmittelbar nur noch unter Christi Vermittlung gegenüber, und Familie wie Genossenschaft umfaßten sein Leben nicht mehr mit der bindenden Bevormundung früherer Zeiten. So erschien er im wesentlichen schon geistig selbständig und auf eigene Füße gestellt.

Aber — und das ist das Bezeichnende der Lage des 16. bis 18. Jahrhunderts — er war isoliert selbständig; es wurde nicht vornehmlich an seine Auswirkung hinein in die Umwelt im Sinne der Betätigung eines lebendigen Subjektes gegenüber dem Objekte der Erscheinungen im Natur- und vor allem im Menschendasein gedacht. Indem die Welt des 16. Jahrhunderts bis dahin lastende Fesseln abstreifte, zerstörte sie die aus der Gebundenheit des Mittelalters her bestehenden allgemeinen Zusammenhänge der Individuen; und soweit sie dieselben nicht ableugnen und aufheben konnte, wie z. B. im Staate, sah sie in ihnen nur durch den freien Zusammenschluß der Individuen geschaffene Summationen von Einzelkräften ohne eigenes Leben, Massen nur von Individuen, deren Eigenschaft allein darin zu bestehen bestimmt schien, eine Summe zu sein, ohne ein Leben, das darüber hinausging und etwa aus der Tatsache der Gemeinsamkeit als solcher und aus der gemeinsamen Durchdringung aller entfaltet war. Es ist der seelische Zustand, der die Möglichkeit zur Entwicklung der absoluten

Monarchie bot, indem er das staatliche Bewußtsein des einzelnen einschläferte, in seiner Entwicklung unterbrach, ja schließlich aufzuheben geeignet schien.

Das Individuum stand also in dieser Zeit für sich da als ein gleichsam mit Grenzsperren gegen andere Individuen versehener, aus sich selbst nur lebender Mikrokosmos: fensterlos, wie es Leibniz bezeichnet hat. Zum Ausdrucke kam das in der Tatsache, daß das Seelenleben nicht als eine Reihenfolge von aktuellen Vorgängen und die Seele selbst als Trägerin einer solchen Aktualität, gegenwärtiger wie festgehaltener vergangener und geahnter zukünftiger, begriffen wurde, sondern als ein in sich abgezirkelter Vorgang auf der Grundlage der Vorstellung von einem ständigen innerlichen Sichgleichbleiben der seelischen Auswirkung.

Dementsprechend erschienen dann, bei der Isoliertheit des seelischen Lebens der Individuen, die Willenskräfte der Seele, wie sie ja wesentlich nur auf einen äußeren Anstoß und nach außen hin wirksam werden, als untergeordnet, als grundsätzlich gleichsam geleugnet, als jedenfalls minder wichtiger Teil der menschlichen Individualität. Und noch geringer wurde das Gebiet der Affekte, das Gemütsleben und die eng mit ihm verknüpfte Tätigkeit der Phantasie, weil ebenfalls von außen bedingt und nach außen trachtend, eingeschätzt. In den Vordergrund traten dagegen die Verstandeskräfte, und auf ihrer Grundlage gipfelten die seelischen Anlagen dem Zeitalter in einer Vernunft, die als konstant und als dem Menschengeschlechte von Gott in besonderer Gnade verliehenes Erbteil angesehen wurde, als eine Gabe, die es von der Tierwelt grundsätzlich scheide; und Wille wie Trieb und Gemüt wie Phantasie galten als nichts denn als von der Vernunft zu beherrschende und ständig zu leitende, ihr also untergeordnete praktische Auswirkungen der Seele.

Da war es denn freilich selbstverständlich, daß die Kultur des 16. bis 18. Jahrhunderts je länger je mehr eine extreme Kultur des Verstandes wurde; in der Tat hat sich darum in ihr nichts gewaltiger entwickelt als die Wissenschaft, während

praktisch-sittliches Handeln, religiöses Gefühl und künstlerische Phantasietätigkeit zurücktraten und schließlich teilweise fast verdorrten. Und so erklärt es sich weiter, daß in der allgemeinen Weltanschauung des Zeitalters allmählich zwei Pole als allbeherrschend und von jedermann angenommen hervortraten: die individuelle und die allgemeine Vernunft: Gott und Persönlichkeit. Dabei hieß Persönlichkeit im Verstande der Zeit eine Seele, die in sich frei, von niemand behindert, dahinlebt, und deren Kern ein in sich weiterhin nicht mehr begreifliches, festes, unabänderliches X, ein Teil der allgemeinen Vernunft ist. Und demgemäß erschien als allgemeinster Ausdruck der Ideale der Zeit allmählich die Formel: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit.

Dies ganze Zeitalter aber, das in seinen engeren Grenzen etwa von 1500 bis 1750 gewährt hat, zerfiel wiederum in zwei Perioden, die etwa durch den dreißigjährigen Krieg geschieden wurden.

In der ersten dieser Perioden war die neue individualistische Psyche noch in Entwicklung begriffen. Die Zeitgenossen waren sich über den Begriff der Individualität noch nicht vollkommen klar; sie lebten sich erst unbewußt in die neue Art der Persönlichkeit ein, taten teilweise enthusiastisch die hierzu nötigen Schritte, strebten unabgeklärt nach demjenigen Grade der persönlichen Ausübung, den dann die spätere Periode aufweist. Sie wurden darin zumeist gefördert, bisweilen auch gehemmt durch den Einfluß der Renaissance, die ihnen Bestandteile einer Kultur zuführte, welche dem von ihnen ersehnten Kulturideale entsprach. Indem sich aber eigenes Streben und fremder Einfluß in dieser Periode so miteinander verbanden, erhielt die Kultur schon dieser Zeit ein etwas buntscheckiges Aussehen, zumal noch starke Reste des Mittelalters fortlebten; und es fällt der Geschichtschreibung bisweilen nicht leicht, in dem Chaos sich kreuzender Strömungen die wesentlichen Richtungen aufzufinden und lückenlos zu verfolgen.

Die zweite Periode, in den weitesten Grenzen die Zeit von 1600 bis 1750, ja in gewissen charakteristischen Ausläufern

noch bis 1840 und länger, zeigte demgegenüber den klaren Ausdruck des Zeitalters vom Vernunftvollen bis zum Nüchternen, vom noch menschlich Vollsäftigen bis zu einem Punkte, da alles, auch die Kunst und die Macht, als auf dem Wege der Verstandestätigkeit erreichbar betrachtet wurde. In ihr erschienen also die Konsequenzen der seelischen Entwicklung deutlich und umfassend gezogen, um so mehr, als der Einfluß des Altertums zurücktrat oder nur noch ins rein Rationale umgebogen fortwirkte. Nun wuchs allerdings demgegenüber und gleichsam zum Ersatze der Einfluß der fremden Nationen, eine Folgeerscheinung jenes Rückganges der deutschen materiellen Kultur wenigstens des Binnenlandes seit der zweiten Hälfte schon des 16. Jahrhunderts, der noch wesentlich durch die Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges verschärft wurde; aber dieser Einfluß erfolgte von Kulturen her, die sich schon im selben, nur etwas weiter fortgeschrittenen Entwicklungsgange befanden wie die deutsche und der deutschen auch sonst in wesentlichen Stücken verwandt waren: so daß er den Verlauf unserer Geschichte zwar verwickelte, aber längst nicht in dem Grade eingebend und umgestaltend bedingte, wie dies die Renaissance des 16. Jahrhunderts getan hatte.

Dieser allgemeinste und tiefere Verlauf der seelischen Entwicklung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert läßt sich nun in seinen Einzelwirkungen auf jeglichem Gebiete des Geisteslebens und der einzelnen psychischen Betätigungen verfolgen.

Am tiefsten und klarsten vielleicht im Bereiche des moralischen und religiös-philosophischen Lebens, in Sitte, Weltanschauung und Glauben. Während das sittliche Leben des 16. Jahrhunderts noch einen Wirrwarr der verschiedensten Erscheinungen aufwies — die oberen Stände, selbst die Fürsten, verharrten wesentlich noch in der bürgerlichen Sitte der feinsten städtischen Kreise der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts, die Humanisten lebten halb römisch, die Bauern noch mittelalterlich —, standen das 17. und 18. Jahrhundert in steigendem Grade und in allen Schichten unter dem Einflusse rationaler Nützlichkeitslehren. Und wenn in der Philosophie das 16. Jahr-

hundert und auch noch das 17. in gewissen ihrer geistigen Strömungen unabgeklärte panpsychische Systeme aufwiesen, obgleich auch sie schon ganz in dem Felsen des Selbstbewußtseins als des Kerns der Individualität und des Gottesbewußtseins verankert waren, wie auch noch der mystische Pantheismus Spinozas: — so zeitigte die spätere Zeit dagegen die Versuche einer rationalen Erklärung der Welt von den Gegensätzen der unsterblichen Seele und Gottes aus, am vollendetsten vielleicht in dem Denken von Leibniz.

Nicht ganz so einfach verliefen die Dinge in der Theologie. Auf dem Gebiete des christlichen Glaubens war der entscheidende Bruch mit dem Mittelalter erfolgt; nirgends war darum so frisch und so klar die Freiheit des Individuums proklamiert worden wie in der theologischen Wissenschaft. Indem man aber diese Freiheit aussprach, ließ man doch noch, als einen letzten Rest von Bindung, das Mittlertum Christi zwischen Individuum und Gott bestehen, und zwar nicht im Sinne einer objektiven, sondern einer rein persönlich-willkürlich, sakramental und magisch wirkenden Vermittlung. So wenigstens auf dem Boden des für Deutschland zunächst in Betracht kommenden Luthertums. Damit war die Möglichkeit gegeben, bei der unabweislichen Dogmatisierung der neuen kirchlichen Lehre — denn keine Kirche ohne Dogma — dennoch wieder die Unselbständigkeit des Individuums vor allem gegenüber Gott zu betonen und das Mittlertum Christi an derjenigen Stelle erdrückend einzuschieben, die während des Mittelalters die Kirche mit dem Apparate ihres Klerus und ihrer Heiligen innegehabt hatte. Indem dies im Verlaufe der dogmatischen Kämpfe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschah, gewann die lutherische Kirche zwar einen konservativen Anschluß an das mittelalterliche, keineswegs mit einem Male verschwundene Denken, stieß aber anderseits die neuen, freier Individualität zustrebenden geistigen Kräfte von sich ab.

Die Folge war, daß zunächst in der ersten der beiden Perioden die reformierte Kirche, die in ihrer Abendmahlslehre von der vollen Würdigung der Individualität des 16. Jahr-

hunderts ausgegangen war, dem Luthertum in der Nutzbarmachung der neuen Seelenkräfte für ihr Gebiet, wie in der Durchsäuerung der neuen Kultur mit religiösen und sittlichen Kräften den Vorsprung abgewann; zum Teil mit hierauf beruht die Rolle, welche vielfach England, vor allem aber die Niederlande und die Schweiz, sowie auch das protestantische Frankreich in der Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts gespielt haben.

Aber auf dem Boden des Luthertums selbst erfolgte eine Reaktion gegen die dogmatische Festlegung des 16. Jahrhunderts. Freilich nicht in dem Sinne, daß diese selbst nun beseitigt worden wäre; das geschah so wenig, wie die Mystik des Mittelalters auf ihrer Suche nach der Unmittelbarkeit persönlicher Beziehungen zu Gott die Kirchenlehre ihrer Zeit hatte umstürzen wollen. Vielmehr fand man unter Anerkenntnis der einmal bestehenden Lehre der Kirche in gewissen frommen Kreisen einen unmittelbareren Weg zu Gott. Es geschah in dem etwa seit 1670 erwachenden Pietismus und einigen ihm verwandten Begleit- und Folgeerscheinungen, nachdem mannigfache Vorzeichen, die persönlichere Fassung z. B. von Text und Melodie des evangelischen Kirchenliedes, schon seit etwa 1600 die kommende Bewegung vorgedeutet hatten. Und dieser Strömung auf evangelischem Boden lief eine ähnliche, nur schwächere innerhalb der katholischen Kirche parallel. Es waren Bewegungen, die bis auf einen gewissen Grad den Vorgängen auf philosophischem Gebiete während des 16. und teilweise 17. Jahrhunderts entsprachen; wie in der panpsychischen Philosophie die Absicht dahin gegangen war, einen alle Tore zugleich öffnenden mystischen Schlüssel zur Erschließung des Alls zu entdecken, so wurde hier der Versuch einer unmittelbarsten noch unabgeklärten, teilweise mystischen Annäherung des Selbstbewußtseins an das Gottesbewußtsein gewagt.

Aber auch auf diesem Gebiete war die weitere Entwicklung durch das Einschlagen mehr rationaler Wege gekennzeichnet. Während das Herrnhutertum wenigstens teilweise noch auf

dem vom Pietismus betretenen Boden weiter schritt, entstand, diese Bewegungen auf dem Gebiete des Gemütslebens überholend, spätestens seit etwa 1730 die Strömung der theologischen wie der allgemeinen Aufklärung; und eine natürliche Theologie, in ihren Anfängen bis auf den Einfluß des antiken Stoizismus seit dem 16. Jahrhundert zurückreichend, brachte das Individuum in unmittelbaren, rational vermittelten Zusammenhang mit dem Prinzip der allgemeinen Vernunft.

Wurde damit auf dem Gebiete des Glaubens, wie leicht begreiflich, verhältnismäßig erst spät der Kultus des Verstandes zugelassen, so war dessen eigentliche Domäne von vornherein das Gebiet der Wissenschaften. Vor allem natürlich der Naturwissenschaft; denn hier störten am wenigsten die schwer aufzulösenden und deshalb auch unseren Tagen noch so vielfach grundsätzlich irrational erscheinenden Einwirkungen der menschlichen Seele. Allerdings begann auch hier das Zeitalter alsbald mit dem Drange nach verstandesmäßigem Wissen und befriedigte ihn in der ersten Periode fast durchweg durch magische, panpsychische, astrologische Annahmen oder Aufnahme antiker, vielfach recht fabulöser Überlieferung; nur in der Mathematik begann die Reihe der eigentlich rationalen Fortschritte. Ganz anders dagegen in der zweiten Periode, seit Galilei und Descartes. Jetzt wurden nicht durch Suchen unmittelbaren und traditionellen Wissens, sondern forschungsgemäß, und zwar zunächst deduktiv die Mathematik, experimentell und induktiv dagegen die Mechanik so gewaltig gefördert, daß wenigstens die Mechanik mit dem Abschlusse des Zeitalters als im einzelnen vollendet, wenn auch noch nicht auf die letzten Prinzipien der einmal eingeschlagenen Betrachtungsweise zurückgeführt gelten konnte, und daß aus ihr auf rationalem Wege schon die wichtigsten astronomischen und physikalischen, ja auch teilweise bereits chemischen Kenntnisse als ableitbar erschienen. Daß diese Kenntnisse freilich, mit ihrer vollkommenen Verschiebung zunächst des geozentrischen, dann sogar des heliozentrischen Standpunktes zugleich eine unwiderrufliche Umbildung jeder anthropozentrischen Betrachtungsweise und damit im tiefsten

Grunde eine Aufhebung des individualistischen Selbstbewußtseins des 16. bis 18. Jahrhunderts unbedingt zur Folge haben müßten, das ahnten im 18. Jahrhundert doch nur wenige.

Inzwischen aber hatte der Individualismus des Zeitalters auch jene Wissenschaften ergriffen, die man sich im 19. Jahrhundert gewöhnt hat als Geisteswissenschaften zusammenzufassen. Diese Wissenschaften werden der tiefsten Wurzel ihrer Entwicklung nach immer stark von den jeweiligen psychologischen Anschauungen bestimmt; den Charakter des jeweils herrschenden psychologischen Wissens und Meinens gilt es also vor allem festzustellen, will man ihre Entfaltung verstehen. Da stößt man nun im 16. Jahrhundert noch auf eine ganz mystische Anschauung vom Wesen der im übrigen individuell gefaßten Seele; ihre Kräfte gelten als indefinit, unter Umständen über menschliches Vermögen hinausragend und dann verknüpft mit Gott und Teufel; die weiße und schwarze Magie spielen noch eine Rolle; doch wird für das Wirken der seelischen Kräfte schon das Individuum verantwortlich gemacht. In der zweiten Periode dagegen erscheint die mystische Auffassung des individualen Seelenlebens ganz einer rationalen gewichen; die Seele ist jetzt im tiefsten Kerne zur Vernunft geworden; denn die Vernunft regiert ihre anderweitigen Äußerungen als Betätigungen ihr untergeordneter Kräfte. Über der individualen Vernunft aber wird, wie wir schon wissen, eine allgemeine Vernunft angenommen, ein Absolutes, das die individuale Vernunft in ihren Einzelerscheinungen, den jeweils lebenden Personen, eitet und die Welt zu ihrem Besten regiert.

Diese psychologische Anschauung wurde nun sowohl in der geisteswissenschaftlichen Betrachtung der Vergangenheit wie in den wissenschaftlichen Wertungs- und Regelungsversuchen der Gegenwart lebendig; Geschichte also und Rechtswissenschaft wie Ethik und Nationalökonomie standen auf ihrem Boden.

In der Geschichte überwog dabei allerdings noch das antiquarische Element; man versank rettungslos im Stoffe, die Philologie lebte im ersten Zeitraum wesentlich noch der durch die Renaissance praktisch gestellten Aufgabe einer ge-

nügenden Interpretation der Alten und einer Ansammlung des hierzu nötigen Materials an systematisiertem Wissen, während man in der zweiten Periode, ohne zu höheren Anschauungen zu gelangen, noch mehr in der zum Selbstzweck gewordenen Stoffanhäufung verkümmerte. Aber neben alledem stand doch auch schon eine Geschichtschreibung mit leisen Ansprüchen an eine höhere Auffassung. Wir sehen sie in der ersten Periode das geschichtliche Geschehen durchaus als Schöpfung irrationaler Einzelpersonen begreifen, während sie in der zweiten Periode der Vernunfttätigkeit dieser Einzelpersonen das teleologische Moment göttlicher Fügung von einem höchsten Nützlichkeitsstandpunkte aus zufügt. Und damit war denn für dieses Gebiet, das zunächst als dasjenige des isolierten praktischen Handelns vornehmlich in den Ereignissen der äußeren Politik begriffen wurde, soweit, als dieses bei der Geringschätzung der Willenstätigkeit überhaupt möglich war, der Anschluß an den allgemeinen Verlauf des Denkens gewonnen.

Im Rechte, dessen Wissenschaft anfangs noch die Ethik, soweit sie von der Religion unabhängig war, sowie die ethische Seite der Nationalökonomie mit umschloß, muß zwischen der wissenschaftlichen Behandlung der privaten und der öffentlichen Materien unterschieden werden. Das Privatrecht wurde über den römischen Leisten geschlagen, und die Wissenschaft erschöpfte sich damit so ziemlich in der philologischen Wiederbelebung antiken Wissens. Im öffentlichen Rechte dagegen folgte die Durchführung der tieferen Strömung der Zeit, wie denn auf diesem Gebiete der wissenschaftliche Fortschritt unmittelbar mit dem Handeln der praktischen Politik des Zeitalters verknüpft wurde. Das 16. Jahrhundert hatte da bereits jene Erschlaffung des Interesses für öffentliche, d. h. eminent gemeinsame Angelegenheiten gezeigt, die für das Zeitalter des Individualismus charakteristisch blieb; daher der Zerfall der inneren Reichspolitik in Streitigkeiten der Reichsglieder, der Rückgang der Verfassungen in den städtischen Republiken, und in den Territorien das Emporkommen des Absolutismus. Erhielt dieser

dabei einstweilen einen patriarchalischen Ausdruck, so geschah das unter der allgemeinen Nachwirkung der religiösen Interessen noch in diesem Zeitraume, wie denn die gleichzeitigen nationalökonomischen Lehren noch ganz mit Theologie verquickt auftraten. In der zweiten Periode dagegen erschien einerseits das öffentliche gemeine Interesse so gesunken, daß sich der Absolutismus widerstandslos entfalten konnte, und war anderseits der Individualismus sich so seiner selbst bewußt geworden, daß er in der nunmehr voll entwickelten naturrechtlichen Lehre vom Staatsvertrage das Mittel fand, von seinem Standpunkte aus, ohne diesen anscheinend aufzugeben, sogar den Staat zu konstruieren. Und dem Wirken der privaten und individuellen Vernunft in dieser Konstruktion entsprach auf volkswirtschaftlichem Gebiete das System des Merkantilismus: der Versuch, die Staatswirtschaft nach der Analogie eines nützlich haushaltenden Privatmannes zu betrachten.

Wie aber stellte sich nun zu all diesen Bewegungen die Entfaltung der Phantasietätigkeit? Es ist klar, daß die Entwicklung des 16. bis 18. Jahrhunderts auf diesem Gebiete je länger je mehr ungünstig verlaufen, ja daß sie unter der erkältenden Einwirkung des Verstandeslebens mindestens in ihren leidenschaftlichen und besonders phantasievollen Tiefen je länger je mehr absterben mußte. In der Tat kam in ihre Schöpfungen auf allen Gebieten allmählich ein Zug des Verstandesgemäßen, Tändelnden, Schwülstigen, unter Umständen Frivolen, überwog allmählich die Form den Inhalt, war Glätte und absichtliche Munterkeit oder gemachte Bedeutung Vorbedingung des Beifalls, ging der Ernst verloren, hörte die Problemstellung auf.

Nirgends aber zeigte sich diese Entwicklung deutlicher als auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Die bildende Kunst ist an sich fast stets der beste Gradmesser des ästhetischen Vermögens einer Zeit. Schon aus der besonderen Evidenz ihrer Denkmäler folgt das: denn diese bieten im Raume zwei- und dreidimensionale und daher mit besonderer Eindringlichkeit unterrichtende generische Merkmale dar, die alle anderen Formen der Phantasietätigkeit erst im Verlaufe einer gewissen

Zeit, sukzessiv, vielfach auch unanschaulich und darum minder sicher entwickeln können. Zu diesem Umstande aber kam für das 16. bis 18. Jahrhundert noch ein spezielles Moment, welches die bildende Kunst als Wertmesser der individualistischen Entwicklung besonders geeignet erscheinen läßt. Es ist in der Geschichte des individualistischen Zeitalters bereits erzählt worden[1], wie das Absterben des Individualismus auf vielen Gebieten, vor allem aber auf denen der Literatur und Musik schon früh von immer stärker werdenden Gegenströmungen begleitet wurde, die sich im Bürgerstande bildeten und die das neue Zeitalter des Subjektivismus einzuleiten bestimmt waren. Diese Gegenströmungen machten sich nun auf dem Gebiete der bildenden Kunst minder bemerkbar, da diese, wie gewöhnlich, noch lange Domäne vornehmlich der sozial einstweilen noch herrschenden Schichten, der Fürsten und des Adels blieb; und so erscheint eben sie zur Beobachtung des Ablaufes der individualistischen Strömungen ebenso geeignet, wie sie das Emporkommen des neuen Subjektivismus besonders schwer zu verfolgen gestatten muß.

Die Führung aber hatte innerhalb der bildenden Künste des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts entwicklungsgeschichtlich wiederum die Malerei übernommen. Denn die Architektur und das Kunsthandwerk dieser Zeit standen noch lange unter den entgegengesetzten Tendenzen der forthallenden Gotik und der volksfremden Renaissance, und die Plastik ging fast im Kunstgewerbe auf. So rang sich unter diesem Fortwuchern des Hergebrachten und des Antiken der neue Baustil der Zeit, das Barock, erst langsam empor. Die Malerei aber hatte die Führung inzwischen um so mehr erreicht, als in dieser Zeit teilweise noch der alte Bürgerstand des 15. bis 16. Jahrhunderts der soziale Träger der Kunstbestrebungen gewesen war; die Lieblingskunst dieses Standes aber war von Anbeginn eben die Malerei gewesen.

In der Malerei erfolgte jetzt entwicklungsgeschichtlich, in

[1] Bd. VII, 1, S. 282 ff. der Deutschen Geschichte.

Fortsetzung der Errungenschaften des 15. Jahrhunderts, der Abschluß der Fähigkeit, die Gegenstände der Außenwelt künstlerisch voll plastisch, d. h. dreidimensional zu sehen und wiederzugeben. Er wurde gewonnen, indem man der realistischen Wiedergabe des Umrisses die Wiedergabe der Lokalfarbe und dieser die Wiedergabe des Lichtes einfügte. Erreicht wurde aber dabei jene Wiedergabe des Lichtes, welche die heutige Kunst kennzeichnet, auch durch Rembrandt und Rubens, die den Höhepunkt der Entwicklung des Zeitalters bezeichnen, noch nicht. Denn beide setzten die Dinge noch nicht in das natürliche, die Dinge umfächelnde Tageslicht, sondern vielmehr erst in ein künstliches, sie mit besonders intensiven Reflexen umspielendes, sie damit zugleich aber auch isolierendes Licht. Beide Maler sahen mithin künstlerisch die Welt noch nicht in dem gemeinsamen Fluidum eines in unendlichen Dimensionen — oder wenn man will dimensionslos — lebenden Lichtes, wie es die moderne Freilichtkunst wiederzugeben sucht als das eigentlich aktivste Element der Malerei, hinter dem das Körperhafte zurücktritt, sondern sie suchten die Körper, die ihnen noch immer die Hauptsache blieben, nur durch ein künstlich geschaffenes und künstlich geleitetes Lichtfluidum nach unserer Anschauung mehr äußerlich zu verbinden. So waren ihnen im Grunde die Gegenstände, die sie plastisch voll erfaßten, doch noch so isoliert, wie dem Psychologen die Individualitäten der einzelnen Personen, und nur durch künstliche Mittel, dort das Licht, hier etwa die Theorie des Naturrechtes, wurden hier die Gegenstände, dort die Personen miteinander verbunden.

Während aber so das Problem der Lichtführung maßgebend wurde in der Entwicklung der Malerei schon von Dürer bis auf Rembrandt, um dann auf der Höhe der Lösung, welche die großen Meister des 17. Jahrhunderts gefunden hatten, während des 18. Jahrhunders ungefördert, nur mehr in bloßen Übertragungen ins Geleckte, Verstandesmäßige, Nüchterne zu verharren, war inzwischen in der Architektur der neue, für die Zeit charakteristische Stil gefunden worden: das Barock.

Die Malerei hatte im Verlaufe der Lösungsversuche der Lichtführung etwas Pathetisches und Großartiges angenommen, jene maniera grande, die als zunächst inhaltliches Ideal der Kunst in diesem Zeitalter bekannt ist. Und in der Tat läßt sich der Charakter des Erhabenen in der Malerei am ehesten durch eine verständnisvolle Behandlung der Lichtprobleme erreichen, da diese den Umrissen jenes Unbestimmte gibt, das eine bevorzugte Voraussetzung des Erhabenen zu sein scheint. Außerdem aber wurde der Zug zur maniera grande eben in dieser Zeit durch eine ganze Anzahl anderer Tendenzen unterstützt: durch den zunehmend aristokratischen, ja höfischen Charakter der Gesellschaft, durch die Fortschritte des Katholizismus in der Gegenreformation und am tiefsten wohl durch jenen Zug zum rein Repräsentativen, der jeder Zeit abnehmender Macht des Gemütes und steigender Kräfte des Verstandes eignet.

Die maniera grande war damit der Hauptsache nach ein ähnliches Charakteristikum der Baukunst, wie es zu gleicher Zeit der Schwulst war der Musik und Dichtung. Zur Folge hatte sie, daß im Barock die baulichen Glieder der Renaissance einerseits ins Überladene getrieben, anderseits wuchtig zentral zusammengefaßt wurden. Dazu kam dann aber ein fast noch Wesentlicheres. Auch die Baukunst unterlag schließlich dem Problem der Lichtführung; das Barock verdankte ihm bald das Hineinziehen der Außenarchitektur in das Innere zur Erzielung starker Licht- und Schattenwirkungen, das Bestreben, im Inneren geheimnisvolles Helldunkel mit magischer Beleuchtung wechseln zu lassen, sowie überhaupt die Sorge für packende Reflexe. Vor allem aber vollzog sich vom Problem der Lichtführung her die Weiterbildung des Barocks in das Rokoko. Indem die Lichtzufuhr des Barocks durch kleine Fenster, wie sie in Italien, dem Ursprungslande des Barocks, unter dem Einflusse südlicher Hitze und grellen Lichtes eingeführt worden war, in Frankreich und Deutschland weitflutendem, durch große Fenster hereinbrechendem Lichte wich, bedurften die schweren Barockmassen einer Umbildung in die leichter schattenden Formen eines neuen Stils, dessen Eigen-

heiten durch einen tändelnden Geschmack, der den Kunstbetrieb längst als Sache des Verstandes ansah, in der Ornamentik des Rokokos noch des weiteren ausgebildet wurden. Und eine Reaktion erst des natürlichen Gefühls und des Gemütes gegen diese Belustigungen eines heiteren Witzes hat dann den Klassizismus und in ihm eine neue Architektur, wenn auch unter Aufnahme antiker Formen, heraufgeführt.

Der Entwicklung der bildenden Künste überaus ähnlich war die der Dichtung. Auch hier bildete den Kern der Vorgänge der Versuch, die Welt, vor allem die seelische Welt des Menschen, möglichst plastisch, gleichsam mehrdimensional als bisher zu erschauen: und daher die Blüte der Satire und die Anfänge des Dramas. Freilich, die Satire erhob sich am Ende noch nicht viel über das Typische trotz reichster Begabung einiger Dichter des 16. Jahrhunderts; es fehlte ihr noch die ausreichende Erfahrung, und ihr Horizont verengerte sich sogar mit dem Rückgange der äußeren Stellung der Nation, statt sich zu erweitern. Im Drama aber versuchte das 16. Jahrhundert zunächst in Binnendeutschland, unterstützt von Erfahrungen, die aus den klassischen Überlieferungen gezogen wurden, in naivster Weise sich der Charaktere vornehmlich einer literarischen Gattung zu bemächtigen, die der Regel nach eine grobe Charakterzeichnung gleichsam in zwei Dimensionen schon in der Erzählung aufwies, des Schwankes. Es war ein an sich verheißungsvoller Anfang, wäre es gelungen, hier zu vertiefen und damit zum ernsten Drama volkstümlicher Gattung fortzuschreiten.

Aber dieser Fortschritt, ja schon diese Vertiefung blieben aus, trotzdem daß ihre subjektiven Momente, Tendenz zur Stimmungsmalerei und Neigung zum repräsentativen Pathos vorhanden waren. Es fehlten die objektiven Elemente. Es gab in Binnendeutschland, dessen große Städte verfielen, nirgends eine Theaterluft und nirgends ein Theaterpublikum. Es gab folglich auch keinen Schauspielerberuf. Nur an zwei Stellen auf deutschem Gebiete waren die Umstände vielleicht günstiger, freilich an den Grenzen deutschen Wesens, in Hamburg

und in Amsterdam. Aber in Hamburg bildete sich der Sinn für das Schauspiel erst aus, als die Anfänge des Dramas im ganzen vertrocknet waren, und so verfiel die reiche Stadt, wie Handelsmetropolen so gern, einer leichten Oper. In Amsterdam wiederum erwuchs um 1600 zwar eine ziemlich hochstehende Posse, aber das ernste Schauspiel lehnte sich zu sehr an Beispiele der Alten, vor allem an das des sogenannten Senecas an, um sich eigenständig, ja auch nur lebenskräftig zu entfalten. So fand Vondel keine Nachfolger, und die vorzeitige Blüte verdorrte. In Binnendeutschland aber waren inzwischen die Fürsten Pfleger des Schauspiels geworden; und deren nirgends fast durch ein großstädtisches Publikum beeinflußte Bühnen wurden einstweilen nur zu Schauplätzen individueller, meist der Pflege des Fremden gewidmeter Laune, nicht aber zu Pflegstätten nationaler Dichtung.

So waren denn die Keime einer großen individualistischen Dichtung, wie sie im Drama vornehmlich und in der Satire hätten aufgehen können, um die Mitte des 17. Jahrhunderts schon nirgends mehr unversehrt; wo sie aber getrieben hatten, da wurden ihre jungen Schößlinge von dem Geistesleben der nunmehr beginnenden zweiten Periode des Zeitalters nur noch verstandesmäßig gepflegt. Die Satire wurde damit im ganzen gutmütig, salonmäßig, witzig, munter und galant, gelegentlich auch wohl ehrbarlich frivol; und die in dieser neuen Zeit feststehende Lehre, daß die Dichtung eine Kunst der Vernunft und der Dichter ein kenntnisreicher Reimschmied sei, verscheuchte jeden Gedanken an die großen Leidenschaften des Dramas. Wo auf diesem Gebiete daher noch Größeres geschaffen wurde, nahm es eine Ausnahmestellung ein; und um 1730 gab es überhaupt kein deutsches Drama mehr.

Freilich war darum die Dichtung als Ganzes um diese Zeit keineswegs völlig abgeblüht. Indes stand dem Drama und der Satire in ihrem Verfalle eine Lyrik nicht minder traurigen Charakters zur Seite, die nach der Vorstellung gefertigt wurde, die Poesie sei eine „Wissenschaft, ein Gedicht zu machen, an welchem kein gelehrter Poet etwas Erhebliches

auszusetzen finden kann“ [1]. Aber daneben hatten sich doch schon längst die Keime von etwas Neuem geregt: im Kirchenlied, in einer frommen Persönlichkeitslyrik, im Kneip- und Gesellschaftslied: bis Dichter wie Günther oder Haller mit einer neuen Poesie ganz aus den Vorstellungen des ausgehenden Individualismus heraustraten. Man strebte zum Gefühl, zur Empfindung hin und leitete damit eine volle Annäherung zum jugendlichsten, frühesten Subjektivismus ein, bis der volle Schritt zur literarischen Revolution getan wurde.

Und schon hatte neben alledem vom 16. Jahrhundert ab ein Gebiet der Phantasietätigkeit geblüht, das sich, reicher entwickelt, den seelischen Anforderungen des Individualismus überhaupt nur schwer fügte: das der Musik. Denn die Musik ist die ausgesprochene Kunst der gestaltungslosen Empfindung, die konkrete Gedanken, ja individuelle Vorstellungen abwehrt — jener Empfindung, deren volle seelische Gültigkeit ja eben das individualistische Zeitalter mit steigender Hartnäckigkeit verneinte. Freilich ist sie auch anderseits eben besonders die Kunst individualistischer und subjektivistischer Zeitalter, indem sie Gefühle durch Töne symbolisiert und damit die Zurückführung der von ihr gefundenen Tonsymbole in Empfindungsreihen ganz dem künstlerischen Nachleben und damit dem persönlichen Geschmacke des einzelnen Zuhörers überläßt.

Diese Doppelstellung der Musik erlaubte es, sie im Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts trotz alles Absterbens der Zeit gegen das Gefühl schon glänzend zu entwickeln und eben von ihr aus in gewissem Sinne am frühesten von den letzten Stufen einer individualistischen auf die Höhe einer subjektivistischen Kultur überzutreten.

Das 15. Jahrhundert hatte auf musikalischem Gebiete in der vollsten virtuosen Entwicklung des Kontrapunkts eigentlich nur Tonexzitien gekannt. Das 16. Jahrhundert, überhaupt die erste Periode des Individualismus brachte dagegen schon die Freude am schönen Ton, wenn auch noch in den herben

[1] So Teuber, ein Anhänger Gottscheds; Borinski S. 375.

Akkorden einer Harmonielehre, die man sich heute am einfachsten an den protestantischen Choralsätzen der Frühzeit vergegenwärtigen kann. Von hier schritt dann die Freude am Gefälligen unter Ausscheidung aller herberen Dissonanzen in der zweiten Periode des Zeitalters zu jener Harmonielehre fort, die den Werken der großen Klassiker der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zugrunde liegt, und das volle Behagen am Bel canto entwickelte sich.

Indes gleichzeitig gelangte man innerlich schon viel weiter. Bereits dem größten Musiker am Schlusse der ersten Periode, Schütz, war die Musik keineswegs bloß mehr Ohrenschmaus, und die Helden am Schlusse der zweiten Periode, ein Händel, ein Johann Sebastian Bach, erreichten, bei aller Anwendung noch der Mittel strenger alter Kunst, doch schon jene Beseelung der Musik, von der ein nur kleiner Schritt hinübertrug zu Gluck und mit ihm in die Anfänge des Subjektivismus.

Hier also, auf dem Gebiete der Musik, hatten sich Gemüt und Empfindung auf die Dauer doch nicht als Komplexe nur unterer Seelenvermögen behandeln lassen: es lag im Charakter eben dieser Kunst wie in dem allgemeinen, dem Wesen der Entwicklung innewohnenden Vordrängen zu neuen, subjektivistischen Zielen, daß sie Anerkennung fanden eben in den Zeiten, da sie von der vollendeten Theorie des Individualismus, der Aufklärung und dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts, besonders entschieden geleugnet wurden.

Und gilt nicht etwas Ähnliches auch von der geschichtlichen Entwicklung des Trieblebens und der Willenskräfte? Sicherlich waren sie seit dem 16. Jahrhundert gegenüber dem ständig wachsenden Intellektualismus zurückgetreten; vor allem auf den Gebieten öffentlichen Handelns hatten sie immer mehr versagt: die alten Ordnungen des Mittelalters, in denen sie sich nach gewisser Umbildung der mittelalterlichen Form weiter hätten entfalten können, waren aufgegeben und entweder verknöchert oder zerschlagen worden. Neue Formen aber öffentlichen Handelns hatten sich nicht gebildet. So war denn Platz geschaffen worden für eine absolute Monarchie, die je

länger je mehr sich gegenüber nur noch die Individuen, die Einzelnen sah. Das ist der Zustand, den schon die ersten mehr ausgebildeten Theorien des Naturrechts voraussetzten, insbesondere da, wo sie von Philosophen bis auf die untersten seelischen Bildungselemente der Zeit hin abgeteuft wurden. Und hier war denn das Ergebnis, gleichgültig von welchen metaphysischen Voraussetzungen aus man operierte, in bemerkenswerter Weise immer dasselbe. Zieht man zum Nachweis die großen Philosophen der westlichen Nationen schon des 17. Jahrhunderts heran, da für diese Zeit und in dieser Richtung das deutsche Denken versagt, so erklärte Hobbes: nur der einzelne sinnlich wahrnehmbare Körper sei reale Substanz, und sah von diesem materialistischen Standpunkte aus in den Einzelpersönlichkeiten die individualen Kernpunkte des Staates; Descartes aber, der Spiritualist war und darum in der individuellen Seele eine übersinnliche Substanz erblickte, kam darum in der Konstruktion des Staates, bei der er jede Einwirkung von Gemeingefühlen ausschloß, nicht minder zu einem dem bestehenden Absolutismus entsprechenden Ergebnis gleich Hobbes.

Auf deutschem Boden erhielten diese Anschauungen und Tatsachen durch das Übereinander von Reich und Einzelstaaten einen besonderen Charakter. Innerhalb des Reichsverbandes mußten die einzelnen staatlichen Glieder doch immer noch nach dem alten Genossenschaftsprinzip des Mittelalters angesehen werden: hier erhielt sich also ein Rest von politisch-altruistischen Gefühlen. Aber man weiß aus der Geschichte des inneren Zerfalls des Reiches in dieser Zeit, wie gering er schließlich wurde und wie schwach er von dem Gedanken an das Ganze der Nation getragen gewesen ist. Zudem: hatte die Reichsgesetzgebung, indem sie nur das Verhältnis der Stände zum Reiche und untereinander regelte, nicht von vornherein rein partikularistische und aristokratische Aufgaben? Nichts trug sie dazu bei, in den Einzelstaaten auch nur den Begriff des Staatsbürgers im Sinne eines Trägers von Pflichten und Rechten gegenüber dem öffentlichen Wesen auszubilden; und ein Anonymus, der gegen Ende des 18. Jahr-

hunderts vom deutschen Nationalgeiste sprach, hatte recht mit der zusammenfassenden Bemerkung: „Das Recht der Oberen war fest genug gesetzt, an das Recht der Untertanen dachte niemand."

Dieser Verlauf und Ausgang hing, sehen wir auf die Entwicklung nunmehr der Einzelstaaten allein, damit zusammen, daß sich im Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts die Vorstellungen über öffentliches Recht und Ziel der staatlichen Entwicklung schließlich ganz ins Individualistische abgewandelt hatten. War dem mittelalterlichen Staate schließlich Friede als oberstes Ziel gesetzt gewesen, so hätte man daraus leicht die spätere und heutige subjektivistische Staatsidee ableiten können, wonach als Zweck einer Staatsordnung das Gesamtinteresse in jedem Sinne, wenn auch unter möglichster Wahrung persönlicher Entwicklungsfreiheit gilt: hier wie an tausend anderen Stellen scheinen gewisse Fäden der Entwicklung unmittelbar aus dem Mittelalter zur Gegenwart der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zum 19. Jahrhundert herüberzuführen — nur daß nun bewußt gehandhabt und frei erworben erscheint, was früher unbewußt und unfrei bestand. Aber das 16. bis 18. Jahrhundert hat diesen Entwicklungsgang mit nichten eingeschlagen. Schon seit dem 16. Jahrhundert wurde der Schwerpunkt des Staatsbegriffes, nicht ohne Anschluß an gewisse Lehren der Alten, in die obrigkeitliche Gerechtigkeitspflege gelegt, und die spätere Zeit setzte dann an Stelle dieser Anschauung, teilweise unter starkem Einfluß der Naturrechtslehren und der Theorien des ethischen Utilitarismus, gar nur noch das Prinzip des zweckmäßigen politisch-autoritären Handelns.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß auch unter diesem Systeme bei wohlwollender Handhabung der Staatsgewalt außerordentliche Fortschritte der inneren Politik gemacht werden konnten. Um ein wichtiges Gebiet zu berühren, so ist das zweifellos auf dem Gebiete des Strafrechts und der Strafrechtspflege geschehen. Die letzten Reste der Blutrache wurden unterdrückt, der alte Symbolismus in der Strafvollstreckung,

vor allem die Talion verschwanden; wo noch das 16. und 17. Jahrhundert gelegentlich die Zunge des Gotteslästerers geschlitzt oder verschnitten oder den Arm, dem ein Frevel nachgewiesen war, abgehauen hatte, empörte sich das Menschlichkeitsgefühl schon des 18. Jahrhunderts. Nun wurden Folter und Verstümmelungen abgeschafft und Untersuchungshaft und Strafhaft unterschieden; und die Strafe erschien nicht mehr lediglich als Rache. Und auch auf die strafrechtlichen Bestimmungen an sich griff diese Bewegung über, wenn deren Milderung und Veränderung schließlich auch weniger bestimmten Willenseinflüssen als der sich auswirkenden Folgerichtigkeit juristischer Gedankensysteme verdankt wurde.

Doch sieht man von dergleichen Sondererscheinungen ab, so bleibt für das Ganze bestehen, daß das Recht der Teilnahme des einzelnen an der öffentlichen Gewalt und damit eine der entscheidendsten Willensäußerungen des Individuums unterdrückt erschien zugunsten einer von den Fürsten allein nach besten Zweckmäßigkeitsgründen ausgeübten, beinahe rein persönlichen Macht; noch in Engelhards Versuch eines allgemeinen privaten Rechtes vom Jahre 1756 ist die Wahrung der individuellen Rechte auch im Strafrecht ausschließlich einer absolutistischen Staatsgewalt zugesprochen.

Daß unter diesen Umständen die auswärtige Politik in steigendem Maße nichts anderes sein konnte als, an heutigen Begriffen gemessen, private Fürstenpolitik, braucht wohl kaum noch ausgesprochen zu werden, wie man denn dieser Entwicklungsstufe auch den stigmatisierenden Namen der Kabinettspolitik zu geben pflegt; nur der persönliche Wille des Fürsten entschied, und alle sozialen, geschweige denn nationalen Gefühle schwiegen. So fiel es nicht auf, daß das Kaiserhaus Österreich eine nach unseren Begriffen Deutschland fremde, ja oft deutschfeindliche Politik betrieb; sang- und klanglos wurde der Verlust der Niederlande und der Eidgenossenschaft hingenommen; und die Begeisterung, welche Österreichs große Zeit während des Türkenkrieges oder das Preußen Friedrichs des Großen weckte, beruhte nicht auf einem kräftigen, fruchtversprechenden Anbau

aller oder wenigstens der wichtigsten Gebiete öffentlicher Sittlichkeit, sondern sie war eine bloße Surrogaterscheinung eines wahren Patriotismus, die dem Enthusiasmus für Einzeltaten und Einzelpersonen verdankt wurde.

II.

Soll jetzt dem Allgemeinbilde des Verlaufes des individualistischen Zeitalters ein gleiches Bild der subjektivistischen Entwicklung seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts gegenübergestellt werden, um die Möglichkeit zu erhalten, durch den Vergleich dieser Bilder Wesen und Unterschied beider Zeitalter möglichst tief zu erfassen, so versteht es sich, daß dies zweite Allgemeinbild nicht in gleicher Art gezeichnet werden kann wie das erste. Die Geschichte des individualistischen Zeitalters ist in früheren Bänden unserer Erzählung eingehend dargestellt worden: darum war es hier möglich, schon Gesagtes in einer kurzen, wenn auch zugleich weiter fördernden Gesamtbeleuchtung zusammenzufassen. Das Buch der Geschichte des Subjektivismus dagegen liegt noch nicht aufgeschlagen vor uns; es können keine Erinnerungen mobil gemacht werden; ins Unbekannte hinein gleichsam ist zu zeichnen. Und so wird die Darstellung stärker einer gleichsam impressionistischen Methode folgen müssen: über den Einzelheiten werden vor allem die charakteristischen Massenerscheinungen entscheidend und breit hervortreten.

Da ist denn das erste Wort, die Losung gleichsam der neuen Zeit die Freistellung der Persönlichkeit in noch ganz anderem Sinne, als die individualistischen Jahrhunderte eine seelische Freiheit der Einzelperson gekannt hatten. „Sei wie du willst!" ruft Karl Moor in Schillers Räubern aus, du „namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. — Sei wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle". Was hier, im Momente revolutionären Emporbrechens der neuen Zeit emphatisch betont wird, blieb ruhiger, ständiger und tiefster

Ausdruck des ganzen Zeitalters. Und eben in dem Punkte der religiösen Freiheit des einzelnen, dem höchst und letzthin entscheidenden, werden schon früh die ganzen Folgerungen des neuen Seelenlebens gezogen. Jeder sein Pfadfinder zum freien Himmel, jeder Bildner seiner Weltanschauung, jeder wahrhaft und wirklich sein Priester und darum vollste Gewissensfreiheit: das wird der Kriegsruf. So konnte schon Mendelssohn es an der Schwelle des neuen Zeitalters für nötig erachten, die Frage des Selbstmordes nach dreifacher Adresse hin zu erörtern: für die Offenbarungsgläubigen, für die ungläubigen Leugner der Unsterblichkeit und für die Anhänger der natürlichen Religion. Und zu der Zeit, da in Frankreich der Religion durch Dekret und in Deutschland dem Christentum auf Grund philosophisch-literarischer Erörterungen die Abschaffung drohte, konnte Friedrich August Wolf die Worte sprechen: „Glückselig sind wir Philosophen, daß uns weder Götter noch Menschen hindern, in den Tag zu leben, d. h. frei und ungebunden nach allseitiger Erwägung so oder anders uns zu entscheiden."

Neben die Freiheit des Intellekts aber trat nicht minder grundsätzlich die Freiheit des Trieb- und Willenslebens wie die Freiheit phantasievollen Schaffens. Mit dem Zurückgehen des Subjekts nur auf sich selbst schien die Moral eine dieser Isolierung entsprechende Gestalt erhalten zu müssen; der Egoismus begann zu herrschen, und Wirtschaftstheorien entstanden, denen wirtschaftliche und soziale Entwicklung unwandelbar bestimmt und darum auch regulierbar erschien durch die Triebfeder des Eigennutzes. Auf dem Gebiete der Kunst aber fielen allmählich die alten kanonischen Regeln der christlichen Malerei, die Ikonographie verlor ihre alte Bedeutung, die Alleinherrschaft eines allgemeinen Stiles schien zum Untergange bestimmt; und persönlicher Stil und freie Wahl der Art phantasievoller Wiedergabe auf jeglichem Felde der Kunst wurde Ziel höchsten Strebens.

So schien denn das Individuum nur auf sich selbst gestellt; und schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts versuchte M. J. Schmidt in seiner Geschichte

der Teutschen die ganze Summe der nationalen Entwicklung unter dem Gedanken einer Geschichte des Selbstgefühls zu begreifen.

Freiheit und Selbständigkeit der Individuen aber hieß zugleich deren Verschiedenheit. Und wie wurde diese schon im Beginne des neuen Zeitalters aufgesucht und anerkannt und in welcher Höhe gar in seinem weiteren Verlaufe entwickelt. Im Sinne von etwas Neuem konnte Haller in seiner Vorrede zum dritten Teile von Buffons Allgemeiner Naturgeschichte äußern, kein Mensch sei im inneren Bau dem anderen ganz ähnlich; er unterscheide sich im Laufe seiner Nerven und Adern in Millionen von Millionen Fällen, so daß es fast schwer erscheinen könne, das Gemeinsame aller Menschen festzustellen. Hallers physiologische Beobachtungen aber übertrug Herder in immer wiederholten Ausführungen ins Psychologische: bei keiner Gattung des Lebendigen herrsche eine so große Verschiedenheit genetischer Charaktere wie beim Menschen; da fehle zwar der hinreißende blinde Instinkt, aber dafür liefen alle Strahlen der Gedanken und Begierden auseinander. Und schon ins Feinere ergießt sich die Beobachtung Herders; er sieht, daß jeder Mensch gleichsam sein eigenes Maß, seine eigene Stimmung der Gefühle habe, so daß in außerordentlichen Fällen oft die wunderbarsten Äußerungen zum Vorschein kämen und gelangt von diesen Beobachtungen aus zu einer besonderen Theorie der Idiosynkrasien. Gleichwohl: welcher Fortschritt noch von alledem bis zu den Beobachtungen der neueren Psychologie, die mit etwa 13000 unterscheidbaren Qualitäten der Empfindungen arbeitet und damit die unendliche Verschiedenheit der Individualitäten aus dem ungeheuren System der Kombinationen und Permutationen solcher Qualitäten und der ihnen zugrunde liegenden Lebensprozesse zu erklären gestattet.

Indem sich aber so die Verschiedenheit der Individuen aufdrängte, ergab sich zugleich die Beobachtung der Mannigaltigkeit der Einzelseele in sich und damit wiederum die Forderung einer neuen Lebenslehre und Pädagogik, um diese

Mannigfaltigkeit für neue, höhere Daseinsformen zu nützen. Was verlangt von diesem Standpunkte aus nicht schon Goethe für die Entstehung eines Kunstwerkes: Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen: nichts von alledem kann nach ihm entbehrt werden. Besondere Schwierigkeiten und Probleme aber tauchten in diesem Zusammenhange für die Pädagogik, das Wort im weitesten Sinne der Menschenerziehung genommen, auf. Das Entscheidende war dabei, daß im subjektivistischen Menschen mehr wie früher an sich unvereinbare Eigenschaften in derselben Person nebeneinander stehen und als solche erkannt wurden. So zeigte sich z. B. das Sinnliche, gleichsam ein fest abgetrennter, aber wohlbekannter Bestandteil besonderer, niedrigerer seelischer Aktualität, bei mancher sonst hochstehenden Persönlichkeit als schwer geschädigt, namentlich nach der sexuellen Seite hin: ja es konnte sich in weiten Kreisen die Meinung bilden, Unsittlichkeit auf diesem Gebiete schädige nicht. So gab es und gibt es ferner Persönlichkeiten, bei denen die Verstandessphäre alles zu überwuchern schien, so andere, bei denen ein früher kaum erhörtes Übergewicht der Gemütssphäre hervortrat. Das Endergebnis dieser außerordentlichen Differenzierung war dann, daß mit der Empfindung auch das Urteil so abschattiert wurde, daß nicht bloß Gemütszustände, sondern auch Wahrheiten subjektiv und schwankend erschienen; und eine auf so besonderem Boden aufgebaute Einseitigkeit, ja Bizarrerie des Charakters mußte als moderne Erscheinung gelten. Kein Charakter aber konnte unter diesen Umständen mehr als ganz gut oder als ganz böse betrachtet werden; und jedermann erschien als ein Mikrokosmos zu grundsätzlich eigenem Rechte. Diese Weite und Intensität der Entwicklung zugleich gestattete nun auch die Vorstellung von der Möglichkeit, an sich schlechte Eigenschaften in gute umzubiegen, so wie sich hohe Kulturen die stärksten Gifte zunutze zu machen wissen. Damit wurde denn das Menschlichkeitsgefühl ein anderes: und der

Erziehungskunst von der eigentlichen Pädagogik bis zur Strafrechtspflege eröffneten sich mit den neuen Perspektiven niemals gekannte Aufgaben. Was nun Trieb hieß, sollte nicht mehr unterdrückt, sondern veredelt werden und damit, wenn auch vielleicht ursprünglich verwerflich, doch in Wahrheit ein Teil dessen sein, das stets das Böse ist und stets das Gute schafft.

Indem aber so aller Fortschritt menschlicher Bildung auf das spezifische Innere des Menschen abzuzielen begann, wollte der subjektivistische Mensch nur als sittliche und geistige Persönlichkeit geschätzt, nicht aber mehr oder doch nur nebenher als ästhetische Erscheinung bewundert werden. Da führte denn ein vollentwickeltes subjektivistisches Selbstbewußtsein zu der Vorstellung, daß man nicht Objekt, sondern durchaus Subjekt sei ästhetischen Genießens, und ein verfeinerter Geschmack verwarf die äußerlichen Mittel persönlicher Wirkung, erzwungenes Zermoniell und das Abzeichen der Trachten. Die Kleidung ging damit zusehends ins Einförmige, Gleichartige, Nüchterne, Farblose, Unpersönliche über, und nur die Frauen blieben Verehrerinnen einer an ihren Körper gebundenen praktischen Ästhetik. Ja in besonders demokratischen Gesellschaftssphären ging man noch weiter: die glänzende Uniform wurde, wo sie nicht umgangen werden konnte, zur bloßen Tracht der Amtsstunde, und Prahlen mit Rang und Reichtum, ja Schönheit erregte Anstoß. Es war eine Richtung der Entwicklung, die nur — und zwar in steigendem Maße — durch eine andere Bewegung scheinbar gegengewogen wurde, welche die Form und damit auch die äußere Lebens- und Daseinsform des Individuums für eine noch sicherere Wehr zum Schutze innerster persönlicher Freiheit erachtete als die Schlichtheit. Und ist die Schlichtheit der Männertracht der letzten Generationen schließlich nicht schon an sich zur Form geworden?

Hinter dem im Vergleiche zur Kultur früherer Jahrhunderte unscheinbaren Äußern steht nun aber diese unendlich reiche moderne Persönlichkeit mit der ganzen Tiefe der Erkenntnis ihres Selbst wie ein Leben, das fast nicht mehr in

nur einem Schrankenpaar verlaufen zu können scheint, wie ein Dasein, das kaum noch fähig ist, von einem einzigen Mittelpunkte aus beherrscht zu werden. Und immer in Gefahr, aus Überfluß psychischer Aktualität in sich zu zerfallen, zeigt es in vielen, wenn nicht allen ausgesprochenen Fällen seiner Entwicklung die merkwürdige Erscheinung einer gleichsam elliptischen Existenz; neben dem Aktionsmittelpunkt steht ein Mittelpunkt bewußter Beobachtung dieser Aktion, und zwei Seelen scheinen in der einen Brust zu wohnen.

Die eigenartigste Folge dieses ständigen Registrierens eines Selbstbeobachtungspostens im eigenen Innern ist zunächst eine merkwürdige Änderung des Wahrheitssinnes: früher mehr moralisch charakterisiert und abhängig von dem Bewußtsein transszendenter Mächte wird er jetzt gleichsam immanent und fatalistisch; ein Sinn der wahrhaftigen Beobachtung von Tatsachen und Vorgängen, der sich, nicht selten mit im übrigen ausgesprochener sittlicher Indifferenz, ja Gleichgültigkeit, jeglichem Menschlichen und Natürlichen in gleicher Liebe zuwendet: eines der tiefsten seelischen Fundamente moderner Wissenschaft.

Und auch die Phantasietätigkeit wird unter den Einwirkungen dieser Selbstbeobachtung eine andere. Sie wendet sich der bewußten phantasievollen Reproduktion des eigenen Innern zu, und Musik und Dichtung werden Selbstbekenntnis, bildende Künste Ausdruck persönlichen Stiles. Was bedürfte das an der Hand der Poesie Goethes noch weiterer Ausführung? Goethe aber hat den neuen Standpunkt auch als den literarischen überhaupt des Subjektivismus formuliert: „Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält." Dabei prägt sich der allgemeine Standpunkt bald in die beiden Möglichkeiten einer naturalistisch und einer idealistisch gewendeten Phantasiewirksamkeit aus, und dem Naturalisten erscheint die eigene Beobachtungstätigkeit gegenüber seinem Innern nur als einfache Reproduktion, während der Idealist eine symbolisierende Wiedergabe an-

nimmt. In diesem Sinne hat sich schon Goethe geäußert; in späterer Zeit vertritt z. B. Hebbel den idealistischen Standpunkt: „Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixiert, durch Schrift und Wort.“ Den naturalistischen aber mag, aus gleicher Zeit etwa mit Hebbel, Herwegh zum Ausdrucke bringen:

Laß steigen Schmerz und Wonne,
Laß steigen Leid und Lust,
Wie aus dem Meer die Sonne
Empor aus deiner Brust.

Natürlich aber wird durch diese intensive Selbstbeobachtung nun auch der Inhalt der Phantasietätigkeit reicher; eine große Anzahl von Gefühlen und Empfindungen, die früheren Zeitaltern unbewußt blieben, treten jetzt ins Bewußtsein; und der seelische Reichtum des neuen Lebens wird zarter schattiert, wie seine Träger zugleich mehr als die früherer Zeitalter von Gefühlen und Empfindungen, kurz elementaren psychischen Vorgängen abhängig erscheinen. Darauf beruht die Vorliebe des neuen Zeitalters für die Musik als die spezifische Kunst der Stimmungswiedergabe, sowie für die Malerei, die ihre Schöpfungen ebenfalls zusehends mehr in das Stimmungsvolle einsenkt; wie denn in jüngster Zeit auch die Schwarz-Weiß-Künste, ja sogar die Plastik desselben Weges gezogen sind.

Und ist in diesem Zusammenhange nicht auch am ehesten das Naturgefühl der modernen Zeiten verständlich? Ist nicht auch hier die phantasievolle Beobachtung der Außenwelt der Erscheinungen ähnlich wie die des menschlichen Innern mit Gefühlen und Stimmungen verwebt; erscheint uns nicht an erster Stelle die Natur als Objekt unserer Beseelung?

Gewiß ging der Anfang des modernen Naturgefühls um 1750 vor allem von der Reaktion gegen die seelisch verknöchernde Abwendung von der Natur aus, wie sie gegen Schluß des individualistischen Zeitalters herrschte. Und indem die Verfeinerung des modernen Seelenlebens zu jener uns schon bekannten Zerspaltung der Individuen führte, die

ohne eine gewisse gekünstelte Form der Lebensführung kaum denkbar ist, ist von diesen Reaktionsgefühlen durch das ganze Zeitalter des Subjektivismus hindurch bis zur Gegenwart immer etwas, ja sogar viel erhalten geblieben. Aber daneben führte doch vor allem die innerste Seelenanlage der neuen Zeit zur Beseelung der Natur. Wer sich so selbständig als Mensch fühlte und so empfindungsfähig zugleich, der sollte nicht den Überfluß seines psychischen Daseins in geistiger Herrschbegier über diese Welt der Erscheinungen haben hinströmen lassen? Schon Herder lebte in diesen Gefühlen. „Das Fiberngebäude des Menschen ist so elastisch fein und zart und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Teile seines vibrierenden Wesens, daß er als ein Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beinahe in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maße mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben leidet."

Sehr natürlich aber, daß diese Art aktuellen Naturgefühls sich vor allem der unorganischen, gleichsam passiven Natur zuwandte. Und so trat das Landschaftsgefühl an die erste Stelle. Dabei knüpfte man zunächst an das Landschaftsgefühl des Individualismus an, das flache Gegenden und, als höchsten Ausfluß seines Wesens, regulierte Parkanlagen geliebt hatte. Und welche Wandlungen führte hier alsbald, schon seit etwa 1760, das neue Gefühl herbei! Die steife Symmetrie der Kunstlandschaft wich fein berechneter Regellosigkeit; an Stelle ebener Flächen mit gradlinigen Wegen trat wechselndes Terrain mit bunt verschlungenen Pfaden, an Stelle abgezirkelter Teiche mit uniformen Springbrunnen ein frischer Wasserlauf mit dem Rausch- und Gurgeltone kleiner und großer Kaskaden; die verschnittenen Hecken und Baumreihen verwandelten sich in malerisch freie Baumgruppen mit wechselnder Farbe des Laubes; verschnörkelte Blumenbeete wurden durch saftige Rasenplätze ersetzt, und das ganze Heer der kleinen Pavillons, der künstlichen Ruinen, der Vexierhäuschen und der Glorietten verschwand vor Bänken an Stellen weiter Aussicht und lauschigem

Waldplatz. Zugleich aber schwärmte man hinaus über Park und Ebene; das Behagen an der großen freien Natur und ihren elementar-einfachen Zügen wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und die unendlich wechselvolle Schönheit des deutschen Mittelgebirges wurde entdeckt; was ist in diesem Zusammenhange Thüringen den Heroen unserer Dichtung, vor allem Goethe gewesen! Und schon hatte man weiter gegriffen. Noch im Jahre 1775 konnte Goethe keinen Geschmack finden an den „wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern" des Alpenlandes. Aber bereits ein Menschenalter zuvor hatte Haller, ein Sohn des Landes, die Schönheiten der Schweiz besungen. Und wenn Goethe im Jahre 1779 die Größe der Alpen aufging, wenn gegen Ende des Jahrhunderts sein zunächst sentimentales Interesse für sie in eine mehr objektive, aber darum nur noch um so mehr unmittelbare Anschauung umschlug, so bezeichnete dieser persönliche Entwicklungsgang im allgemeinen die Entfaltung des modernen Naturgefühls überhaupt. Hatte die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schönheit der freien Natur in ihren besonders harmonischen Gliederungen durch enthusiastisches Versinken in sie, das doch zugleich ein Beherrschen bedeutete, gefunden, so zog mit der Romantik der Sinn für das Unsymmetrische der Naturerscheinungen sentimental herauf: bis der Realismus schon der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, vor allem aber des modernen Großstadtlebens jenen beinahe wissenschaftlich indifferenten Sinn für jegliche Schönheit der Natur erstehen ließ, der alles genießt, indem er sich, ungewohnt selbst des einfachsten Glanzes einer einsamen Natur, in allem zu finden weiß.

In der Entwicklung des Naturgefühls aber erscheint zugleich eine der elementarsten Seiten der modernen Psyche überhaupt zunächst nach einer bestimmten Richtung hin entfaltet, die im Grunde für alle Arten seiner Äußerung charakteristisch ist: das Bedürfnis, der Umwelt etwas zu sein, sich in sie hinein zu erziehen, sie zu erfüllen, zu beherrschen. Welch Unterschied der Auffassung gegenüber dem in sich abgeschlossenen, in sich zurückgezogenen Individuum des vorhergehenden Zeitalters, wenn

schon Goethe seinem Prometheus auf die Frage: „Wie vieles ist denn dein?“ die stolze Antwort in den Mund legt:

Der Kreis, den meine Tätigkeit erfüllt, —
Nichts drunter und nichts drüber.

Einem der trefflichsten Sänger aber der angehenden zweiten Periode des Subjektivismus, Gottfried Keller, erscheint der Mensch des 19. Jahrhunderts

geschaffen, durch das All zu schweifen
Mit hellem Mute und gestählten Sinnen,
Zu wünschen, wo des Lebens Quellen rinnen,
Und forschend jeden Abgrund zu durchstreifen.

Dies eben ist es: Erkenntnis der Welt und Beherrschung der Welt im weitesten noch eben möglichen Umkreise: das schlummert im letzten Grunde jeder Seele des neuen Zeitalters tief eingebettet bis zu dem Grade, daß dem naiven Sohne dieser Zeit die Annahme eines gleichen Grundgefühls für alle Zeiten und Ereignisse menschheitlicher Entwicklung als selbstverständlich erscheint, ja, daß er selbst Dichtung und Kunst voll nur glaubt genießen zu können, wenn sie die Eigenschaft besitzen, seine schöpferische Selbstaneignung aufs stärkste, auf Kosten seiner Nervenkraft und sogar seiner Lebenszeit, hervorzurufen.

Der vornehmste Gegenstand dieses Überströmens und Übergreifens der modernen Persönlichkeit auf die Umwelt aber war von Anbeginn der Mensch. Wie oft ist doch im 18. Jahrhundert Popes Wort „The proper study of mankind is man“ auch in Deutschland wiederholt worden! Wie strebte man demgemäß seit 1750, sich gegenseitig näher zu kommen, wie galt für diese Zeit und alle folgenden Menschenalter Lessings freundliche Mahnung an seine Frau: „Bedenken Sie fein, daß der Mensch nicht bloß von geräuchertem Fleische und Spargel, sondern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet!“ Es sind die Zeiten, da die enthusiastischen Freundschaftsbünde der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges geschlossen werden, denen eine Periode so enger Gemeinschaften wie die Goethes und Schillers folgt: und weitgehende und wohlverstandene Interessengemeinschaften auch sehr ver-

schiedenartiger Charaktere, von den tausend Formen modernen Vereinslebens zu schweigen, werden zum charakteristischen Ausdruck des 19. Jahrhunderts. Dabei glaubte man sich vor allem im Sinne beiderseits verstärkter geistiger Herrschaft über sich und andere fördern zu können. In dieser Richtung äußert sich schon Garve: „Freunde müssen die Beichtväter und Seelsorger voneinander sein ... Und was würde nicht Menschenkenntnis, Philosophie und Tugend dabei gewinnen, wenn oft genug zwei gute und auf sich achtgebende Leute einander alles, was sie von sich und von den anderen gelernt haben, mitteilten."

Steckt in diesen Worten noch viel von der Lehrhaftigkeit des Rationalismus, so ist doch klar, daß eine solche ständige Disposition wie zu vertiefter Kunst der Menschenbeherrschung, so zu erweiterter Wissenschaft vom Menschen führen mußte. Psychologie ist darum die Losung des Zeitalters: Psychologie von den naiven empirischen Anfängen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Experimentalpsychologie und der Psychologie vertiefter Selbstbeobachtung sowie der Soziologie des heutigen Tages. Und schon im Beginne der neuen Zeit werden die weitestgehenden Forderungen auf diesem Gebiete gestellt. Man übt nicht nur Selbstbeobachtung bis zur Hypochondrie, um die „Historie des eigenen Herzens" zu schreiben, man sucht nicht bloß auf dem Wege der Physiognomik der Seelengestaltung durch Zergliederung der äußeren Erscheinung nachzuspüren, man treibt nicht bloß Charakterologie und die Anfänge einer rein beobachtenden Individualpsychologie: Männer, wie Herder, gehen schon weiter. „Da in den neuesten Zeiten," heißt es in den Ideen zur Geschichte der Menschheit, „der edle Bemerkungsgeist auch für unser Geschlecht wirklich schon erwacht ist und man von einigen, wie wohl nur von wenigen Nationen Abbildungen hat, gegen die in älteren Zeiten de Bry, Bruyn, geschweige die Missionare nicht bestehen, so wäre es ein schönes Geschenk, wenn jemand, der es kann, die hier und da zerstreuten treuen Gemälde der Verschiedenheit unseres Geschlechts sammelte und damit den Grund zu einer sprechenden Naturlehre und Physiognomik legte." Wie viele

psychologische, ethnologische, kulturgeschichtliche Bestrebungen des 19. Jahrhunderts gelangen in diesen Worten zu ahnungsvoller Andeutung.

Indem aber der Mensch des neuen Zeitalters über sich hinweg in breiteste Einflußsphären seines Geistes und Willens strebte, erhielt sein Wesen etwas ewig Unbefriedigtes: denn da andere der gleichen Anlage waren und sind wie er, so ergab sich alsbald ein unendlich verschärfter Wettbewerb, und da sich zudem passive Widerstände der breiten Umwelt einstellten, so störte zugleich die „Tücke des Objekts". Schon Goethe hat diese Empfindung von gemindertem Glücke, gehemmter Tätigkeit und unbefriedigten Wünschen als allgemeinen Zug der neuen Zeit erkannt und zuerst, wenn auch in einem pathologischen Extrem, in Werthers Leiden zur Darstellung gebracht.

Eine verhältnismäßig milde Form dieses Unbefriedigtseins trat dann ein, wenn das Individuum, das darnach strebte, sich ein besonderes Weltbild im eigenen Inneren zu erbauen, um es nach außen wirken zu lassen, die Erfahrung machte, daß die Welt, wie sie ist, hinter dem geschaffenen Bilde zurückblieb. Dann zog der Weltschmerz in ihm ein: Verzweiflung an der Welt und Verzweiflung an dem Schöpfer des falschen Bildes: Verzweiflung am eigenen Selbst. Es ist eine Form, die in fortgeschrittenen Zeiten des Subjektivismus vornehmlich jugendlichen Köpfen eigen ist; in den Anfängen des Zeitalters war sie für eine ganze Periode bezeichnend. Indem nun aber im Verlaufe des Zeitalters das neue Weltbild, wie es dem allgemeinen Fortschritte eines mit wachsender Breite sich entwickelnden Seelenlebens entsprach, immer klarer wurde, und damit zugleich die individuelle Konstruktion einer Weltanschauung von immer konkreteren Gegebenheiten ausging, wurde bei einem Fehlgriffe der individuellen Zeichnung die Kollision immer heftiger, schwerer, verhängnisvoller. Und so entstand neben dem Weltschmerz des Pessimismus und schließlich neben dem Pessimismus das Prometheusgefühl als Zeitausdruck, der Satanismus.

Es sind seelische Krankheiten oder wenigstens pathologische Auswüchse des Subjektivismus, die am Ende nur dadurch überwunden werden können, daß der einzelne trotz alles Ausdehnungstriebes seine innere Bedingtheit anerkennt, möge er sie nun als praktische Forderung der Zeit verstehen oder aus dem Wesen der menschlichen Seele ableiten: wobei beide Motive im letzten Grunde miteinander zusammentreffen. Und so tritt denn der Expansion des Subjektivismus ein Streben der Selbstbindung, ein besonders hoher Grad der Selbsterziehung als eine weitere charakteristische Eigenschaft des neuen Zeitalters gegenüber.

Diese Selbstbindung äußert sich auf allen Gebieten: auf denen der Kunst in dem freilich erst spät erfolgreichen Streben nach den Anfängen einer neuen objektiven Stilbildung, wie sie namentlich Architektur und Kunstgewerbe der Gegenwart aufweisen, auf dem der Verstandestätigkeit in der überaus regen Wirksamkeit in der Bildung idealistischer Systeme der Philosophie und in den zunehmenden Regungen kirchlicher Frömmigkeit sowie in den ersten Stadien, da diese neuen Auswirkungen erst noch zu erwarten waren, in der merkwürdigen Um- und Heimkehr so vieler besonders freier Geister in die Gebundenheiten des Katholizismus. Am lebendigsten aber und anschaulichsten hat sie sich selbstverständlich doch auf dem Gebiete der Willenstätigkeit entfaltet.

Hier ist das eigentlich Bezeichnende alsbald die Entwicklung starker und immer stärker werdender Gemeingefühle gegenüber dem grundsätzlichen Ichgefühl, das Stern und Kern des Subjektivismus zu sein schien. Aber trägt das Subjekt, indem es gegenüber den Objekten der Natur und Menschenwelt lebendig wirksam wird, nicht unauslöschlich in sich eben auch altruistische Gefühle? Und erscheint sich das Subjekt, indem es sich als lebendigen Mikrokosmos betrachtet, nicht jeden Augenblick auch als Durchgangspunkt unendlich vieler, an sich doch auch aktueller Beziehungen, die es mit Natur und Willenswelt verknüpfen? Und mußte nicht endlich das zunehmende Bewußtsein der auflösenden Wirkungen eines rein

egoistischen Subjektivismus zur Betonung gerade der sozialen Seite des Daseins führen? Oder wem unter den denkenden Zeitgenossen der Gegenwart liegt die Befürchtung fern, daß unsere Kultur zugrunde gehen könnte, wenn nicht die altruistischen Triebe der Träger dieser Kultur gestärkt würden?

Und so erschien die subjektivistische Persönlichkeit wohl als das grundlegende Element der neuen Welt, aber diese selbst als Organismus mußte sozial gestaltet werden, wenn auch die neue Gestaltung nicht mehr als geistig gebunden, sondern als seelisch frei und darum unendlich wandelbar erscheinen mochte. Und damit zogen in diese neue Welt tausend neue Gemeingefühle ein, von dem Gefühle einer neuen Freundschaft bis zum Kosmopolitismus, von dem Gedanken eines konstitutionellen Staatsbürgertums bis zur Idee der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Gleichheit aller, vom Nationalismus bis zum weltpolitischen Idealismus jüngster Zeit. Und sie kämpften insgesamt gegen die alten sozialen Gebundenheiten und die drohende Freiheit der Willkür zugleich: alle schließlich unter dem Gesichtspunkte, daß durch Staat und Gesetz der freiesten Bewegung der individuellen und auch der kollektiven Persönlichkeit nur eine äußerste Schranke gezogen werden dürfe, während innerhalb dieses weitabgesteckten Gebietes der neuen Kultur das Recht der Selbstentwicklung zu wahren sei.

Doch wir haben hier nicht schon der Durchbildung der Gemeingefühle nachzugehen, die auf Grund dieser allgemeinen Tendenzen in einer unerhörten Mannigfaltigkeit von Institutionen erfolgt ist. Was uns fesselt, ist die Rückwirkung auf den Charakter der allgemeinen Persönlichkeit, der Psyche überhaupt. Und da ergibt sich alsbald ein wiederum neues Verständnis dieser Persönlichkeit. Sie ist nicht bloß insofern Subjekt, als sie sich organische und unorganische Welt als Objekt zu unterwerfen sucht, sie ist es auch insofern, als sie sich selbst die Normen setzt, die für ihr Leben und dieses Leben im Verhältnis zu dem Dasein der Umwelt objektiv gültig sind: sie ist mithin keine willkürliche, sondern eine gefestigte Persön-

lichkeit. Dabei liegt es nicht bloß im Sinne, sondern fast schon in den Worten der letzten Ausführungen, daß diese Erscheinungen des Subjektivismus erst langsam völlig zutage treten konnten: die ersten Menschenalter der neuen Zeit haben mehr Programme von Normen gebracht, als daß diese dem tätigen Leben bindend entwachsen wären: und sittliche Vorstellungen, wie die der Nationalität, des objektiv Wahren der Naturwissenschaft, des subjektivistisch Christlichen haben erst im 19. Jahrhundert und auch dann teilweis erst in dessen späterem Verlaufe in voller Klarheit eingewirkt.

Was aber von vornherein feststand, war die bewußt vorgetragene oder unbewußt bestehende Überzeugung, daß der Mensch nunmehr durch Selbstbestimmung ein persönlicher Charakter werden müsse. Es war eine Vorstellung, die dem Begriffe des Berufes, wie er sich in frühester Ausbildung schon seit dem 12. Jahrhundert eingestellt hatte, sofort eine neue Wendung, ja einen ganz neuen Inhalt gab. Indem jetzt die Arbeit zu einer freien Tätigkeit erhoben wurde und zugleich für jeden über alle möglichen Gebiete ersprießlichen Wirkens ausdehnbar erschien, fand sich erst eigentlich recht die Berufstreue als innerlichstes sittliches Pflichtgefühl ein. Ja mehr. Goethe hat einmal die tiefgreifende Bemerkung gemacht: „Wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen und wird nur immer auf eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, insofern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen." Was Goethe hier von der Natur der Menschen seiner Zeit sagt, gilt erst recht von ihrem Berufe. Der subjektivistische Mensch begnügt sich nicht mit dem ihm zunächst eigenen Berufe, er sucht vielmehr über dessen notwendige Einseitigkeit hinaus den Ausgleich einer Beschäftigung freier Wahl. Es ist der Ursprung des modernen Dilettantismus, es ist zugleich eine der tiefsten Wurzeln auch des modernen Sports, die hier zutage tritt. Dilettantismus und Sport ergänzen den

Beruf und heben eben dadurch dessen Sittlichkeit in eine freiere Sphäre.

War aber mit alledem die soziale Einordnung der subjektivistischen Persönlichkeit gewährleistet? Man glaubte es lange Zeit. In jugendfrohem Optimismus sah man die Harmonie der Entwicklung gesichert, wenn jeder sich nach Kräften auswirke: es waren die Zeiten des laissez aller, laissez faire nicht bloß auf wirtschaftlichem Gebiete. Aber schon die Erfahrung weniger Generationen zeigte, daß dieser Glaube nur ein Anfangsglaube des Subjektivismus sein konnte. Nicht bloß, daß gewisse Folgen einer solchen Lebenshaltung äußerlich unleidlich hervortraten. Vor allem zeigten innere Abwandlungen der Psyche, daß ein höherer Grad der Selbstbindung erreicht werden müsse. Um nur einige Momente zu erwähnen, so entwickelte sich z. B. in dem modernen Ehrgefühl eine wenig erfreuliche Mischung von Gewissen und Selbstsucht, und schoß allmählich aus fatalistischen Keimen das wuchernde Gestrüpp eines frivolen Skeptizismus hervor, der ebensowenig wie die früher erwähnten Erscheinungen des Weltschmerzes, des Pessimismus, des Satanismus, durch eine bloße würdige Resignation, jene humorvoll-wehmütige Selbstbegrenzung der eigenen Persönlichkeit, die namentlich hohe Geister der Mitte des 19. Jahrhunderts oft geübt haben, beseitigt werden konnte. Was hier nottat und noch nottut, war und ist die Entwicklung von neuen objektiven Werten, sittlichen Normen, frommer Lebenskunst, staatlichem Hochgefühl, von Werten, die naturgemäß erst in langem Ringen um eine neue Dominante des Zeitalters überhaupt zur Entfaltung gelangen konnten.

Kein Zweifel indes, daß schon in den wichtigsten Auswirkungen der neuen Kultur seit Mitte des 18. Jahrhunderts die wertvollsten Vorarbeiten für solche höchste Ziele vorliegen, denen auch unsere Gegenwart zunächst nur sehnsuchtsvoll nachjagt.

Vor allem auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit ist das der Fall. Denn am Ende konnte sich der neue Mensch doch noch mit nichts leichter orientieren als mit dem Verstande. Eine neue Regelung phantasievoller Tätigkeit, noch mehr eine neue

Bindung des Willens, geschweige denn eine neue Selbstorientierung der Triebe bedarf, vor allem bei hoher Kultur, des Intellektes als voranschreitenden Pfadfinders hinein in das Dickicht urwüchsiger Erscheinungen einer neuen Zeit: was nicht ausschließt, daß der Verstand sich zunächst in enthusiastischen, ja dithyrambischen Formen äußert.

Bei dem Übergange von den letzten Zeiten des individualistischen Zeitalters zu den Anfängen des subjektivistischen freilich trat dies nicht ein. Indem die alte Kultur vornehmlich rational gewendet war, bestand, unter der Fortdauer gewisser alter Tendenzen, die besondere Möglichkeit, den Inhalt der veränderten inneren Erfahrung alsbald in klare begriffliche Formen zu gießen. Es ist die Entwicklung, aus welcher her die besondere geschichtliche Stellung Kants begreiflich wird. Mußte bei dem ungeheuren Andrange neuer Reize und Vorstellungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie er den Übergang zu dem neuen Kulturzeitalter hervorrief und von diesem Übergange wiederum wirksam hervorgerufen wurde, die geistige Durchdringung dieser Erfahrungen alsbald durch mühsame Abstraktionen eines Verstandes erfolgen, der eben in dieser Arbeit eine höhere Ausbildung seiner Entwicklung erhielt; führte weiterhin die Durchbildung des absolutistischen Staates zu einem Frieden der Untertanen untereinander, in dessen Bereich die nackte Vergewaltigung eines überschäumenden Wettbewerbs der Einzelpersonen durch gesellschaftliche List, diesen Krebsschaden des Subjektivismus, ersetzt werden mußte, was eine außerordentliche Fortbildung des praktischen Verstandes veranlaßte, wie sie auch sonst durch wirtschaftliche Fortschritte eingeleitet ward; erwuchs aus diesen und anderen Gründen eine höhere Verstandestätigkeit, die Goethe den Kausalbegriff schon als den „angeborensten und notwendigsten" des Menschen bezeichnen ließ und Lichtenberg zur Benennung desselben Menschen als eines „rastlosen Ursachentieres" führte: so ist es Kant gewesen, der die Erkenntnistheorie dieses neuen Verstandes in früher Vollendung geschaffen hat.

Kants Kritik der reinen Vernunft läuft auf eine Wert-

kritik des reinen Verstandes hinaus und ist insofern eine Fortsetzung der verhältnismäßig erst spät entwickelten Wertkritik des Verstandes überhaupt, die auf dem Boden der neueren europäischen Geschichte eigentlich erst mit Locke und Hume, den großen Philosophen des englischen Subjektivismus, begonnen hat, während ästhetische und ethische Wertkritik viel früher geblüht haben. Die Folge dieses Umstandes ist, daß noch heute die Zeitgenossen die Kantsche Verstandeskritik als eine absolute zu betrachten gewohnt sind, während die zeitliche Relativität jeder ethischen oder ästhetischen Wertkritik viel leichter und oft ohne weiteres eingesehen wird. Allein auch jener Verstand, den Kant, vor allem in seiner Kategorienlehre, analysiert hat, ist nur der des angehenden Subjektivismus, und nur in einem durch diese Erkenntnis beschränkten Sinne kann von unserem Philosophen wie einst von Sokrates gesagt werden, daß er die Philosophie vom Himmel gerufen habe.

Was Kant erkenntnistheoretisch charakterisiert, ist vor allem die Zerstörung der realen Gewißheit der gegebenen Wirklichkeit. Es ist der philosophische Ausdruck der entwicklungsgeschichtlichen Tatsache, daß die Persönlichkeit der neuen Zeit sich in der Welt nicht mit einer passiven Rolle begnügte, sondern aktiv wurde im höchsten Grade; es ist das Eingeständnis und die stolze Behauptung, daß der Mensch als ein empfindendes, denkendes Wesen zum mindesten eine Mitbedingung sei alles dessen, was ihm als Wirklichkeit erscheinen mag.

Aber bei dieser Kritik des Verstandes, die sich noch bis in die psychischen Bedingungen der Gegenwart hinein als wesentlich zutreffend bewahrheitet, blieb die Untersuchung der menschlichen Seele nicht stehen. Vielmehr wurde schon früh in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunders, wenngleich langsamer und tastender, auch eine volle Psychologie des neuen Seelenlebens entwickelt. Da hatte man sich freilich erst aus der fein ausgearbeiteten Vermögenslehre des Rationalismus herauszuschälen, und das ist weder Kant noch auch den enthusiastisch-ästhetischen Anfängen der subjektivistischen Psychologie gelungen, deren später, zum Teil im Zusammenhange mit dem

Freundschaftskulte dieser Zeit, eingehend Erwähnung getan werden soll. Aber doch war man schon damals auf dem rechten Wege des Suchens nach einer Kausalpsychologie, und selbst dem Gedanken des psychologischen Experiments stand man nicht mehr fern, wie denn das Wort zum erstenmal schon in Krügers Versuch einer Experimentalseelenlehre vom Jahre 1756 vorkommt. Indes kam man doch trotz aller feinsinnigen Ahnungen und aller entschiedenen Ablehnung des Rationalismus, wie sie namentlich von Herder und Jacobi ausging, nicht zu einer befestigten Lehre, bevor die aus den Voraussetzungen der Kantschen Philosophie her entwickelte mystische Identitätsphilosophie die ganze Breite höheren Denkens beherrschte. Und nun, in den spekulativen Zeiten Fichtes, Schellings, Hegels, kam es natürlich auch zu keiner reinen Psychologie, sondern die Wissenschaft des Seelenlebens trat noch einmal in den Kernschatten metaphysischer Vorstellungen. Dann aber, seit Herbart, erfolgte die Befreiung: der positivistische Sinn reiner Wissenschaft siegte, und eine Individualpsychologie wie Sozialpsychologie wurde entfaltet, die den seelischen Voraussetzungen der Gegenwart und leise auch schon denen aller bekannten menschlichen Vergangenheiten gerecht zu werden sucht und damit in einen konstitutiven und einen biologischen Zweig zu zerfallen beginnt.

Und wie verschieden auch die Ergebnisse dieser neuen Wissenschaften sein mögen, die sich eben erst anschicken, ihr drittes Menschenalter zu vollenden: so viel ist gewiß, daß sie schon jetzt die entscheidende Grundlage aller Geisteswissenschaften bilden. Aber sind sie es nicht schon weit früher, seit Beginn des neuen Zeitalters, für alle wissenschaftliche Beherrschung der Natur und namentlich der Menschenwelt gewesen? Sie waren es mindestens in dem Grade, in welchem sie das Eigenste des Seelenlebens des Zeitalters zu klarem und vollständigem Ausdrucke brachten.

Nach den frühen Ahnungen und späteren Gewißheiten dieser Lehren wie nach der modernen Erkenntnistheorie seit Kant gibt es nun für uns kein sinnliches Sein, das nicht

Wahrnehmung und Vorstellung wäre; und alles Verhältnis von Wahrnehmung und Vorstellung zur Wirklichkeit ist daher immer wieder nur ein Verhältnis von Wahrnehmung und Vorstellung zu Wahrnehmung und Vorstellung, so daß die sinnliche Welt für uns in Wahrheit in einem Relationssysteme von Wahrnehmungen und Vorstellungen besteht. Aber dieses System ist nicht starr und von fester Gebundenheit. Wenn die Beobachtung des modernen Seelenlebens einen Satz mit höchster Sicherheit festgestellt hat, so ist es der, daß unsere Vorstellungen nicht als etwas fertig Vorhandenes, in unser Bewußtsein Eintretendes und aus ihm wieder Verschwindendes angesehen werden können: in stetiger Kombination vielmehr des Werdens und Vergehens bilden sie sich als vorübergehende Resultanten, erzeugen sie sich neu gleich den tausendfarbigen Widerscheinen der fallenden Kaskade, sind sie wechselvollstes Geschehen, sind sie Werden und Vergehen zugleich. Und so ist ihr Sein Entwicklung, und die Welt verwandelt sich aus einem Schauplatze des Lebens in das Leben selbst.

Das Leben daher und die Entwicklung als die Form des Lebens werden jetzt nun zu den eigentlichen großen Problemen der subjektivistischen Wissenschaft; und durch tausend Schattierungen hindurch, von sehr einfachen Vorstellungen im Anfang beginnend, bis hinauf zu den verwickelten Ansichten der Natur- und Geistes-wissenschaften der Gegenwart, sind die hierher gehörenden Probleme fortgebildet worden bis auf den heutigen Tag.

Selbstbewußtsein aber und Weltbewußtsein sind Korrelate, und so begreift sich, daß als Objekt dieses evolutionistischen Denkens alsbald eine Welt erschien, die nach Zeit und Raum der Unersättlichkeit subjektivistischer Persönlichkeit zu entsprechen hatte:

„Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schicksalswucht
Heil'ge Wanderstätten wallfahrend fromm besucht,
So nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten- und Völkerformen sind meiner Andacht Tempelraum."
(R. Hamerling.)

So ward vor allem der irdische Kosmos in jeder Hinsicht dem Denken, der Forschung, dem menschlichen Besuche er-

schlossen, und schon Herder rief triumphierend aus: „Unsere Erde ist nicht mehr auf ewige Pfeiler gegründet; der menschliche Geist hat getan, was Hiob ihm nicht zutraute: über die Erde von Pol zu Pol die Meßschnur gezogen; sie wie in der Faust gewogen; er hat den Lichtstrahl geteilt; er schickt Blitze aus, und sie gehen und sagen: hier sind wir!" Dabei trat der Eroberung des Erdenraumes wie seinem Ergebnisse, einem terrestrischen Universalismus, die Eroberung der Erdenzeit und damit ein bis in tiefste geologische Perioden hinein erstreckter Historismus zur Seite. Es war einer der merkwürdigsten Unterschiede gegen die ablaufende Zeit eines geschichtslosen Rationalismus, und so lag es nahe, daß seine Entwicklung zunächst im Sinne starker Reaktion gegen diese verlief. Dazu kam der Instinkt, daß eine neue Zeit angebrochen sei; eben er ließ die verflossene alsbald geschichtlich begreifen. Noch stärker wirkte dann die Tatsache der sich in Staat und Gesellschaft weit auswirkenden Individuen: erschienen diese in der Gegenwart ihrer Tätigkeit nach in alle Breiten verzweigt, so mußten sie auch tief in die Vergangenheit reichen: und so brachen Jahrzehnte historischer Erforschung des Staats- und Verfassungslebens herein. Am tiefsten aber entfaltete sich historischer Sinn doch da, wo der Entwicklungsgedanke aus ihm unmittelbar hervorleuchtete. Es war zuerst in den Naturwissenschaften der Fall; auf biologische Anfänge folgte die Entwicklungslehre Darwins, die paläontologisch und geologisch gestützt wurde, und neuere Zeiten haben deren Kritik und Weiterbau erlebt: bis auch in den Geisteswissenschaften das Zeitalter rein entwicklungsgeschichtlicher Forschung mit der modernen Kulturgeschichte hereinbrach.

Diese Anfänge und Übergänge aber waren ohne die Folge einer völlig neuen Orientierung der menschlichen Seele im allgemeinsten Kosmos der Erscheinungen auf die Dauer nicht denkbar: neue Systeme metaphysischen Deutens und Anschauens, neue Frömmigkeitsgefühle, neue Ansichten der bestehenden Religion mußten hervortreten. So wurde schon der Begriff der Menschheit aufs weiteste ausgedehnt; zunächst in dem Idealismus des 18. Jahrhunderts, für dessen Anschauung

sanfte Gefühle der Humanität auch schon die Naturvölker durchleuchteten; konkreter dann in der wissenschaftlichen Erforschung und praktischen Verbindung der Völker des Erdballs, wie sie das 19. Jahrhundert bis zur Verwirklichung erster Anfänge der Weltpolitik gebracht hat. Und daneben erschien nun zugleich das Universum als unendlich; das Widerstreben, die Kopernikanische Lehre anzuerkennen und vor allem ihre Folgerungen völlig zu ziehen, das noch das ausgehende individualistische Zeitalter gekennzeichnet hatte, verging in nichts, und gleichsam raum- und zeitlose Anschauungen des Universums gewannen unter voller Einführung des Entwicklungsgedankens selbst für die Weltkörper den Sieg, von der Kant-Laplaceschen Hypothese bis zu den jüngsten spektralanalytischen Vermutungen der Gegenwart.

Indem aber der erhabene Gedanke eines ewigen Fortganges gleichsam der Schöpfung durch fortdauernde Bildung selbst neuer Welten in unendlichen Fernen des Raumes gefaßt wurde, weiteten und festigten sich auch die Ansichten vom Werte und von der Bedeutung der Persönlichkeit. Da fragte schon Kant am Schlusse seines astronomischen Werkes, ob denn die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selbst nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen einen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde, jederzeit geheftet sein solle? Und während hier frommer Sinn an der Unsterblichkeit der Seele festhielt, kam der entgegengesetzte realistische Sinn eines Gottfried Keller zu einem zwar völlig anderen, aber für die Anschauung der neuen subjektivistischen Persönlichkeit nicht minder bezeichnenden Schlusse: „Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen." In beiden Fällen aber war das Ergebnis das gleiche: eine Vertiefung der Bedeutung der Persönlichkeit, eine stolz-bescheidene Haltung

menschlicher Subjektivität, die bei aller unübersteiglichen Begrenzung ihres Wesens von der oft halb unbewußten Anschauung durchdrungen ist, daß sie in menschlichen Schranken freier Herr sei aller Dinge.

Es ist die Zentralvorstellung, von der alle Metaphysik und alle Frömmigkeit, alle Ethik und alle Ästhetik, alle Phantasie- und alle Willenstätigkeit des subjektivistischen Zeitalters getragen ist.

Das Erscheinungsjahr der Kritik der reinen Vernunft (1781) war das Todesjahr Lessings, das Jahr, in dem Schillers Räuber gedruckt wurden, das Jahr der Toleranzedikte Josephs II. und im Grunde auch das Geburtsjahr der subjektivistischen Metaphysik. Denn indem Kant sich von den Objekten der Philosophie wegwandte zu dem erkennenden Subjekt und dessen Erforschung in den Mittelpunkt seiner philosophischen Tätigkeit stellte, wies er der Metaphysik die Stellung an, die sie seitdem behalten hat: die Stellung einer von der menschlichen Erkenntnistheorie und damit der Methodologie der Wissenschaften abhängigen Funktion. Entscheidend aber für die Durchbildung dieser Funktion war doch wieder der spezifische, soeben festgestellte subjektivistische Charakter der Persönlichkeit. Indem für diese die Vorstellung eines ständigen Werdens die eines bloßen Seins früherer Zeiten abgelöst hatte, indem die moderne Persönlichkeit damit sozusagen jeden Augenblick dem Nichts gegenüberstand und sich von neuem als wirklich erzeugen mußte, mußte sie auch metaphysisch mit höchster Kraft und Selbständigkeit ausgestattet werden, sollte sie, in ihrem Wirklichkeitsbewußtsein nur auf ein Geschehen angewiesen, das sich im letzten Grunde allein in ihr ereignete, nicht schwächlich straucheln.

Kant war der erste, der eine diesen Forderungen entsprechende Metaphysik geschaffen hat. Ihm stand über der Welt der Erscheinungen, die wir durch unsere Verstandeskräfte kennen lernen, und der wir durch den Charakter der Funktionen dieser die Gesetze geben, welche sie uns verständlich machen, eine andere Welt: die Welt der selbstherrschenden Vernunft, der Ideen. Es ist eine, an sich betrachtet, ideologische Welt;

es gibt von ihr keine unserem Verstande adäquate Erkenntnis. Aber gleichwohl, ja um so mehr lebt diese Welt in uns, und Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind ihre unbedingten Forderungen. Indem diese Forderungen unser Handeln bestimmen, soll es anders ein sittliches sein, sind sie, Geschöpfe unserer Vernunft, zugleich die Beherrscher unseres an sich freien Willens durch das Gebot der Pflicht, und indem sie über uns herrschen, beherrschen sie, selbstgewählte Souveräne unseres Innern, die Welt. So wird diese Welt in der Art, wie wir sie erkennen, theoretisch, der Ausdruck unseres Verstandes und unserer Anschauung, in der Art aber, wie wir sie in sie hineinwirken, praktisch, der Bereich unserer selbstgeschaffenen sittlichen Mächte und damit uns untertan in jedem Betracht. Das Bibelwort, daß der Mensch herrschen solle über die Welt der Erscheinungen, über die Tiere des Waldes, die Vögel der Luft, die Fische im Wasser, jene primitiv anschauliche Lehre von der geschichtlichen Entwicklung im Sinne eines Fortschrittes äußerer menschlicher Beherrschung der Umwelt, hier erhält sie die tiefste Wendung auf die geistige Abhängigkeit dieser Außenwelt von uns, unserem Subjekt, unserem Verstand und Willen. Es ist die triumphierende Lehre von der anthropozentrischen Entfaltung aller Kultur: noch nie war der Mensch in seinem theoretischen Vermögen wie in seinen praktischen Bedürfnissen so sehr als beherrschender Mittelpunkt höchster Entwicklung begriffen worden.

Zugleich aber wurde durch diese Lehre die Sittlichkeit in gewissem Sinne von der Religion gelöst. Gewiß sind aktive Willenskräfte des Menschen immer noch erst in Verbindung mit Ideen über das Unsichtbare vollends entbunden worden; und auch der Ethik Kants fehlt diese Verbindung nicht. Aber ihren Zusammenhang speziell mit der christlichen Offenbarungsreligion wird man doch nur durch Heranziehung einer losen Verwandtschaft der Postulate Gott, Freiheit und Unsterblichkeit mit christlichen Ideen herstellen können. Und eines war jedenfalls etwa zu derselben Zeit erreicht worden, da in der französischen Revolution der Staats- und Rechtsbegriff der neuen Zeit zum erstenmal ent-

schieden ausgeprägt wurde: neben jenem Pflichtenkreise, dessen Inhalt durch den äußeren Zwang staatlicher oder kirchlicher Gesetze eingeschärft werden muß, war, unabhängig von jeder Offenbarung, rein aus den Bedürfnissen der subjektiven Persönlichkeit heraus eine Summe von Pflichten proklamiert worden, deren Gefühl als uns einfach eingeboren behauptet wurde. Es ist im Grunde eine Summe nicht transzendenter Natur, sondern der Niederschlag des sittlichen Empfindens aller früheren Kulturzeitalter und des jüngsten zumal; es ist der Ausdruck der Tatsache, daß die sittliche Erziehung der Persönlichkeit innerhalb der nationalen Entwicklung bis zur Mündigkeit gediehen war. Indem aber der Kreis dieser autonomen Pflichten, der sich nun in kräftigem Wachstum neben dem Kreise des heteronomen Pflichtenkodex des Rechtes, des Staates und der Kirche aufbaute, schon so groß war, daß es seiner begrifflichen Zusammenfassung unter wenigen transzendent erscheinenden Ideen bedurfte, wurde zum erstenmal etwas wie ein Kodex der Humanität entwickelt: erschienen die innersten Pflichtengebote als Ausdruck einer, wenn auch noch in begrenzten Kreisen großgewordenen geschichtlichen Menschlichkeit.

Wird es dabei möglich sein, schon jetzt aus einer bloßen, dazu noch skizzenhaften Betrachtung nur Kants die Hauptelemente subjektivistischer Weltanschauung überhaupt abzuleiten? Es bezeichnet die überragende Stellung des Philosophen, wie sie sich ja auch in der nicht enden wollenden Nachblüte des Neukantianismus ausspricht, daß dies mindestens für die Charakteristik jener Menschenalter möglich ist, die seit Kant bis zum heutigen Tage verflossen sind. Und da ergeben sich denn zwei Grundnormen der Betrachtung. Einmal wird von der Welt des Seienden mit ihren besonderen Gesetzen eine Welt der Werte unterschieden, deren Vorstellungen von denen der Welt des Seienden so getrennt sind, daß beide gar nicht in Konflikt geraten können. Und zweitens wird die Annahme eines Überweltlichen und Unbedingten auf Postulate der praktischen Vernunft und Bedürfnisse des Gemütes zurückgeführt.

Nach alledem ist klar, in welchem Sinne sich Frömmigkeit

und christliche Offenbarungsreligion in dem neuen Zeitalter entwickeln mußten. Sie konnten zunächst ihre engverwandte und beherrschende Stellung zur Ethik vielfach beibehalten. Denn da deren Inhalte nicht zum letzten Forderungen des Gemütes verdankt wurden, Forderungen, die auch im religiösen Leben, wenngleich zumeist unter anderem Gesichtswinkel, auftraten, so ergab sich, daß religiöse Vorstellungswelt und philosophische Begriffswelt im Grunde vielfach nur verschiedene Mittel waren zur Erreichung des gleichen Zieles: zur Schaffung des sittlich-subjektiven Menschen.

Freilich, eine einseitige Herrschaft der Offenbarungsreligion konnte der neue Subjektivismus auf dem Gebiete der Willenstätigkeit ebensowenig zulassen wie auf dem der Weltanschauung. Vielmehr erscheinen beide durch die ganze Breite der beiden allgemeinen Entwicklungstendenzen, von denen oben die Rede war, grundsätzlich getrennt. Hieraus ergeben sich dann für Religion und Philosophie als Weltanschauung Folgen, die im Verlaufe des neuen Zeitalters immer umfangreicher und tiefer hervorgetreten sind.

Die Metaphysik als philosophische Weltanschauung wird Ergänzung vor allem unseres Wissens, indem sie auf Grund der tatsächlichen wissenschaftlichen Bewältigung der Welt, die Grenzen dieser noch sehr unvollkommenen Bewältigung überschreitend, den Weltzusammenhang auf dem Wege der Vermutung als Ganzes herzustellen sucht, und zwar als Konsequenz und Auswirkung irgendeines obersten Prinzipes, das den Zusammenhang der Erscheinungen zwar bedingt, aber sich nicht unmittelbar in ihm zu erkennen gibt. Die Religion dagegen wird vor allem Ergänzung des dem Diesseits zugewendeten Gemütslebens; und indem sie die Frage nach dem allgemeinen Werte des Lebens aufwirft, strebt sie nach dem subjektiv sicheren Bewußtsein eines höchsten Gutes, und nach Erkenntnis des Weltzusammenhanges höchstens insofern, als eine solche Erkenntnis den inneren Besitz des Glaubens an ein höchstes Gut zu sichern geeignet ist. Das höchste Gut aber erscheint ihr als etwas Jenseitiges, dem unser Gemüt zuflüchtet, das

es in sich zu erleben bestrebt ist, als wirkendste aller Mächte, die aus den Schranken des Gemütslebens der Zeitlichkeit unmittelbar in ein höheres Dasein entreißen.

Es ist selbstverständlich, daß in diesen durch das Seelenleben des neuen Zeitalters aufs tiefste motivierten Zusammenhängen die christliche Religion nicht mehr die alte gebundene und bindende Offenbarungsreligion des Mittelalters, ja auch nicht mehr die Religion der Kirchen des 16. Jahrhunderts sein kann. Die neue Religion ist im Grunde überhaupt nicht mehr kirchlich und insofern auch nicht christlich: sie ist reine subjektivistische Frömmigkeit. Und gewinnt sie in der einzelnen Persönlichkeit, wie das der Regel nach der Fall ist, Beziehungen zum Christentum, so sind diese doch eben rein persönlicher Art und insofern wechselnd:

Es ist der Glaub' ein schöner Regenbogen,
Der zwischen Erd' und Himmel aufgezogen,
Ein Trost für alle, doch für jeden Wandrer,
Je nach der Stelle, wo er steht, ein andrer. (Geibel.)

Und so sollte denn Toleranz eine der hervorragendsten Erscheinungen des Subjektivismus sein, soweit zu religiösen Fehden zwischen Person und Person Anlaß gegeben erscheint. In der Tat ist das grundsätzlich anerkannt und wird auf dem Gebiete der Adiaphora auch leidlich geübt: in Erfurt steht Luthers Statue gegenüber dem katholischen Ursulinerinnenkloster. Der inneren Durchführung aber setzt sich doch jegliche Art von Niederschlagsbestand der alten Kirchen entgegen, während das praktische Prinzip eines folgerichtigen Subjektivismus kein anderes sein kann als das der freien Kirche im freien Staate.

Für Gegenwart und Zukunft aber könnte bedacht werden, daß der religiöse Subjektivismus nicht in Antireligion ausmündet, sondern in Kirchenlosigkeit, in eine religiöse Gesetzlosigkeit mithin, die nicht das letzte Wort der Entwicklung sein kann: denn jegliche Frömmigkeit bedarf zur vollen Auswirkung ihrer Erlebnisse der symbolischen Sprache von Mythus und Dogma; und selbst die Transzendenz der Philosophen ist nichts

als ein symbolischer Notbehelf höchster, die Naturbegriffe überschreitender sittlicher Erfahrung.

Philosophie und Religion, Weltanschauung und Frömmigkeit werden immer tiefster, wenn auch nicht stets klarster Ausdruck eines Zeitalters sein; sie sind darum in diesen einleitenden Bemerkungen in den Vordergrund gestellt; und es ist nicht die Aufgabe, über die anderen großen Gebiete seelischen Lebens, konkrete Phantasie- und konkrete Willenstätigkeit, gleich ausführlich zu berichten.

Hierzu könnte am ehesten die Phantasietätigkeit verlocken: denn sie hat das Besondere, dem Verständnis am leichtesten zugänglich zu sein, die Ergebnisse und Motivierungen des Neuen gleichsam in einfachster, anschaulichster, schönster Form zu vermitteln. Dazu würde der weitere Vorteil kommen, daß sich auf keinem Gebiete deutlicher und vielleicht auch stärker als auf diesem die neue Kultur im Gegensatze zu der vorhergegangenen entwickelt, mithin gerade anfangs nirgends breiter und voller entfaltet hat. Trat doch jetzt dem Rationalismus Goethes Spruch entgegen:

> Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Diskurse
> Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

Und verlief doch anfangs selbst das Denken in halbdichterischen Formen; der gedankenstrenge Kant ist es gewesen, der das Symbol als Erregungs- und Ausdrucksmittel gesteigerten Empfindungslebens wieder zu Ehren brachte, und Dichtungen waren die philosophischen Systeme in romantischer Zeit.

Dennoch soll hier von der Phantasietätigkeit nur kurz die Rede sein. Denn gerade ihre anschaulichste Verkörperung, die bildende Kunst, entwickelte sich doch besonders langsam und lange Zeit besonders unvollständig. Hängt das mit der öfters beobachteten Tatsache zusammen, daß sich die Kraft der Phantasie mit wachsender Kultur gern auf die tiefere Menschendarstellung als ihr eigenstes Gebiet und damit zum guten Teile auf Musik und Dichtung zurückzieht? Wir werden später jedenfalls auch andere Gründe kennen lernen.

Von Musik und Dichtung aber wurde jetzt im Grunde

doch vor allem die Musik die führende Kunst. Was haben sie nicht eben die großen Dichter dieser Zeit schon unendlich geliebt! Von den Denkern aber hat Leibniz bereits mit allem Entzücken von ihr gesprochen, bis sie in späterer Zeit, bei Schopenhauer z. B., geradezu als wichtiger Bestandteil philosophischer Spekulation in metaphysische Systeme eingegangen ist. In der Tat ist sie insofern die subjektivste aller Künste, als sie mehr als jede andere Phantasietätigkeit nur Symbole von Empfindungen und Gefühlen schafft, die sich jeder Hörer in sein Gefühl und seine Empfindungen umzusetzen hat: so daß dem Genießenden die vollste Fülle seiner Subjektivität erhalten bleibt, insofern sie aktuell ist und die Umsetzung vornimmt. Die Dichtung dagegen und selbst die Lyrik gibt menschlichen Gefühlen doch stets bereits eine unmittelbar und konkret umrissene sprachliche Form und prägt also die Empfindung schon immer mit stärkerer Bezugnahme auf persönliche Auffassung aus. Und insofern zwingt sie den Hörer, sich als Subjekt doch immer bis zu einem gewissen Grade in sie hinein zu verlieren: entspricht mithin nicht in gleich hohem Grade den Anforderungen eines strengen seelischen Subjektivismus.

Aber freilich, soweit die Dichtung die Mitwirkung und gleichsam sekundäre Autorschaft und Schöpferkraft des Genießenden in Anspruch nehmen kann, so weit hat sie das in dem neuen Zeitalter auch getan, und gerade im Verfolge dieses Weges besteht seit Mitte des 18. Jahrhunderts ihre innerste Geschichte. Ein erstes, alsbald entwickeltes Mittel war es hier, Dichtung überhaupt als Selbsterlebnis zu empfinden. Damit war nicht bloß ein persönlicher Stil mit dem besten aller Förderungsmittel zu ihm hin eingeführt; der subjektive Dichter durfte auch hoffen, bei den subjektiven Bedürfnissen der Hörer den Anklang zu finden, der das Stehen gleichsam auf dem gleichen seelischen Resonanzboden verbürgte. Unter diesen Umständen ist es denn nicht zu verwundern, wenn man schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei den Ästhetikern, z. B. bei Eberhard, tiefgreifende und einsichtsvolle Bemerkungen über persönlichen Stil und Subjektivismus der

Dichtung antrifft. Aber die Dichtung des 19. Jahrhunderts, vor allem der späteren Jahrzehnte dieser Zeit, ging weiter. Durch Mittel, die vielfach den Wirkungsmitteln der Musik nachgebildet wurden oder ihnen wenigstens innerlich entsprachen, hat sie ihren Schöpfungen etwas Suggestives gegeben, etwas, das Substitutionsgefühle und Reaktionsgefühle des Hörers erweckt, vermöge deren er das Objektive der Dichtung persönlich nachfühlt und in sich subjektiv poetische Wirkungen schöpferisch entwickelt.

Vermochte nun die bildende Kunst auf ihrem Gebiete leicht in die Entfaltung analoger Wirkungen einzutreten? Längst nicht mit den Tiefen des Wortes, geschweige denn der abgründigen Einflußgewalt des Tones ausgestattet, konnte sie den ästhetischen Anforderungen des neuen Zeitalters erst nach den stärksten Anstrengungen auf technischem Gebiete gerecht werden; und im Grunde erst mit der Entwicklung der Freilichtmalerei haben diese Bestrebungen zu einem vollen Ergebnis geführt: denn erst mit einer so hochstehenden Bewältigung des Lichtes als eines Elementes, das die feinsten seelischen Stimmungen wiederzugeben ermöglicht, war ein volles Ausdrucksmittel für die psychischen Aktualitäten des neuen Zeitalters gewonnen. Ehe man aber dies Mittel errungen hatte, ist die Malerei des Subjektivismus, jetzt noch mehr als bisher die führende der bildenden Künste, eigentlich in der Wiederholung früherer Entwicklungsstufen malerischen Könnens stecken geblieben: von den Gotikern des 14. und 15. Jahrhunderts an bis auf Rubens und Rembrandt, ja Watteau und Boucher. Es war eine Vorbereitungszeit auf das Neue, die mehr als zwei Menschenalter gewährt hat und die in der Bildnerei, wie auch in der Baukunst, selbst heute noch nicht ganz überwunden ist: denn erst ganz neuerdings wurden vornehmlich durch energische Zusammenfassung und Erweiterung der Lichtwirkungen in der Plastik wie in der Architektur Mittel subjektivistischer Kunstwirkung aufgesucht.

Von alledem aber, wie von der Freilichtmalerei, war in den Anfängen des neuen Zeitalters noch nicht die Rede. Und

noch ein anderes fehlte. Die bildende Kunst bedarf einer gewissen Anzahl feststehender und allgemeiner bildlicher Vorstellungen, Ideenverbindungen, Symbole, um über die äußere Form hinaus den tieferen seelischen Inhalt einer Zeit zur Anschauung zu bringen. War nun diese Masse konkreter Hilfsmittel für eine neue Darstellung der bildenden Kunst selbst erst um 1800 bereits geschaffen? Keineswegs — um so weniger, als sich schon das vorhergehende Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts auf diesem Gebiete meist mit Anleihen aus der Antike beholfen hatte. So schleppte man sich denn mit diesen nirgends völlig passenden Anleihen zunächst noch mühsam weiter: und die Gründe, die es veranlassen, daß sich der geistige Gehalt der bildenden Kunst in jedem neuen Kulturzeitalter verhältnismäßig spät erst voll entwickelt, wirkten hier fort mit doppelter Gewalt.

Endlich mag ein Drittes auch hier schon angedeutet sein. Die soziale Führung der neuen Kultur übernahmen zunächst vornehmlich Kreise des bürgerlichen Mittelstandes: Kreise, die wirtschaftlich nicht in der Lage waren, das Mäcenat auszubilden, dessen eine sich reich entfaltende bildende Kunst bedarf, die vielmehr anfangs zumeist der Philosophie und Dichtung lebten und sich später vor allem der Durchbildung der höchsten Willensmomente der neuen Kultur, der Begründung eines subjektivistischen Staates und Rechtes, zuwandten.

Auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit und der dem Staate und der Gesellschaft gewidmeten Willenstriebe ist die bei weitem ständigste Eigenschaft des neuen Zeitalters sein Demokratismus, falls man darunter die allgemeine Neigung zu gleichartiger öffentlicher Behandlung und Einschätzung der Individuen versteht. Sehr natürlich; denn eine solche Art demokratischen Sinnes ist eine der unmittelbarsten Konsequenzen des Subjektivismus; Individualitäten als Subjekte können nur mit gleichem Rechte nebeneinanderstehen und werden aus gleichem Rechte alsbald gleiche Lebensgrundlagen und gleiche Voraussetzungen mindestens öffentlichen Wirkens zu folgern und zu fordern bereit sein.

Dieser Demokratismus war in der frühesten Zeit vor allem ein solcher der gesellschaftlichen Gesinnung. Als eines seiner schönsten Denkmäler kann der bekannte Brief des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller betrachtet werden: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie" usw. Und der edle, wenn es erlaubt ist zu sagen aristokratisch-demokratische Sinn, der hier in dem Einzelakte eines Unterstützungsangebotes hervortritt, war die Lebensluft, in der auch die Freundschaft Goethes und Karl Augusts von Weimar gediehen ist; von ihm getragen, hat der Herzog den Dichter seinen lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt genannt.

Natürlich wurde dieser demokratische Ton der Großen, der fast die ganze spätere Zeit des 18. Jahrhunderts auszeichnete, von den Niedrigerstehenden mit respektvoller Offenheit erwidert; hier kann wiederum das Antwortschreiben Schillers an seine Holsteiner Gönner als Musterbeispiel dienen, während noch Gellert Fürsten gelegentlich in kriechender Unterworfenheit genaht ist. Doch lag es in der Natur der Dinge, daß eben dieser hochstehende, gleichsam fast abstrakte Demokratismus, wenn auf die große und umfassende Wirklichkeit bezogen, in Radikalismus entartete: und so wurde er namentlich, politisch gewandt, leicht republikanisch. Aber anderseits konnte nur ein spielender Republikanismus aus ihm hervorgehen. Aus diesem geistigen Zusammenhange heraus haben die Grafen Stolberg in der Göttinger Hainbundszeit Mord den Tyrannen gepredigt, sind epigrammatische Sätze Herders wie der folgende aus dem Jahre 1779 zu verstehen, daß die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes, die schönsten und größten Werke in Freistaaten vollendet worden seien, — in dieser Atmosphäre endlich spricht Posa in Schillers Carlos.

Später, nach den harten Schicksalsschlägen der Revolutions- und Freiheitskriege, in einer Periode schon tatsächlicher Auswirkung eines neuen Freiheitsbegriffes in neuen Staats-

verfassungen, hat dann der grundsätzliche Demokratismus des Zeitalters neue Formen angenommen: er bezog sich jetzt mehr auf die Auffassung des Geisteslebens und die Durchbildung der sozialen Schichtung. Auf geistigem Gebiete ist dabei vielleicht nichts bezeichnender, als daß der alte aristokratische, ja despotische Begriff des Genies, wie er den ganzen Verlauf des 18. Jahrhunderts und auch noch manches Jahrzehnt des 19. beherrscht hatte, verloren ging: Richard Wagner hat später an seine Stelle etwas mystisch eine „kommunistische" Volkskraft gesetzt: „eine gemeinsame Kraft, die in ihrer einzig ermöglichenden Wirksamkeit die individuelle Kraft, die wir blödsinnig bisher mit der Bezeichnung Genie ergründet zu haben glaubten, als solche in sich schließt". In seiner Wirkung auf die Entwicklung der Stände und Berufe aber führte der demokratische Gedanke ohne weiteres zu einem irgendwie genauer charakterisierten Sozialismus. Wie der Zusammenhang mit am schönsten und in dieser Allgemeinheit frühesten in einer der Ausführungen des Dr. Braun in Spielhagens Problematischen Naturen (1860—1861) dargestellt ist: „Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen — das oberste Prinzip aller moralischen und politischen Weisheit — begriffen hat, der weiß auch, daß seine individuelle Existenz nur ein Tropfen in dem ungeheuren Strome ist, und daß diese Tropfenexistenz weder das Recht noch die Möglichkeit der absoluten Selbständigkeit hat. Wir dürfen uns nicht länger sträuben, zu sein, was wir wirklich sind: Menschensöhne, Kinder dieser Erde, mit dem Rechte und der Pflicht, uns hier auf diesem unseren Erbe einzuleben nach allen Kräften mit den anderen Menschensöhnen, unseren Brüdern, die mit uns gleiche Rechte und folglich auch gleiche Pflichten haben."

Diese Stimmung, die man wohl — in einem anderen als dem politischen Sinne — als eine sozialdemokratische bezeichnen kann, ist dann freilich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts anscheinend durch eine ganz andere abgelöst worden. Man wollte nichts mehr wissen von der Masse, von den „Vielzuvielen", man schrie nach „Riesennaturen", und ein

Geniekultus brach herein, dem gegenüber Richard Wagner, hätte er ihn noch erlebt, vielleicht ein grobes Epitheton wiederum nicht gespart haben würde. Zugleich fühlte man sich erdrückt von der Überlieferung der Jahrhunderte und den übergroßen Massen neuer Reize der Gegenwart, wie ein „Fossil" und wie ein „Zermalmter", und die Literatur begann „die Abhängigkeit des Menschen von Zeit und Umgebung, mit einem Worte: die völlige Unfreiheit des Menschen" zum Mißfallen mancher Kreise zu erörtern.

Diese Kreise erkannten nicht, daß es sich hier, wie in den Ergänzungsbänden der Deutschen Geschichte schon geschildert worden ist[1], um Übergangserscheinungen, die zu einer neuen, zweiten Periode des Subjektivismus hinüberführten, handelte — Erscheinungen, die, wie das heute schon unwiderleglich ist, in einer höheren Stufe der Entwicklung den Erscheinungen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges des 18. Jahrhunderts entsprachen: — und so haben sie erleben müssen, daß, aus den eingeborensten Wesenszügen des Subjektivismus her, allem Emanzipationsdrange die wenn auch noch nicht völlig ausgebildete Zeit eines neuen Demokratismus gefolgt ist, den man einstweilen als Sozial-Aristokratismus bezeichnen mag.

Nun versteht es sich, daß der Abwendung dieser öffentlich-sittlichen Grundstimmung des Subjektivismus konkretere Ausprägungen auf dem Gebiete des Staatslebens und der politischen Geschichte wie des Familienlebens und der Gesellschaft parallel gelaufen sein müssen.

In letzterer Hinsicht ist namentlich die volle Umwandlung des Familienlebens im Sinne freiheitlicherer Entwicklung und die fortschreitende Emanzipation des Frauendaseins seit der Mitte etwa des 18. Jahrhunderts charakteristisch. Indes führt ihre Geschichte so tief in tausend Verzweigungen der psychischen Entwicklung überhaupt, daß sie an dieser Stelle nicht erzählt werden kann.

[1] Vgl. namentlich Bd. I, 464 ff.

Gröber und leichter faßbar ist dagegen die Abwandlung der politischen Grundmaximen.

Natürlich entsprach dem verschwommenen, rein geistig-gesellschaftlichen Demokratismus des 18. Jahrhunderts ein grundsätzlicher Kosmopolitismus: ja eben in ihm hat er sich am sichtbarsten ausgewirkt. War die älteste Art der Nächstenliebe, jener früher gleichsam patriarchalischen Auswirkungsform des Demokratismus, an die Kreise des Geschlechtes und der Familie bis zu dem Grade gebunden gewesen, daß eben die Geschlechtsgenossen die „Nachbarn" waren; hatte dann die mittelalterliche Kirche die Nächstenliebe als eine Form der Askese und der zumeist äußerlichen Charitas gepredigt, die man in den Schenkungen pro salute animae als vor allem dem eigenen Ich zugute kommend ansah: so gründete sich der praktische Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts auf die Humanität: auf den Gedanken der innerlichen Gleichheit und darum Einheit eines zu höchsten Zielen bestimmten Menschengeschlechts. In dieser Begründung vor allem ist er enthusiastisch gehegt und gefeiert worden:

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Man höre Schillers Verse in der triumphierenden Ekstase des vierten Satzes von Beethovens neunter Symphonie: und man wird sich lebendig umrauscht fühlen von dem Flügelschlage dieses lebensfrohesten aller Kosmopolitismen.

Und es war ein Kosmopolitismus doch schließlich nicht ohne starken realen Hintergrund. In welch umfangreicher Stärke hatte doch schon ständiger geistiger Austausch zwischen den großen europäischen Nationen des Westens und der Mitte zum erstenmal ein immer internationaler werdendes Geistesleben gefördert! „Wir klagen über den engen Kreis der Ideen, die im Mittelalter Nation von Nation trennten; bei uns sind gottlob alle Nationalcharaktere ausgelöscht. Wir lieben uns alle, oder vielmehr keiner bedarf's, den anderen zu lieben; wir

gehen miteinander um, sind einander völlig gleich, gesittet, höflich, glückselig, haben zwar kein Vaterland, keine Unseren, für die wir leben, aber sind Menschenfreunde und Weltbürger." Es sind übertreibende Worte Herders aus dem Jahre 1774; doch konnte Goethe in den Greisenjahren seines Lebens mit Recht von einer beginnenden Weltliteratur sprechen. Und auch die politischen Faktoren fehlten nicht ganz. Nachdem sich das Jahrhundert von 1650 bis 1750 in Handels- und Industriekriegen erschöpft hatte, lernte man einsehen, daß es über all dem Streit ein Höheres gebe: die Gemeinsamkeit aller wirtschaftlichen und sozialen Interessen. Und indem diese Erfahrung durch die Lehren des nationalökonomischen Subjektivismus zunächst in England und Frankreich, dann auch in Deutschland eine wenigstens den Frieden Europas fördernde Gewähr erhielt, konnte man sich einem ruhigen internationalen Fortschritte hingeben, der eigentlich erst mit der Freihandelsära von 1860 bis 1875 sein Ende erreichte.

Inzwischen war aber das eigentlich erst klassische Gemeingefühl des Subjektivismus der ersten Menschenalter des 19. Jahrhunderts erwachsen: der Nationalismus. Derselbe Herder, der für einen unbedingten Kosmopolitismus schwärmte, hatte sich doch schon mit Stolz der Taten der Ahnen gerühmt: von den Germanen an bis herab auf die Tage Friedrichs des Großen. Denn historischer Nationalstolz ist das eigentliche Grundgefühl des Nationalismus; schon im Prolog zur Lex Salica hat er sich in der Form des Stammesgefühls in berühmten Worten ein Denkmal gesetzt. Dazu kam dann die Empfindung der anschwellenden Kraft des neuen Seelenlebens: im Grunde fühlte man sich in den Tagen der klassischen Dichtung und der individualistischen Philosophie allen Völkern überlegen und sprach das auch aus. Als dann aber der Fremdling von Westen her eindrang, als die Jahre der Bedrängnis in den Freiheitskämpfen ein erstes kriegerisches Heldentum der neuen Welt zeitigten: da flammte der Nationalstolz auf in dem herrlichsten seiner Brände, um in dieser Glut, wenn auch gelegentlich unter Aschen glimmend, bis heute nicht zu erlöschen.

Sind aber diese äußeren Ereignisse und andere verwandter Art die eigentlichen Ursachen des Nationalismus? Die Frage bejahen, hieße soviel wie die Erklärung der seelischen Tiefen eines Individuums in den Äußerlichkeiten seines Lebensganges suchen. Nein: weit mehr im unmittelbaren Wesen des Subjektivismus ist der Nationalismus verankert. In subjektivistischen Zeiten führt die steigende Erweiterung des Lebenskreises, in der recht eigentlich sich jedes Subjekt auswirkt und auswirken kann, allmählich jedem eine unendliche Fülle und Verschiedenartigkeit der Lebensbeziehungen, den aufeinanderfolgenden Geschlechtern aber zugleich eine ebensolche Fülle und Verschiedenartigkeit der Vererbungen zu: eine ungeheuere Durchflechtung der Interessen ist die Folge. Es ist klar, daß ein solches Leben nur in der Freiheit gedeihen kann. Klar ist aber auch, daß es seine Begrenzung haben muß, soll es nicht dem Siechtum und dem Tode der Zersplitterung verfallen. Dies ist nun die Stelle, wo der nationale Rahmen wirksam wird: er allein noch, in seinem weiten Umfange, hält dies Leben zusammen. Und so erklärt es sich, daß sich auf seine Erhaltung oder, wo er noch nicht erreicht ist, seine Erringung alle großen Interessen einstellen, alle begeisternde Liebe, aller Nationalstolz der Vergangenheit einwirkt. Indem aber der ersehnte oder errungene Gesamtzustand nicht ohne ungezwungenste innere Bewegung erhalten werden kann, vereinigt sich die Liebe der Freiheit mit der zum Vaterland: werden Nationalismus und Liberalismus zu Kampfrufen des Jahrhunderts.

Aber sie sind nicht letzte Worte des subjektivistischen Zeitalters. Die Jahre nahen, da der Nationalstolz nach errungener Einheit und Freiheit von den früheren Schlacken der Bewegung gereinigt wird: nur das Bewußtsein eines besonderen Wertes der Nation und besonderer Volksgaben soll er nun noch sein, von Gaben, deren Bestand zu ihrer Entwicklung, ihrer Behauptung und Mehrung in der Welt verpflichtet. Es ist ein Nationalstolz, der, indem er die eigene Nation als besondere Persönlichkeit und darum als notwendiges Glied der weltgeschichtlichen Entwicklung erachtet, sich nun auch in neuen,

nicht mehr bloß ideologischen, sondern sehr realen, ja materiellen internationalen Beziehungen, und vor allem in einem neuen Kosmopolitismus dieser Beziehungen bewähren kann.

Dieser neue Kosmopolitismus aber ist seit den späteren Zeiten des 19. Jahrhunderts immer reicher entfaltet worden. Jetzt erscheint die Nationalität nicht mehr in dem Grade wie früher als das höchste, noch denkbare Gefäß menschlicher Gemeinschaftsentwicklung. Jetzt wird es denkbar, daß mit immer entschiedenerer Überwindung der Raumhindernisse auf Erden größere Gemeinschaften wenigstens in gewissen Lebensbeziehungen an die Stelle der Nationen treten könnten; und schon scheinen einige der wichtigsten Vorbedingungen einer solchen Fortbildung erfüllt oder der Erfüllung nahe.

Werden da nicht ganz neue Gemeingefühle mehr internationaler, bis zu einem gewissen Grade kosmopolitisch-praktischer Art auftreten? Die Nationen schaudern in Chauvinismen, in Paroxysmen des Nationalstolzes, vor der Möglichkeit ihres Nahens. Denn soviel ist klar: mehr als je werden sie dann arbeitsteilig und damit berufsunfreier eingeordnet werden in den ehernen Gang der universalen Entwicklung.

Aber wir brechen ab; ein rückwärts gewandter Prophet zu sein, ist allein die Rolle, die dem Erzähler zukommt.

III.

Versucht man das Seelenleben des individualistischen Zeitalters mit dem des subjektivistischen auch nur in den größesten Erscheinungen zu vergleichen, so ergibt sich alsbald, daß das zwar in jedem Punkte möglich, bei der fast unendlichen Zahl dieser Punkte aber im ganzen wiederum ungemein schwierig, ja in einem kurzen Rahmen einleitender Bemerkungen unmöglich ist: schließlich wird die ganze Erzählung der nächsten Bände innerlich immer wieder auf eine solche Vergleichung hinauslaufen oder sie wenigstens zwischen den Zeilen nahelegen.

Dennoch ist es nicht ohne Berechtigung, hier, noch vor den Eingangspforten der Darstellung des neuen Zeitalters,

einige der auffallendsten Unterschiede zu erwähnen: zur Feststellung der Bedeutung des subjektivistischen Zeitalters im Ablaufe der nationalen Geschichte, wie zum besseren Verständnis seiner später mehr im einzelnen zu schildernden Eigenschaften.

Zu unterscheiden ist bei einem solchen Vorhaben vor allem zwischen primären Gegensätzen, in denen sich der Gesamtverlauf der beiden Zeitalter des Individualismus und Subjektivismus jederzeit und grundsätzlich vollzieht, und sekundären Kontrasten, deren beide Glieder nur die letzten Zeiten des Individualismus und die Anfänge des Subjektivismus umfassen. Solche sekundäre Kontraste sind überaus zahlreich, wie auch an sich noch immer tiefgreifend genug; und ihr reicher Bestand wird den nicht wundernehmen, der sich erinnert, daß der Übergang von einem Zeitalter zum anderen unter allen Umständen nach dem psychologischen Prinzipe der Kontrastverstärkung verläuft. Denn alle geschichtliche Entwicklung schon, vor allem aber jene spezifisch starke, die in Übergangszeiten wahrgenommen werden kann, beruht mit auf dem Umschlagen von Gefühls- und Willensrichtungen in ihre Gegensätze, der Lust in Unlust, des Begehrens in Widerstreben usw. Ja es ließe sich eine, wenn auch hier nicht vertretene und an sich gewiß einseitige Geschichtsauffassung denken, der menschliche Entwicklung als nichts denn eine Resultante aus den Schwankungen erscheinen könnte, die fortwährend zwischen jenen zwei entgegengesetzten Phasen vermitteln.

Zu diesen sekundären Gegensätzen gehört nun vor allem der zwischen dem Rationalismus des endenden individualistischen und dem Mystizismus des beginnenden subjektivistischen Zeitalters; denn wenn auch nicht zu leugnen ist, daß das individualistische Zeitalter sich von vornherein durch eine Bevorzugung, ja fast einen Kult des Intellekts auszeichnete, so bleibt doch bestehen, daß seine erste Periode alles andere als rein rationalistisch gewesen ist: es war die Zeit der enthusiastischen Verstandeskultur des 15. und 16. Jahrhunderts, der halb mystischen Frömmigkeit des ursprünglichen Luthertums, der

hohen Blüte der Phantasietätigkeit in Malerei und Plastik, des naturwissenschaftlichen und philosophischen Pandynamismus. Erst die zweite Periode des individualistischen Zeitalters hat demgegenüber die volle Entfaltung einer Rationalisierung des Seelenlebens gebracht; wie denn jedes Kulturzeitalter in seinem späteren Verlaufe zur Rationalisierung seiner früher in schöpferischer Un- und Halbbewußtheit entwickelten Errungenschaften neigen wird. Aber wird nicht, eben in diesem Zusammenhange, der Beginn auch jedes neuen Zeitalters mystisch gerichtet sein, wie es der frühe Subjektivismus in Dichtung und Religion, vor allem aber in spekulativer Philosophie gewesen ist? So ergeben sich denn die Gegensätze von Rationalismus und frühsubjektivistischem Mystizismus nur als besondere zeitliche Ausprägungen eines allgemeinen Gegensatzes, der der psychischen Mechanik von Übergangszeiten der Kultur überhaupt eignet.

Was aber umschließt dieser einfache Kontrast nicht alles an gewaltigen und ausgedehnten Kulturerscheinungen des 18. und 19. Jahrhunderts: hier nüchtern-teleologische Anschauung der Welt — dort enthusiastisches Erfassen des kausalen Entwicklungsgedankens; hier das Nützlichkeitsprinzip der Moral Wolffs — dort Kants ethischer Rigorismus; hier die Lehre von der Lernbarkeit der Phantasietätigkeit — dort die Vorstellung von organischem Wachstum von Dichtung und Kunst und von einem unpersönlichen Stile der Zeiten: sind es nicht Gegensätze, die ganze und höchste Lebensgebiete so gut wie beherrscht haben? Und viele tausend andere ordnen sich ihnen darum wieder unter; es sei auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit nur an den Gegensatz zwischen Pedant (Philister) und Kraftgenie erinnert.

Wesentlich für all diese sekundären Kontraste ist, daß ihre Polarität nicht so groß ist, als daß sich nicht für sie noch während ihres verhältnismäßig kurzen Verlaufes, der selten mehr als einige Menschenalter umfaßt, starke innere gegenseitige Beziehungen positiver Art und verbindende Elemente mit Sicherheit nachweisen ließen. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht namentlich die Stellung der Antike, dessen, was man

helleniſche Renaiſſance genannt hat, von etwa 1720 bis 1830. Dieſe Renaiſſance iſt bekanntlich dem Nationalismus und dem Frühſubjektivismus in gleicher Weiſe eigen geweſen; die Renaiſſancebeſtrebungen begannen noch im Zeitalter der Perücke und des Zopfes auf der Grundlage älterer Renaiſſanceformen ihren Aufſchwung zu nehmen, und ſie gingen erſt lange nach den Freiheitskriegen einer ſtärkeren Abſchwächung entgegen. In der Tat konnten auch Nationalismus und Frühſubjektivismus in gleicher Weiſe von ihnen zehren. Denn entnahm der Nationalismus ihrem Einfluſſe vor allem den Gedanken, daß Kunſt und Dichtung lehr- und lernbar ſeien vom ſchlichten Gebrauche des Gradus ad Parnassum bis zu den Konzeptionen höchſter Phantaſie, und begeiſterte ſich der Frühſubjektivismus ganz im Gegenſatze hierzu an der phantaſievollen Urſprünglichkeit Homers und dem Genius eines Sophokles, ſo lag doch beiden Strömungen der Gedanke gleich nahe, im tieferen Fortſchritte der eigenen Kultur ſich vor allem auf das Vorbild der Alten zu ſtützen, ſich von ihnen fördern zu laſſen. Und nebenſächlich war es dabei, daß am Ende doch auch für den Subjektivismus das lehrhafte Element überwog, daß dem unter ſeinem Einfluſſe entwickelten Bedürfniſſe nach Kunſtgeſetzen, nach ſtarker gedanklicher Klarheit, nach beſtimmender philoſophiſcher Bildung ſchließlich ein Zuſtand folgte, in dem die Sucht der Vertreter der Antike, die Poeſie über alle Gebiete des Geiſtes auszudehnen, zu einer pragmatiſchen Wiſſenſchaft wenigſtens des Geiſtes, und die Neigung, dieſelbe Poeſie praktiſch zu verwerten, zur Rhetorik führte: denn dieſe Entwicklung gehört erſt dem reifen 19. Jahrhundert und damit einer Zeit an, in der auch der allgemeine myſtiſche Charakter der Frühzeit des Subjektivismus einer anderen Stimmung, dem Realismus der dreißiger bis ſiebziger Jahre, gewichen war.

Eines aber ergibt ſich doch auch aus dieſen Zuſammenhängen: die ſekundären Gegenſätze, wie ſie ſoeben nur kurz geſchildert ſind, während ſie ſich den beiden erſten Abſchnitten dieſer Einleitung leicht in der vollen Breite ihrer Wirkung entnehmen laſſen, bargen in ſich auch ſchon ein grundſätzliches,

ein primäres Element. Um es an einem einzelnen Beispiel noch deutlicher zu kennzeichnen: wenn man es in den Zeiten des Rationalismus nicht zu einer Erkenntnis des Begriffes des Stiles brachte, so hing das gewiß mit der rationalen Anschauung von der Lehrbarkeit der Phantasietätigkeit zusammen, entsprach doch aber auch tiefer noch der Eigenart des Individualismus, sich die vielen seelischen Bedingungen eines phantasievollen Schaffens ausschließlich an das Einzelindividuum gebunden zu denken — während der Subjektivismus diese Isolierung des Individuums grundsätzlich nicht kannte und darum schon in seinen Anfängen auch enthusiastisch-mystischen Auffassungen der Phantasietätigkeit freie Bahn schuf.

Und wie sollte es denn auch anders sein? Sekundäre Gegensätze werden mit einem Teil ihrer Spannung stets in primären wurzeln. Diese aber sind für den Unterschied zwischen Individualismus und Subjektivismus natürlich in dem Charakter der Persönlichkeit als dem Diapason des gesamten seelischen Lebens überhaupt gegeben.

Auf diesem Gebiete ist das, was äußerlich am meisten als unterschiedlich zwischen Individualismus und Subjektivismus auffällt, zunächst wohl in der Äußerungsfähigkeit der beiderseitigen Persönlichkeiten zu suchen: hier ein grundsätzliches Sichbeschränken auf sich selbst und den nächsten Umkreis dieses Selbst; dort ein reiches Auswirken nach außen, wie nachher ins eigene Innere zurück: ein Überströmen der Willens- und Gemütselemente der Seele in Natur und vor allem Menschheit, und im Gegensatze zu dem isolierenden Individualismus die reichste Entwicklung der Gemeingefühle. Aber dieser Unterschied führt doch noch nicht ganz in das Kernhafteste der beiderseitigen Abweichungen. Näher treten wir diesem schon, wenn wir die Frage nach der spezifischen Freiheit des Diapasons, der Kollektivpersönlichkeit beider Zeitalter erheben. Hier läßt sich auf dem Gebiete, das die freiheitliche Entwicklung am besten zu übersehen erlaubt, auf dem religiösen, wahrnehmen, wie allerdings zugunsten des Subjektivismus ein wichtiger Unterschied besteht, der einen Fortschritt der Entwicklung be-

deutet. Auch die Seelen des Individualismus waren religiös noch gebunden, im Luthertum an Dogma und Sakrament, in den reformierten Kirchen schließlich doch auch an ein dem Sakramentalen nahe stehendes Dogma. Und Sakrament und Dogma galten als unverbrüchlich. Das Zeitalter des Subjektivismus dagegen kennt keine dieser Bindungen mehr: ganz als ihre eigene Priesterin und Lehrerin, völlig frei soll die Seele des einzelnen ihre Lebens- und Weltanschauung bilden, ihren Gott suchen, fürchten, lieben, verfluchen. Es ist eine Freiheit, die nur höchster Selbsterziehung gewährt werden kann, und darum setzt ihre Erringung Persönlichkeiten aktivster Natur voraus, die sich selbst wie andere zu beeinflussen, zu bilden und zu binden wissen.

Allein ist zu verkennen, daß, neben diesen Unterschieden der Psyche des Individualismus von der des Subjektivismus, zwischen beiden doch auch wieder viele Übereinstimmungen bestehen, die sie beide — und mit ihnen den Charakter der ganzen Neuzeit — als gemeinsam abweichend von früheren psychischen Ausgestaltungen — und damit von dem seelischen Charakter des Mittelalters und der Urzeit — erscheinen lassen? Als Untergrund dieser Übereinstimmungen wird sich vor allem jene stärkere Hinneigung zur Wissenschaft herausstellen, die allen höheren Kulturen eigen ist, und das heißt jene intellektuell-kausale Formgebung alles Seelenlebens, die mit dem Übergange zum häufigeren Gebrauche des induktiven Schlusses aufzutreten pflegt und wie eine größere seelische Freiheit, so ein rascheres Wachstum des Erfahrungsreichtums bedeutet.

Von dieser gemeinsamen Grundlage aus läßt sich dann der wesentlichste Unterschied des Individualismus und Subjektivismus nochmals tiefer begreifen. Je reicher die Erfahrungen sind, deren sich die Einzelperson zu bemächtigen hat, um voll zu leben, um so stärker und allseitiger muß ihre psychische Energie entwickelt sein, um so mehr muß sie sich als Mittelpunkt wichtiger Beziehungen anzuschauen wissen, um so mehr muß damit auch ihre persönliche Daseinsempfindung wachsen. Es sind die nunmehr eigentlichsten Unterschiede des Subjektivismus vom Individualismus auf der gleichen all-

gemeinen Entwicklungsgrundlage: eine höhere Freiheit, ein breiteres Wirken in sich selbst hinein und in die Welt, ein bewußteres Hervortreten der sogenannten unteren Seelenkräfte, des Gemütes, des Willens, der Triebe, der Empfindungen: eine allgemeine Intensivierung des seelischen Diapasons überhaupt gegenüber der individualistischen Zeit bezeichnet den Subjektivismus.

Soll nun nach alledem noch der Unterschied des jüngsten Kulturzeitalters von den früheren Zeitaltern des Mittelalters und der Urzeit mit zwei Worten erörtert werden, so begreift sich ohne weiteres, daß die wichtigsten Unterschiede dann am einfachsten und anschaulichsten herausspringen werden, wenn man die entferntesten Zeitalter, das der letzten anderthalb Jahrhunderte und das der Urzeit, sich gegenüberstellt. Dabei wird es bei der, in dieser Perspektive gesehen, engeren Verwandtschaft des Subjektivismus und Individualismus wiederum möglich sein, in die Betrachtung auch gelegentlich Bemerkungen über die Stellung des Individualismus einzustreuen. Haben doch besonders fortgeschrittene Geister schon der ersten Menschenalter des Individualismus gelegentlich Lichtblicke bis in subjektivistische Fernen hinein getan: so Zwingli, wenn er mit dem Ausspruche „Vom Himmel ist das ‚erkenne dich selbst' herabgestiegen" Kants praktische Philosophie, so Servede, wenn er mit dem Satze, daß für die menschliche Erkenntnis das Erkenntnisobjekt jederzeit in der Anschauung gelegen sein müsse, Kants theoretischen Kritizismus in bestimmterer Ahnung vorweg nahm.

So allgemeine Betrachtungen über den historischen Verlauf, wie sie nunmehr nötig sind, werden aber immer an erster Stelle von der Tatsache auszugehen haben, daß der Mensch als geschichtliche Kraft ein gesellschaftliches Wesen ist. Ja man kann in diesem Zusammenhange vielleicht geradezu von einem grundsätzlichen Element der menschlichen Geistesanlage reden, das in den Regungen des Gewissens wie den Idealen der Kunst auf Einheit von Gott und Welt, auf Zusammenwirken wenigstens aller Menschen gerichtet wäre, und kann in der

Ausbildung dieses Elementes, in der Verbürgerung gleichsam der Menschen, eine höchste Aufgabe der Kulturgeschichte erblicken wollen. Wie dem aber auch sei: die Kultur selbst gipfelt sicherlich nicht in dem persönlichen Wohlbefinden des einzelnen, sondern im schöpferischen Zusammenwirken aller; und nur die sozialpsychischen Mächte erhalten das Individuum auf die Dauer in ungebrochener sittlicher Kraft. Insbesondere wird auch die moderne sittliche Lebenssphäre, so sehr sie als eine persönliche der bewußten Ausbildungspflicht des einzelnen überlassen ist, innerlich doch durch die Sozialisierung dieses einzelnen bedingt. Denn jeder hat heute tausend und abertausend Beziehungen; und verfolgt er individuelle Zwecke, so ist das unmöglich, ohne tausend Fäden dieser Beziehungen in Bewegung zu setzen: und das heißt: sich sozialer Vermittlungen zu bedienen, die das allgemeine Interesse schon versittlicht hat.

Wie anders erscheint gegenüber dieser persönlichen Freiheit sittlicher Bewegung bei aller Moralisierung der ihr zu Gebote stehenden Mittel die empirische Freiheit der Urzeit! Es war die Freiheit der Recken, der Helden, die wilde Freiheit der großen Persönlichkeit noch unserer ältesten Heldensagen. Denn wer ist zu Urzeiten frei? Der Ungebundene. Wohin wir auch schauen in den Urzeiten der verschiedensten Völker und nicht zum mindesten in der Urzeit unserer eigenen Nation, da erblicken wir eine gesellschaftliche und staatliche Kultur, in der der einzelne noch kaum organisches Glied des Ganzen ist: als die Glieder, die Staat und Gesellschaft bilden, erscheinen vielmehr noch Familie und Geschlecht. Innerhalb dieser schon einigermaßen individualisierten, mit besonderen Kennzeichen und Eigenschaften ausgestatteten Verbände aber erscheint der einzelne doch nur als Exemplar und darum noch nicht als individuell, sondern als fungibel. Nichts ist in dieser Hinsicht charakteristischer, als daß es bei Blutrache eines Geschlechts gegen das andere dem beleidigten Geschlechte ursprünglich gar nicht darauf ankam, den dem anderen Geschlechte angehörigen Mörder, sondern überhaupt nur einen Angehörigen dieses Geschlechts dem Rachegedanken zu opfern:

eine Auffassung, die, praktisch durchgeführt, natürlich zu immer wiederholtem gegenseitigen Totschlag und damit nicht selten fast zur Vernichtung der Geschlechter führen konnte. Es ist wie ein Kriegszustand von heute; niemand ist des anderen persönlicher Feind; es gibt keine individuellen Beziehungen selbst der Freundschaft und Feindschaft; Masse ist Masse entgegengesetzt. Und wie heutzutage sich ein solcher Ausnahmezustand nur einleiten und durchführen läßt bei strengster Drillung der Masse, derart, daß in der Masse, hinter der Uniform die Persönlichkeit verschwindet: so war der gesamte Zustand der Urzeit überhaupt auf solch ein Verschwinden, richtiger Ungeborensein der Persönlichkeit gestellt; in härtesten, allgemein gültigen Ordnungen lebte der einzelne dahin, noch nicht innerlich individuell durcharbeitet und durchpulst, sondern ein Herdenwesen, einer dem anderen gleich, ja sogar äußerlich gleichend; römische Zeugnisse berichten uns von dem Erstaunen, das immer wieder die zum Verwechseln starke Ähnlichkeit der Germanen untereinander bei den Kulturvölkern des Mittelmeeres hervorrief.

Wenn nun eine einzelne Person sich dieser allgemeinen Gebundenheit entwinden konnte oder wenn sie ihr irgendwie entzogen wurde: dann allerdings war sie auch frei: aber frei im Sinne der Ungebundenheit. Keine tiefe innerliche Erziehung aus den Zeiten der Gebundenheit her gab ihr noch Maß und überlegene Bildung; auf Willkür gestellt, war sie wie das Tier, wie ein Wolf, ein Gänger des Waldes. Was ihr noch blieb, das war fast nur noch das Moment anererbter Tüchtigkeit; mit ihm mochte sie wuchern.

Hält man diesem seelischen Zustande das Bild der subjektivistischen Freiheit entgegen, so sieht man wohl den Unterschied. Das subjektive Leben hat jede äußerliche Gebundenheit abgeworfen, und die Freiheit der Personen zu gehen und zu wandeln, zu tun und zu handeln erscheint, von außen betrachtet, unbedingt. Aber wie ist es doch umgrenzt von sittlichen Handlungsmöglichkeiten, die an sich schon eine Willkür auszuschließen scheinen, und denen es sich im Sinne des Gewinnes höherer Variabilität und Verselbständigung anzupassen hat. Und

wie ist es schon von unzähligen solcher Handlungsmöglichkeiten durch zahlreiche Generationen der Vergangenheit herab innerlich erzogen worden zu einer Freiheit, die eben eine Freiheit der Erziehung ist und darum innerliche Gebundenheit an ein persönliches wie ein soziales Gewissen voraussetzt.

Und so erhält man für jüngste und älteste Zeiten einen merkwürdigen Entwicklungsgang der Freiheit und damit der alle Willenstätigkeit regelnden Elemente: die Urzeit kennt bloß eine Freiheit der Willkür für solche Individuen, die sich den starken äußerlichen, wenn auch unbewußten Zwangseinrichtungen jener Kultur entziehen; innerhalb dieser aber erscheint der Wille unbewußt gebunden, da die Zahl der Ursachen und Ursachenkombinationen, die ihn bestimmt, gering ist; — das Zeitalter des Subjektivismus dagegen und verhältnismäßig auch schon das des Individualismus kennt nur eine bewußte Gebundenheit, dagegen eine äußerlich gewährleistete Freiheit des Handelns, da die Zahl der Ursachen, die den Willen bestimmen, gewaltig gestiegen ist. In dem einen Zeitalter herrscht Willkür neben engster äußerlicher Gebundenheit, in dem anderen ein Wille, vor dem die Willkür schweigt, neben weitester äußerlicher Freiheit des Handelns: die Freiheit des Handelns ist in niederer Kultur real und unbedingt, in hoher Kultur dagegen formal und bedingt: Abwesenheit von störendem Zwang in der Ausübung innerlicher Erzogenheit.

Dabei versteht sich, daß durch die Feststellung dieses Gegensatzes der Beantwortung der philosophisch-metaphysischen Frage nach Freiheit und Notwendigkeit nicht vorgegriffen wird. Denn da im Bereiche historischer Forschung und Erzählung niemals alle Determinanten eines Willensaktes aufgesucht und geschildert werden können, so bleibt in diesem Bereiche, gleichviel welches die Ergebnisse für die einzelnen Kulturzeitalter sein mögen, noch immer die Alternative der philosophischen Lösung möglich: daß nämlich die Determinanten entweder noch ein unauflösliches persönliches Element bergen, oder aber, daß sie sämtlich einfachste außerpersönliche Ursachen sind.

Das eine aber ergibt sich ohne weiteres aus der so ver-

schiedenartigen empirischen Ausbildung der Willenstätigkeit auf hoher und niederer Kulturstufe: daß auch der Intellekt in beiden sehr verschieden entwickelt sein muß. Denn sicher ist der Satz richtig, daß der Mensch eine Freiheit genießt, deren Charakter davon abhängt, bis zu welchem Grade er sich daran gewöhnt hat, sich bei seinen Handlungen von der Überlegung statt von unmittelbaren Eindrücken leiten zu lassen. Oder sollte es gar der Intellekt sein, der von sich aus, aus eben seiner Entwicklung her, vorwiegend die Entwicklung der Willenstätigkeit leitet? Man steht da vor einer Frage, die das Zeitalter des Subjektivismus zugunsten einer primären Stellung des Willens zu entscheiden geneigt sein wird; die individualistischen Köpfe des 16. bis 18. Jahrhunderts dagegen würden sie mit Bestimmtheit zugunsten des Intellekts beantwortet haben.

Bedenkt man nun aber, daß die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Überlegung sich mit der wachsenden Zahl der Vorstellungen verstärkt, die ihrerseits wiederum von der Zunahme der Reize abhängt, die der Seele zugeführt werden, so versteht man, wie mit dem Emporschnellen der Reizmassen von Kulturzeitalter zu Kulturzeitalter auch Gefühl und Empfindung sich wandeln müssen: denn diese erscheinen um so freier, je größer die Zahl der Vorstellungen ist, durch die sie nüanziert werden. Daher steht denn der massiven Leidenschaftlichkeit der Urzeit die äußerliche Ruhe und Abtönung der modernen Empfindung gegenüber; das Gefühl erscheint jetzt gleichsam vom Willen losgelöst, so namentlich auf ästhetischem Gebiete; und wo dem Menschen der Urzeit gleichsam von Zeit zu Zeit elektrische Funken unter lauten Detonationen entsprangen, da phosphoresziert die Seele des subjektiven Menschen fast nur noch von innen heraus, und Empfindsamkeit und Reizbarkeit werden zu charakteristischen Bezeichnungen ihrer Gesamtverfassung in gewissen Momenten ihrer Entwicklung. –

Mit diesen wenigen Bemerkungen soll die Schilderung des Gegensatzes zwischen frühester und jüngster Zeit deutscher Geschichte keineswegs erschöpft sein. Das reiche Leben dieses Gegensatzes läßt sich nicht in ein paar Formeln bannen; dem

Historiker zudem wird es immer näher liegen, zu erzählen, als zu definieren; und seine Philosophie, der die mehr oder minder starke Begrenztheit der Gedankenbauten der verschiedensten Zeitalter gegenwärtig ist, bleibt gern die des Aphorismus.

Immerhin aber mögen diese Andeutungen genügen, um zeigen zu können, wie sich nun zwischen die Gegensätze von Urzeit und Neuzeit die Kultur der mittleren Zeiten einschiebt.

Wenn wir uns dabei zunächst auf dem Gebiete der intellektuellen Entwicklung umsehen, so wird dadurch zugleich das bisher gezeichnete Bild ergänzt. Spricht man für die jüngste Zeit von einer Freiheit der Willenstätigkeit in der Wahl des Berufes, wie in der Ausübung sozialer und politischer Rechte, die früher nie bestand, so läßt sich daneben eine Freiheit des Denkens und der Meinungsäußerung wahrnehmen, die ebenfalls in früheren Zeiten, geschweige denn in der Urzeit, keinerlei Gegenbild findet. Und wiederum wie bei der sozialen und politischen Freiheit spielt hier das Moment des Bewußt-Unbewußten herein. Der heutigen Freiheit des Denkens sind wir uns in hohem Grade bewußt, denn sie ist erkämpft worden und muß gelegentlich noch erkämpft worden; die Gebundenheit ihres Denkens kam den Menschen der Urzeit nicht zum Bewußtsein.

Unter diesen Umständen nahm nun das Denken dieser Zeit eine sehr eigenartige Form an. Da die Einheit des Denkenden und der Welt als Denkstoff noch durch keinerlei Bewußtsein der Denkfreiheit aufgehoben war, so wurde die Welt nach Analogie des menschlichen Daseins, in gleichsam unbewußter Einverleibung in menschliches Dasein, verstanden: und ein durchgehender Symbolismus bevölkerte Baum und Strauch mit konkreten, dem Menschen analog gestalteten Bildungskräften, wie er den Donner Thor, das Wehen des Windes Wotan, das Blitzen der Sonne Ziu zuschrieb. Es ist genau der Gegensatz zum Denken des Kantschen Kritizismus und der Philosopheme, die diesem folgten. Während diese die Welt bewußt zu einer solchen der Vorstellung machen und in diesem Sinne der menschlichen Seele einschreiben, vollzieht

die Kultur der Urzeit diesen Prozeß unbewußt: und demgemäß ist der Symbolismus für die Urzeit ein natürliches Denkmittel, während er für den Subjektivismus eine Form bewußter Mystik darstellt.

Zwischen diesen beiden Welten steht nun die Form des mittelalterlichen Denkens. Dieses Denken vollzog noch nicht die subjektive Inkorporation der Welt in die menschliche Seele: das subjektiv Beobachtete galt ihm unbedingt noch als das auch objektiv Seiende. Aber es stand auch nicht mehr mit der unbewußten Naivität der Urzeit in der Welt; doch hatte es aus deren Identifikation von menschlichem und weltlichem Wesen noch die Vorstellung beibehalten, daß menschliche Zwecksetzung von den Dingen nicht zu trennen sei; und so verharrte sein Denken und seine Wissenschaft noch unter streng anthropozentrisch-teleologischem Zeichen.

Wie klar aber läßt sich gerade auf diesem Gebiete auch wiederum die Stellung des individualistischen Zeitalters zu Mittelalter und Subjektivismus darlegen: sehr natürlich, handelt es sich doch um das vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besonders gepflegte Gebiet des Verstandes. Da war nun die Philosophie dieser Zeit gewiß noch nicht hinabgetaucht in die Tiefen des menschlichen Seelenlebens, die durch die Kultur und Psychologie des Subjektivismus erschlossen worden sind, so sehr gelegentlich schon einmal die Frage aufgeworfen wird, ob denn das bloße Vermögen lebendiger Tätigkeit nicht am Ende doch den Urquell psychischen Seins bilde. Gleichwohl galt das Individuum doch schon als eine von der Natur in jedem Betrachte geschiedene Einheit, und der Versuch, ihm die Welt einzuverleiben, wurde daher auch schon, zwar noch nicht mit den Mitteln des Kantschen Kritizismus, doch aber durch die Statuierung einer höheren intellektuellen Auswirkungsfähigkeit des Individuums in der Vernunft gemacht. Diese Vernunft galt nämlich als das Mittel, die Welt zu beherrschen, indem man diese rationalisierte, in Begriffe auflöste. So kam es zu der Lehre von den der menschlichen Seele eingeborenen Ideen, von deren Summe aus

einerseits die Welt deduktiv entwickelt, anderseits die Einheit des Seienden mit scheinbar unwiderleglicher Logik zumeist in einem geistigen Prinzipe, in der absoluten Form des individualen Ichs, in Gott gefunden wurde. Es ist eine Lösung, die das Denken des 16. bis 18. Jahrhunderts näher zu dem des 19. Jahrhunderts herandrängt, so wenig gewisse Beziehungen zu dem früheren, mittelalterlichen Wesen des Denkens verkannt werden können: und in diesem Zusammenhange spiegelt der Intellekt des 16. bis 18. Jahrhunderts die gesamte geschichtliche Stellung des individualistischen Zeitalters vorbildlich wider.

Aber auch auf dem Gebiete der Willenstätigkeit läßt sich der Charakter des mittelalterlichen Kulturzeitalters als ein mittlerer zwischen Urzeit und Individualismus und insbesondere Subjektivismus nunmehr leicht erfassen: folgt er doch, bei dem engen Zusammenhange zwischen Verstand und Willen, im Grunde wiederum schon aus der soeben dargestellten Stetigkeit der intellektuellen Entwicklung.

Der voluntaristische Charakter der Urzeit war am deutlichsten und sichtbarlichsten durch die Tatsache der großen gebundenen Lebensgemeinschaften, vor allem des Geschlechtes, bestimmt gewesen: ihnen gegenüber war die Einzelpersönlichkeit noch kaum individuell entfaltet. Demgegenüber geht die neuere Zeit seit dem 15. und 16. Jahrhundert von dem Pol des Individuums aus. Das Individuum so frei, wie sich das mit der Freiheit der anderen Individuen noch eben verträgt: daher auf geistigem Gebiete immer vollere Freiheit des Denkens und Bindung auf sozialem Gebiete nur, soweit es das Heil der ganzen Gesellschaft erfordert, das ist das Ideal dieser Zeiten. Und in ihm treffen sich daher auch die Zeitalter dieser Jahrhunderte: kennt der Individualismus noch einige Bindungen an geistige Autoritäten namentlich der Kirche, so daß er autonomen sozialen Zusammenschlusses der Individuen entbehren kann, so ist der Subjektivismus der neuesten Zeit dieser Autoritäten entledigt, zu sittlicher Begrenzung durch praktische soziale Rücksichten in einer ungemein lebendigen freien Vereinsbildung übergegangen.

Das Mittelalter aber steht zwischen den genealogisch charakterisierten und so besonders stark gebundenen Lebensformen der Gemeinschaft und der freien Vereinsbildung des Subjektivismus, wie er von dem Freundschaftskult der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den Interessengemeinschaften der Gegenwart geführt hat: und sein Wesen heißt Genossenschaft: Genossenschaft in mittlerer Bindung des Lebens von den Markgemeinden des ausgehenden ersten Jahrtausends ab bis zu den Gilden und Zünften der Städte der späteren Kaiserzeit und zu den Adels- und Bildungsgenossenschaften des 14. und 15. Jahrhunderts, den Ritterbünden, freieren pädagogischen Gemeinschaften auf kirchlichem Boden, Universitäten. Und so ergibt sich auch hier ein großer Zug der Entwicklung des Gemeinschaftslebens hin durch die Kulturzeitalter und Jahrhunderte: der natürlichen Gemeinschaft von stärkster Bindung folgt die mittelalterliche Genossenschaft und dieser die naturrechtliche und sozialautonome Vereinigung jüngerer Zeiten.

Es ist ein Zug, in dessen Verlauf, da er das individuelle Korrelat zur Entwicklung der sozialen Freiheit darstellt, sich auch die Entfaltung der sozialen Schichtung bewegt hat und bewegt haben muß. Die Urzeit hat Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende der Standesbildung nach Geburtsrecht, dem natürlichen Rechte gebundener Individuen, gesehen: und so war derjenige Teil der Bevölkerung des Landes, der nicht nach Geburt germanisch war, unfrei im schlimmsten Rechtssinne des Wortes und Objekt nur von Rechten. Dann nahten mit dem Mittelalter die Zeiten genossenschaftlich-sozialer Rechtsbildung, und das heißt einer Ständeentwicklung nach dem Prinzipe des Berufsrechtes, und gottgesetzt und unveränderlich erschien ihrem Ausgange im 15. Jahrhundet die Scheidung der sozialen Welt in gelehrt-geistlich und laienhaft-weltlich und, innerhalb der Welt der Laien, in Bauer, Bürger und Edelmann. Aber die kommenden Jahrhunderte hoben diese Unterschiede auf, das Individuum mit seinem besonderen Besitz und Interesse wurde unter der Herrschaft persönlichen Rechtes auch die sozial maßgebende Gewalt, und eine freie Standesbildung nach den

Kategorien des vom Besitze her wirksamen wirtschaftlichen Vermögens und des im Personalkredit sich ausdrückenden Interesses wurde zum Grundzuge der gesellschaftlichen Entwicklung, wenn auch in der Geburts- und Geistesaristokratie noch Motive der älteren Standesbildung nach Geburt und Berufszusammenhang fortwähren.

Dieser ganze Verlauf aber hat wiederum auch auf die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit mächtig eingewirkt: sicherte ihr das Geburtsrecht in frühen Zeiten schon von Kindesbeinen an die nötigen Unterlagen der Lebenshaltung im nationalen Verbande, so daß sie in sehr jungen Jahren selbst auch politisch mündig erschien, so verschob das Berufsrecht des Mittelalters diese Grenze an den Schluß der Jünglingszeit, und die neuesten Zeiten mit ihrem Recht des Besitzes und der Auswirkung erst völlig ausgebildeter, bewährter und vertrauenswerter Persönlichkeit haben den Termin erst recht bis in die kräftigen Mannesjahre verzögert. Braucht aber noch gesagt zu werden, daß durch diesen Verlauf Erziehung und autonome Einwirkungsfähigkeit des Individuums von Jahrhundert zu Jahrhundert einem ganz bestimmten Entwicklungsgange unterworfen worden sind? —

Wir stehen in einem gewissen Sinne am Ende der Betrachtungen, die dem inneren Zusammenhange der Kulturzeitalter der deutschen Entwicklung gelten sollten, soweit diese geschichtlich erhellt werden kann. Es sind nicht vollständige und ununterbrochene Linien dieser Entwicklung, die sich hier, innerhalb des schmalen Rahmens einleitender Worte zur Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte, vorführen ließen. Aber auch bei größerem Spielraume würde es nicht an der Zeit gewesen sein, so verlockend die Aufgabe an sich sein mag, das beabsichtigte Bild noch um vieles zu erweitern. Denn geschähe dies, so wäre zu bedenken, daß die Kulturentwicklung des deutschen Volkes nur eine ist der vielen nationalen Entwicklungen, die die Welt sieht und gesehen hat, und daß es zu ihrem tiefsten Verständnisse daher der Anwendung nicht bloß nationaler, sondern universaler Maßstäbe der Betrachtung bedürfen würde. Wo

aber sind diese bisher schon zu finden? Ganz in den Anfängen noch stehen Studien und Erörterungen der Art, wie sie hier erfordert werden; und tastend und aphoristisch soll man darum vorläufig verfahren, wenn der Drang der Übersicht eine allgemeinere Äußerung erfordert. Soviel aber hat sich immerhin ergeben, daß die Kulturzeitalter durch den Verlauf von großen Entwicklungslinien aufs innigste aneinander gekettet sind — von Entwicklungslinien, deren allgemeiner psychischer Charakter offen zutage tritt — und daß weiterhin innerhalb der einzelnen Linien der Entwicklung keine so gewertet ist, daß sie die anderen völlig beherrschte: daß vielmehr ein allgemeines Durcheinander der Wechselwirkung stattfindet.

Eben diese letzte Erscheinung ist für die Forschung beschwerlich, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ein voller Überblick, eine entscheidende geistige Herrschaft über sie aus der Betrachtung der Entwicklung bloß einer einzigen großen menschlichen Gemeinschaft kaum gewonnen werden kann. Vielmehr bedarf es hier universalgeschichtlicher Kenntnisse und eines universalen Horizonts, um ganze Klarheit zu erreichen. Von diesem Standpunkte aus aber ist der Überblick auch bald errungen. Denn als dominierende Faktoren der einzelnen menschlichen Gemeinschaftsentwicklung können von ihm aus nur diejenigen Elemente in Betracht kommen, die in die universalgeschichtliche Entwicklung regelmäßig und reichlich eingehen. Dies aber sind die spezifisch geistigen, die Elemente der Religion, der Kunst, der Dichtung, der Wissenschaft, denn eben sie vornehmlich erweisen sich als durch Zeiten und Räume übertragungsfähig, wenn auch die Übertragung anderer Elemente nicht gänzlich ausgeschlossen erscheint. Darum sind die nationalen Entwicklungen nach ihrem Verlaufe zu orientieren, und deren Kulturzeitalter erscheinen daher vor allem als Zeitalter der Willenstätigkeit und der Weltanschauung, der Phantasietätigkeit und des Fortschritts des Intellektes. Freilich: die Betrachtung dieser geistigen Vorgänge führt alsbald in die Tiefen auch der sozialen und wirtschaftlichen, wie der politischen und selbst der äußeren Entwicklung: kein Moment der nationalen Geschichte bleibt ihr fremd, und

indem sich das zweidimensionale Bild zu plastischer Tiefenwirkung erweitert, erfordert es eine Kunst der Erzählung, die mit stets wechselnden Mitteln den wandelnden Aufgaben des Moments und der Periode, des Zeitalters und der Jahrhunderte gerecht wird.

Soll es aber dem Historiker, der nichts vermag als zu erzählen, nicht vergönnt sein, in besonderen Augenblicken seiner Epopöe einmal inne zu halten und hinter den Vorhang zu schauen, auf den er die bunten Bilder des Lebens fallen läßt? Soll er nicht eine Wißbegier pflegen dürfen, die fragt, was denn eigentlich der Inhalt dieser Vorgänge sei und welches die Mittel, durch deren Wirkung sie hervorgezaubert werden?

Die erste Frage, die sich solcher Wißbegier darböte, möchte wohl die sein, in welcher Weise denn eigentlich die einzelnen Kulturzeitalter innerlich miteinander zusammenhängen. Und da ließe sich denn wohl sagen: es wirke sich in ihnen eine wachsende Intensität des Seelenlebens aus. Freilich: ist mit einer solchen Antwort viel mehr erreicht, als ein zusammenfassender Oberbegriff? Sind die Kammern des Lebens damit erschlossen?

Wenn aus dem Wahrnehmungsinhalte eines Kulturzeitalters der Wahrnehmungsinhalt des nächstfolgenden nicht abgeleitet werden kann, wenn es sich hier im Grunde nur um anschauliche Kenntnisnahme, nicht um Verständnis handelt, so liegt darin nichts Wunderbares. In einem neuen Zeitalter frisch auftauchende psychische Erscheinungen verknüpfen sich mit denen eines früheren Zeitalters auf ebensowenig vorauszusehende Weise, wie vorauszusehen ist, daß aus der Verknüpfung der Wahrnehmungsinhalte Sauerstoff und Wasserstoff der Wahrnehmungsinhalt Wasser hervorgehen werde. Denn: ein Ding entsteht aus zweien oder mehreren anderen: heißt doch eben nur, daß sich zwei oder mehrere Wahrnehmungsinhalte in einen zusammenhängenden, den ersteren gegenüber für uns durchaus neuen, verwandelt haben.

Das tiefste Leben ist in der Geschichte für uns gleich unerkennbar wie in der Natur. Ein lebendiges Blatt bildet

unter dem Einflusse von Licht Zucker, ein totes nicht. Warum? Es ist ein Geheimnis für Weise wie für Toren. Ein neues Zeitalter des Seelenlebens bildet sich aus einfachen Vorgängen verstärkter Reizaufnahme bis zur Höhe seiner Vollendung. Warum? Du suchst wohl seine Bedingungen oder Ursachen auf: warum aber das geschichtliche Leben diesen Bedingungen oder Ursachen gerade diese und keine anderen Wirkungen folgen läßt: wirst du es je ergründen?

Und so bleibt als Rest wohl nur der bescheidene Versuch, den Verlauf der Intensitätszunahme menschlichen Seelenlebens innerhalb großer Gemeinschaften zu beschreiben — zu erzählen. Und da ließe sich, provisorisch, aus den geringen Anfängen vergleichender und universaler und nicht bloß nationaler Erforschung dessen, was man mit vollem Rechte menschliche Kulturgeschichte nennen mag, etwa folgendes sagen. Als primitives, zusammenfassendes Element des Seelenlebens kann ein konkretes, rein anschauliches Selbstbewußtsein angenommen werden, als ein Ganzes von Gefühlstatsachen, deren jede zur Identität zwischen Subjekt und Objekt verdichtet ist. Der in einem solchen konkreten Selbstbewußtsein vorhandene Bestand von Empfindungen, Reflexen, Funktionen des sogenannten automatischen Handelns, aus denen erst Vorstellungen, Urteile, Gemütsbewegungen, Willensakte erwachsen, wird dann, eben in diesem Prozesse des Anwachsens, im Laufe der aufeinander folgenden Kulturzeitalter steigend in Verstandes- und Vernunftbewußtsein umgesetzt. Und diese Umsetzung erneuert sich im Verlaufe des Seelenlebens jeder menschlichen Gemeinschaft so lange, bis eine gewisse Leerung des Urbestandes erreicht und statt dessen erkennendes Bewußtsein eingetreten ist. In diesem Sinne setzt das Selbstbewußtsein hoher Kulturen Weltbewußtsein mit ausgedehnter Erinnerung, ja Gattungserinnerung, und das heißt geschichtliches Bewußtsein voraus, und kann man behaupten, daß ein gewisses Ziel der Entwicklung menschlicher Gemeinschaften auch in der Erkenntnis der ihm angehörenden Individuen bestehe, daß sie geschichtliche Wesen seien.

Daß dabei freilich noch starke Reste des Primitiven auch in sehr hoch entwickelten Kulturen bestehen bleiben, daß es sich in der Entfaltung primitiven „unbewußten" Bewußtseins zu hohem „bewußten" nur um polare Gegensätze handelt, darüber bleibt für den geschichtlich Denkenden kein Zweifel. Welche Bedeutung hat z. B. in unserer Sprache, unserem Denken und Dichten nicht noch heute das Symbolische der germanischen Urzeit! Kann man nicht geradezu sagen, daß auf den meisten Gebieten auch heute noch die Synthese des Inneren und Äußeren, die Verinnerlichung des Äußeren, die Verkörperung des Geistigen nur metaphorisch gewonnen wird?

So heißt es denn auch auf diesem Gebiete letzter Synthese, zu dem ein Historiker sich heutzutage wird äußern wollen, vorsichtig sein — vorsichtig und bescheiden. Denn hohe intellektuelle Werte werden nur sehr schrittweise, unter stärkster Anstrengung und bei größter Nüchternheit des Denkens trotz aller heuristischen Phantasie gewonnen.

Gewiß haben frühere Zeitalter, und je weiter man zurückblickt, um so mehr, zahlreichere allgemein feststehende Wahrheiten gehabt oder zu haben geglaubt als wir; die Gegenwart ist ihnen gegenüber arm; und man könnte ihr wohl den Vorwurf dieser Armut machen. Aber wie ungerecht würde er sein! Was ist denn Wahrheit? Wahrheit besteht schließlich aus Wahrheiten, und jede einzelne dieser ist doch am Ende nichts als eine unter einem bestimmten Gesichtspunkte zutreffende Übereinstimmung einer Anzahl von Tatsachen oder Erscheinungen. Da ist denn doch wohl klar, daß solche Übereinstimmungen sich bei mangelhafter Erfahrung, mithin geringerer Zahl beobachteter Tatsachen und Erscheinungen viel eher einfinden werden, als bei weit ausgedehnter Kenntnis. Denn diese weitere Kenntnisnahme zeigt erst recht die Ausnahmen und hebt dadurch viele alte Wahrheiten auf. Gewiß: eine bestimmte Anzahl von Erfahrungen bleibt darum gleichwohl bestehen, ja wird in der Feuerprobe einer erneuten Prüfung erst recht noch fester. Auch treten zugleich aus dem immer mehr erhellten Horizonte neuer Tatsachen und Erscheinungen auch neue Wahrheiten

hervor: und so vereinfacht und vertieft sich nicht nur, so erweitert sich auch die Erkenntnis. Aber es ist ein langsamer Prozeß, der sich hier vollzieht, und nur dann erscheint die Teilnahme an ihm des Schweißes der Edlen wert, wenn er jeglicher Überstürzung fern gehalten wird.

* * *

Galt es in diesen einleitenden Worten vor allem, das Wesen des subjektivistischen Zeitalters gegen die Vergangenheit der anderen Zeitalter, insbesondere des nächstvorhergehenden, abzugrenzen, so wird es zum Schlusse von Nutzen sein, auch einen kurzen Blick in die Zukunft des Subjektivismus, in die Stufen seiner Entwicklung bis hin zur Gegenwart zu werfen. Es ist das Programm der letzten vier Bände dieses Werkes; mit zwei Worten sei es hier gezeichnet.

Mit den Jahren 1740 etwa und 1750 verschwindet der alte Gegensatz des Rationalismus und Pietismus, jener Strömungen, die in den Zeiten ihrer reinen Bildung für den Ausgang des individualistischen und die Vorzeit des subjektivistischen Zeitalters so bezeichnend waren. Der Rationalismus wird zur Aufklärung, die in die weitesten Kreise dringt. Der Pietismus lebt in ursprünglicher Haltung nur noch als Separatismus einzelner Kreise fort; im allgemeinen geht er in eine mehr ästhetisch als religiös charakterisierte Sentimentalität über, die das Gemüt neben der verstandesmäßigen Aufklärung zu seinem Rechte kommen läßt. Beide neuen Äußerungen bedeuten in diesem Zusammenhange einen aller dogmatischen Fesseln entkleideten Individualismus: und damit den Übergang zu dem neuen Zeitalter des Subjektivismus. Wie durchaus aber in diesem neuen Zeitalter tiefste Regungen nationaler Fortbildung zum Ausdruck gelangen, ergibt sich aus der Tatsache, daß beide Strömungen schon in dieser Übergangszeit besonders das Deutschtum betonen.

Mit dem Emporblühen der Periode der Empfindsamkeit die zumeist nur aus der Literaturgeschichte bekannt ist, aber

eine ganz allgemeine psychische Erscheinung war, beginnt dann recht eigentlich das Zeitalter des Subjektivismus: gesteigerte Empfindungen, mit subjektiven Gefühlsmomenten geschwängert, rufen eine neue, noch unruhig und unsicher tastende Kultur des Herzens und teilweise auch schon des Verstandes und Willens hervor. Dem folgt dann der volle Durchbruch des Neuen in Sturm und Drang, in vulkanisch wallenden und gärungsreichen Formen: bis in dem Idealismus oder Klassizismus der reifen Zeit Goethes und Schillers eine erste Höheerscheinung des neuen Zeitalters erreicht wird. Das, was diese Zeit kennzeichnet, war eigentlich eine Art Notreife des Sturmes und Dranges: gegenüber der auflösenden Wirkung der neuen Elemente wurde nach einer raschen Entfaltung rettender Dominanten der neuen Kultur sowohl auf dem Gebiete der Willenstätigkeit wie der Verstandeskultur wie endlich auch des Phantasielebens gesucht: und sie fanden sich ein in der Philosophie Kants wie in der klassischen Dichtung wie in der Musik eines Haydn und Mozart und auch noch Beethovens: der Abschluß schon des neuen Zeitalters in hohen Werten einer für den Subjektivismus unvergänglichen Kultur schien gesichert.

Allein es war doch nur ein schnell herbeigeführtes Zusammenfassen, das bloß durch Heranziehung fremder Mächte zu raschester Klärung der Elemente des Sturmes und Dranges erreicht werden konnte: so stützte sich das Denken Kants noch auf den Rationalismus, so wurde für den dichterischen Klassizismus der Einfluß der Antike und zum Teil auch der älteren Zeitalter der deutschen Dichtung von Bedeutung, und nur in der Musik fand, trotz gelegentlichen Hineinragens fremder, namentlich romanischer Einflüsse, ein durch keinerlei Umbiegung umgestalteter rein nationaler Entwicklungsgang seine Vollendung.

Immerhin war am Schlusse dieser Periode schon eine völlig klare Vorstellung von dem Wesen der neuen, subjektivistischen Persönlichkeit gewonnen. Sie ist es, die die Ethik Kants belebt; aus ihrer Vorstellung erwächst eine neue Erziehungslehre in der Pädagogik Pestalozzis und in der praktischen Ästhetik Schillers; und von ihren Grundvesten her

beginnt Wilhelm von Humboldt den Aufbau eines Staatsideals des Subjektivismus. Ja selbst die Grundanschauungen einer subjektivistischen Frömmigkeit werden durch Schleiermacher schon entwickelt, was eine volle Tiefe der Erkenntnis subjektivistischen Seelenlebens voraussetzt: „Der ewige Verstand befiehlt es, und auch der endliche kann es einsehen, daß diejenigen Gestalten, an denen das einzelne am schwersten zu unterscheiden ist, am dichtesten aneinander gedrängt stehen müssen; aber jede hat etwas Eigentümliches; keiner ist dem anderen gleich, und in dem Leben eines jeden gibt es irgendein Moment, wo er, sei es durch die innige Annäherung eines höheren Wesens oder durch irgendeinen elektrischen Schlag, gleichsam aus sich selbst herausgehoben und auf den höchsten Gipfel desjenigen gestellt wird, was er sein kann." (Reden über die Religion, 1799.)

Aber dieser Abschluß war, wie gesagt, nur ein vorübergehender. In den Tiefen der Anteil nehmenden Gesellschaft dauerte die Gärung fort; Goethe ist in den Zeiten seiner höchsten Klärung keineswegs populär gewesen. Und ergriff nicht selbst die Dioskuren von Weimar der weiterwallende Strom von neuem, wenn sie, Goethe seit etwa 1795, Schiller seit etwa 1800, neben dem Klassizismus Neigungen zur Romantik verrieten? Denn die Romantik ist die ganz legitime, in ihren tiefsten Tiefen ganz nationale Fortsetzung des Sturmes und Dranges: wie sie denn an diesen unmittelbar in all den Gegenden anschloß, in welche die Einwirkungen des Klassizismus nicht gelangt waren.

In der Romantik recht eigentlich verbinden sich erst alle emanzipatorischen Formen des neuen Seelenlebens: der Punkt wird erreicht, in welchem sich das Neue, nur dem Genius seiner eigensten Freiheit folgend, am entschiedensten auslebt. Und wie verschieden erscheint da doch das Persönlichkeitsideal auch noch von dem des Klassizismus! Man geht wohl gelegentlich schon von dem Grundsatze aus, daß das höchste Sittlichkeitsprinzip nur dem Quell der reinsten persönlichen Intuition entspringen könne: so gibt es denn keine normative Ethik mehr, denn jedes Sittengesetz mache den Menschen zum Automaten;

der freie Geist dagegen möge nach den freien Impulsen seiner moralischen Phantasie handeln: und nur der Trost bleibt noch, daß diese Freiheit nicht für unreife und unproduktive Naturen, sondern nur für die „wirklich" Freien gefordert wird.

Waren damit bedenkliche Folgen eines radikalen Subjektivismus offen ausgesprochen, so kann es fast als eine Wohltat des Schicksals erscheinen, daß der Verlauf der Romantik nahezu in seiner Mitte durch die ungeheuere Umwälzung des äußeren Geschickes unserer Nation unterbrochen ward, die durch die französische Revolution und das Wirken Napoleons I. herbeigeführt wurde. Da trat der raschen und gefahrdrohenden Entwicklung im Reiche des mehr abstrakten und kontemplativen Seelenlebens der Ernst und das Schrecknis schwerer Schicksalsschläge des äußeren Daseins entgegen und lehrte Einkehr, Begrenzung und Selbstzucht. So gewannen die selbstbindenden Tendenzen der neuen Kultur höhere Kraft; und durch ihren seit etwa 1808 bis 1810 immer stärker wachsenden Einfluß wird die Zeit des romantischen Seelenlebens geradezu in zwei Abschnitte zerlegt, die durch je etwa ein Menschenalter bezeichnet sind: einen Abschnitt der Frühromantik (etwa 1785 bis 1815), die als ein abklärender Sturm und Drang, unter Verlegung des Mittelpunktes der Entwicklung vom Dichten in das Denken, bezeichnet werden kann, und in einen Abschnitt der Spätromantik (etwa 1810 bis 1830), in dem das Zentrum der Entwicklung schon auf die Wissenschaft, besonders die Pflege der Geisteswissenschaften, übergeht.

Dieser zweite Abschnitt hat dann leise und in mancher Hinsicht beinahe unmerklich in eine neue Phase des Subjektivismus übergeführt: die realistische. Der Ausdruck Realismus ist für das Seelenleben der dreißiger, wenn nicht teilweise schon zwanziger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts gebräuchlich: und deutlich in der Tat prägt sich in ihm das Emporkommen eines Zeitalters der Naturwissenschaften und der rein empirisch gemeinten Geisteswissenschaft aus, sowie einer Hinwendung zur Lösung der politischen und auch schon sozialen

Fragen des neuen Lebens, die auf sittlichem und rechtlichem Gebiete eine normative Bindung und eine Festigung zur Freiheit zugleich der subjektiven Persönlichkeit zur Folge haben mußte. So ist es denn diese Zeit gewesen, die in manchem Betracht die frohe Erbin all der nun zu reiferem Ergebnis gediehenen Mühen der vorhergegangenen Phasen des Subjektivismus geworden ist: in ihr gewann das Sehnen der Väter Gestalt, und die bisher enthusiastisch gemeinte Freiheit erwuchs in einer den Bedürfnissen der Nation angepaßten Form, wenn auch noch nicht zur Wirklichkeit, so doch schon zu einem klarer und klarer umschriebenen, der Wirklichkeit sich nähernden Ideale. Da begreift es sich denn, wenn bis in diese Jahrzehnte hinein vieles von dem geistigen Tone gleichsam der früheren Phasen des Subjektivismus fortlebte: noch war man gefühlsinnig und weich, geistvoll und empfindungsreich, den Interessen vor allem der höchsten geistigen Zivilisation und in erster Linie wiederum der dichterischen und philosophischen Kultur zugewendet: es sind die Jahre der ästhetischen Tees, der breiten Briefwechsel, die Blütejahre der Leihbibliotheken.

Aber so sehr in dieser Zeit neue Dominanten des Lebens für Kunst und Wissenschaft, für Individuum und Familie und in gewissem Sinne auch für die Gesellschaft gefunden wurden: in dem herben Bereiche des öffentlichen Lebens, in der Verwirklichung eines neuen Staats- und zugleich des Einheitsideales scheiterte die Zeit.

Es wird später eingehend zu erzählen sein, wie das geschah, und welches die inneren Gründe des Mißerfolges im einzelnen waren, sowie in welcher Weise die Führung der preußischen Politik die Unfähigkeit der Nation schließlich wenigstens zum Teile ausglich: hier muß nur betont werden, daß der allgemeine Verlauf des deutschen Seelenlebens nach etwa 1850 die Wiederaufnahme von Versuchen politischer Neubildung durch die Nation selbst sehr unwahrscheinlich machte. Denn mit der Kultur des Realismus hatte sich der Subjektivismus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in seinen eigensten Formen aus-

gelebt: und was ihm folgen konnte, wenn nicht von außenher gleichsam, aus Vorgängen starker neuer Reizbildung, neue Impulse des Seelenlebens gegeben wurden, konnte nichts sein als ein schaler Nachtrag. In der Tat hat sich die Kulturentwicklung der fünfziger bis siebziger Jahre in dieser Richtung bewegt; und die Angehörigen dieser Zeit selbst haben mit richtiger Einsicht schon von einem Epigonentum der großen Zeiten des Subjektivismus gesprochen.

Aber war damit die Entfaltung des Subjektivismus überhaupt abgeschlossen und vollendet?

Wer wollte das heute noch behaupten wollen! Schon längst hatten sich Spuren eines neuen, höheren Subjektivismus gezeigt: jenes Seelenlebens, das sich auch heute noch erst auf dem Wege zu seiner vollen Entfaltung befindet. Die Unsummen neuer Reize, die dies neue Seelenleben auslösten, indem sie die Vorstellungswelt und in ihrem Gefolge auch die Welt der Phantasie und des Gemütes, der Triebe und der Willensakte von Grund aus änderten, sind bekanntlich der Hauptsache nach von den gewaltigen wirtschaftlichen und bald auch sozialen Umwälzungen ausgegangen, welche die deutsche Welt seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zu bewegen begannen, um in der Zeit der großen Kriege, im siebenten und achten Jahrzehnt etwa, zu vollem Siege vorzudringen. Von da ab begann mithin eine neue Entwicklungsperiode des Subjektivismus: jene, in deren Mitte wir groß geworden sind und heute atmen.

Nicht als ob nicht auch schon die erste große Entwicklungsreihe der Zeit von 1750 bis etwa 1870 mit unter dem Einflusse der Entfaltung wirtschaftlicher und sozialer Faktoren gestanden hätte. Im Gegenteil: es wird sehr bald genauer erzählt werden, wie das Zeitalter des modernen Wirtschaftslebens, die Volkswirtschaft des Unternehmertums, auf deutschem Boden nicht eben viel später, als auf dem westeuropäischen Englands und Frankreichs Fuß gefaßt hat, und wie ein erster Höhepunkt dieser Entwicklung schon in die Jahre etwa 1720 bis 1730 oder 1740 fällt. Und schon damals sind aus dieser

Entwicklung her Reize hervorgegangen, deren Einfluß auf das Seelenleben sich in der frühsubjektivistischen Kunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederspiegelt. Indes diese erste Höhenbewegung gleichsam in der Durchbildung des modernen deutschen Wirtschaftslebens war, wenn auch entwicklungsgeschichtlich von höchstem Interesse, doch quantitativ und dynamisch nicht von allzustarker Wirkung; und so erschöpft sich, wenn man das Ganze der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte betrachtet, ihre vornehmste Bedeutung fast darin, daß sie aus ihrer ganzen inneren Struktur her den Beweis erbringt, daß die Zeit seit etwa 1730 bis 1750 bis zur Gegenwart auch wirtschafts- und sozialgeschichtlich einen innerlich aufs innigste zusammenhängenden Verlauf von Tatsachen darstellt. Von wie anderer Bedeutung sind dagegen die wirtschaftlichen und sozialen Schicksale gewesen, die unser Volk seit den dreißiger Jahren etwa des 19. Jahrhunderts erlebt hat! Aufs tiefste haben sie in den ganzen Bau unseres Volkslebens eingegriffen, und niemand wird daran zweifeln, daß ihrer Einwirkung vor allem jene neuen Reizmengen verdankt wurden, die eine völlig neue Periode des Subjektivismus herbeigeführt haben. Denn noch zittert in dem modernen Seelenleben allenthalben dieser Ursprungscharakter aus dem rastlosen Treiben vor allem des Wirtschaftslebens nach:

Flügel weit, den Blick nach oben,
Windgesellen, hoch erhoben,
Fliegen wir den Sternen zu,
Und an Paradiesesküsten
Neuer Welten rastend, lüsten
Höher wir. Unruhige Ruh.
(Falke, Tanz und Andacht, 1893.)

Dabei weist diese neue Zeit, soweit sie bisher verlaufen ist, der älteren Zeit analoge Einzelphasen der Entwicklung auf: der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts entspricht die Reizsamkeit der siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten; wie das 18. Jahrhundert haben auch wir einen Sturm und Drang erlebt; und wer wird verkennen, daß die Gegenwart,

wenn auch nicht in der persönlichen Größe des Schaffens, so doch in dessen Gesamttendenz merkwürdige Analogien zeigt zu den Tagen des Klassizismus? Bilden doch selbst die neuesten physiologischen und psychologischen Untersuchungen zum Seelenleben nur die Kantsche Erkenntnistheorie weiter; knüpft doch, um ein ganz disparates Gebiet heranzuziehen, die jüngste kriminalistische Bewegung an Ideen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts an; ist doch Herder der Führer fast aller jener neuen Richtungen der geisteswissenschaftlichen Forschung, denen heute die Zukunft siegversprechend zuwinkt. In zahlreichen Beziehungen also erscheint diese neue große Periode des subjektivistischen Zeitalters im Sinne einer nur auf eine höhere Stufe gehobenen Analogieentwicklung zu der früheren; und es bleibt schon heute nichts mehr übrig, als das Zeitalter des Subjektivismus demgemäß in zwei große Perioden zu zerlegen: eine erste der Jahre 1730/1750 bis etwa 1870 und eine zweite der Jahre 1830/1870 bis hin zur Gegenwart.

Ist es aber Aufgabe der Geschichtsschreibung, auch schon Umfang und Entwicklung der zweiten Periode darzustellen? Man kann am Ende zweierlei Aufgaben der Historie unterscheiden: die eine bestände im Festhalten des geschichtlichen Momentes und widmete sich so wesentlich der Gegenwart, der anderen fiele die monumentale Darstellung des mehr schon Vergangenen zu; die eine schüfe gleichsam auch Material für die monumentale Geschichtsschreibung der Zukunft, die andere brächte die Auffassung der Zeitgenossen von der Vergangenheit zum treffendsten Ausdruck; von der einen würde gelten, daß sie als historische Quelle ständig fortfließend gleichsam zeitlos und jedenfalls über ihre Zeit hinaus lebt, auf die andere würde, wenn auch in begrenztem Sinne, das resignierende Wort zutreffen, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht.

Unterscheidet man in dieser Weise, so sieht man wohl, daß es eine Zielveränderung bedeuten würde, käme auch die jüngste Vergangenheit unseres Volkes, die Entwicklung der zweiten Periode des Subjektivismus, in dem hier gegebenen Zusammen-

hange mit zum Vortrag: denn dieser Zusammenhang ist ein monumentaler, und die monumentale Geschichte unseres Volkes schließt einstweilen mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Und so wird denn die zeitgenössische Geschichtsschreibung, die Momentaufnahme gleichsam der Ereignisse und des Seelenlebens der Nation in der zweiten Periode des Subjektivismus, einer besonderen Darstellung zu überlassen sein[1], die sich der hier verlaufenden Erzählung nur anhangsweise und insofern ergänzend anreihen kann[1].

Diese Erzählung aber, nach dem Gesagten die Schilderung der ersten großen, nunmehr ganz vollendeten Periode des subjektivistischen Zeitalters, erscheint jetzt in der Gliederung ihrer einzelnen Momente schon anschaulich vor unseren Blicken. Dem Schattenriß eines vollendet schönen vulkanischen Kegels gleich steigt sie innerhalb der beiden letzten Menschenalter des 18. Jahrhunderts in den Phasen der Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges und des Klassizismus, sowie auch schon in Anfängen der Romantik auf bis zu höchsten Höhen eines enthusiastischen und dennoch schon durch zurückhaltende Elemente der Vergangenheit wie innere Selbstbesinnung gemäßigten Subjektivismus. Dann erfolgt ein jäher Zusammenbruch der äußeren Lebensformen der Nation, und ernste Sorgen für ihren erneuten und besseren Aufbau erheben sich, nachdem die bürgerlich-gebildeten Schichten, die Träger der geistigen Bewegung, den äußeren Feind in den Jahren eines Heldenzeitalters ihrer sozialen Entwicklung vertrieben haben. Nach alledem aber treten dann wieder die geistigen Seiten der Entwicklung in den Vordergrund; jenseits des revolutionär gärenden und zischenden

[1] Eine solche Darstellung liegt vom Verfasser dieser Erzählung schon vor in den Ergänzungsbänden zur Deutschen Geschichte: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, erster Band (Tonkunst, bildende Kunst, Dichtung, Weltanschauung) 1902; zweiter Band, erste Hälfte (Wirtschaftsleben, soziale Entwicklung) 1903; zweiter Band, zweite Hälfte (innere Politik, äußere Politik) 1904.

Kraters der Zeit von 1795 bis 1815 erscheinen neue reine Umrisse der Bergsilhouette, und in reich entwickelten Stufen fällt deren Linie während zweier Menschenalter über Romantik und Realismus zu der Epigonie der Ausgangszeiten herab.

Der Schilderung dieses Verlaufes werden die letzten vier Bände und Bücher unserer Erzählung gewidmet sein.

Zweiundzwanzigstes Buch.

I.

Entstehung und erste Entwicklungsperiode des modernen Bürgertums.

1. Das 16. und 17. Jahrhundert ist in der deutschen Geschichte gekennzeichnet durch den tiefen Verfall des Bürgertums, nachdem sich dieses vom 15. bis zum 16. Jahrhundert zur Höhe einer wirtschaftlichen und auch geistigen Kultur entfaltet hatte, deren Formen geeignet scheinen konnten, unmittelbar in die Formen der zweiten Hälfte des 18. und 19. Jahrhunderts hinüberzuführen[1].

Die Ursachen dieses Verfalls sind mannigfach; neben allgemeinen ganz Deutschland treffenden Schlägen gehen besondere für die einzelnen Landschaften her: und die ersteren wenigstens ist es möglich in ihren hauptsächlichsten Momenten kurz zusammenzufassen. Eine solche Zusammenstellung aber ist hier nötig, denn erst aus der Art des Verfalls dieses älteren Bürgertums erklärt sich das Wesen des Aufschwunges jenes neuen,

[1] In den Darlegungen dieses Abschnittes finden sich Gegenstände mit berührt, die zum Teil schon in Buch VII S. 282 ff. behandelt worden sind. Die Erzählung konnte nicht anders, als geschehen, gegliedert werden, sollte der Abteilung III (Bd. 8—11) des Gesamtwerkes ebenso wie den beiden früheren Abteilungen eine selbständige Stellung in dem Sinne, daß ihr Inhalt rein aus sich allein verständlich ist, gewahrt werden. Um gleichwohl Wiederholungen zu vermeiden, ist schon in Bd. VII der Text derart gestaltet worden, daß er sich, mit dem jetzt gegebenen Texte zusammengehalten, mit diesem zu einem noch vollständigeren Gesamtbilde ergänzt.

zweiten, modernen deutschen Bürgertums, das die deutschen Geschicke seit Mitte des 18. Jahrhunderts zu beherrschen begonnen hat.

Die Erscheinungen, welche die deutsche Volkswirtschaft des 15. Jahrhunderts aufweist, kann man, insoweit sie für die Schicksale des älteren Bürgertums von Wichtigkeit waren, auf die eine Anschauung zurückzuführen suchen, daß zunehmender innerer Verkehr wie wachsender internationaler Handel die mittelalterliche geschlossene Stadtwirtschaft zu sprengen drohten. Diese Stadtwirtschaft war eigentlich lokalisiert gedacht gewesen; sie hatte zunächst allein der Stadt und einem begrenzten Wirtschaftskreise um sie herum dienen sollen. Sie besaß daher etwas Selbstgenügsames, sie hatte nicht die Tendenz, auch nur die Wirtschaftsinteressen der einzelnen deutschen Städte, geschweige denn auch noch die des Auslandes untereinander eng verflochten und in Lebensfragen voneinander abhängig zu sehen.

In diese Auffassung und Praxis hatte natürlich ein zunehmender Handel und das heißt bis zu einem gewissen Grade ein Erzeugnis dieser Stadtwirtschaft selbst Bresche legen müssen: es war im Laufe des 15. Jahrhunderts zu immer entschiedeneren interurbanen, interterritorialen, internationalen Beziehungen gekommen. Und diese Beziehungen hatten sich in den ersten, noch glücklichen Zeiten, ja fast in der ganzen ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch vergrößert.

Waren das Vorgänge, welche die ursprünglich engräumige Wirtschaft der einzelnen Stadt zu sprengen drohten und hinwiesen auf eine einheitliche regionale, ja wenn möglich nationale Ordnung der Handelspolitik, so widersprach dem aber der allgemeine Gang der deutschen Geschicke außerhalb des Bereiches der städtischen Interessen. Während in England und Frankreich, ja selbst in Spanien und Portugal und auf deutschem Gebiete wenigstens in den selbständig werdenden Niederlanden kräftige Regierungen den raumverbindenden Bedürfnissen des erweiterten Verkehrs grundsätzlich den Anlaß entnahmen, eine Politik entschiedener staatlicher und nationaler

Einigung einzuschlagen, geschah dergleichen im eigentlichen Beringe der deutschen Reichsgrenzen so gut wie nicht.

Soweit da die Territorien in Betracht kamen, hatten diese im 16. Jahrhundert allerdings den Sieg über die großen Städte errungen. Aber sie waren damit noch weit davon entfernt, sie verschlungen und ihren Machtbestrebungen eingeordnet zu haben. Dagegen war bei den Fürsten noch hier und da einige Bitterkeit aus früheren und teilweise noch andauernden Kämpfen zwischen Territorien und Städten zurückgeblieben. Waren das Verhältnisse, welche eine kräftige territoriale und regionale Politik zugunsten einer Volkswirtschaft gestatten konnten, die den kräftig eingeschlagenen Weg zu einer industriellen und kommerziellen Entfaltung weiter verfolgt haben würde, wie sie dann zweifelsohne zunächst den Städten zugute gekommen wäre? Von den Fürsten war eine solche Politik nicht zu erwarten: sie unterbanden vielmehr, soweit es in ihren besonderen Interessen lag, alle weiträumigen, auf große Verkehrsbeziehungen gerichteten Bestrebungen der Städte. Zur Veranschaulichung sei in dieser Hinsicht nur an die Verhältnisse am Rhein erinnert. Hier erlebte man, seitdem mit dem Jahre 1519 die Zollhoheit den Territorialherren endgültig preisgegeben war, eine beständige Steigerung der Rheinzölle bis zu dem Grade, daß der große Verkehr dauernd der Landstraße zugetrieben wurde. Da verbanden sich denn freilich die rheinischen Fürsten in den Jahren 1557 und 1571 gegen die Benutzung der Nebenwege von Straßburg bis Rheinberg am Niederrhein; sie wollten sie mit gleichen Zöllen belegen wie die Rheinstraße. Infolge davon wie infolge technischer Verbesserungen hat sich dann der Flußverkehr wieder ein wenig gehoben, — blieb aber immer einer furchtbaren Belastung unterworfen, die sich sogar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt noch gesteigert hat.

Bestimmungen des westfälischen Friedens beseitigten dann allerdings wieder einmal alle während des Krieges reichsverfassungswidrig eingeführten Zölle und sonstigen Belastungen des Handels und erklärten die völlige Freiheit und Sicherheit des Verkehrs im Reiche wiederhergestellt. Auch sollte jeder neue Kaiser

in der Wahlkapitulation versprechen, nach Kräften auf diese „Freiheit der Kommerzien" zu halten. Aber wie hob sich von dem guten Willen dieser papierenen Aktenstücke die Wirklichkeit ab!

Von Straßburg bis zur holländischen Grenze gab es im 18. Jahrhundert auf dem Rhein nicht weniger als dreißig Zollstätten; in dem engen Tale von Bingen bis Koblenz, wo eine Umgehung der Wasserfahrt zu Lande besonders schwierig war, allein neun – fast jede Stunde eine! Zudem lagen sie auf verschiedenen Ufern: die Schiffe mußten also kreuzen, um an die Zollstätten zu gelangen, und so mußten bei der Bergfahrt die Leinpfadpferde wiederholt übergesetzt werden. Dabei trugen die Rheinzölle damals im ganzen jährlich nur etwa 600 000 Taler.

Aber auch in anderen Flußgebieten sah es um diese Zeit nicht besser aus. An der Weser gab es auf einer Strecke von 27 Meilen oberhalb Bremens 26, an der Elbe zwischen Hamburg und Magdeburg 19 Zollstätten, zwischen Dresden und Magdeburg wiederum 16. An der Elbe hat es sogar noch bis zum Jahre 1858 als Rest früherer Praxis 16 Zollstätten gegeben, bei denen im Durchschnitt jährlich etwa 2 Mill. Mark gezahlt wurden; das meiste an Mecklenburg und Hannover, die wahre Raubzölle erhoben.

Indes im 16. und 17. Jahrhundert wurde der nationale Handel noch durch ganz andere Maßregeln behindert: die Territorialfürsten bemächtigten sich des Stapelrechts und anderer Formen einer längst veralteten mittelalterlichen Handelspolitik und benutzten sie zu kommerziellem Kampfe untereinander. Indem sie dann außerdem die Mittel des langsam aufkommenden Merkantilismus zur wirtschaftlichen Verselbständigung ihrer Territorien anwandten, ergab sich ein wunderliches Gemisch von Maßregeln, die sich doch alle zu dem einen Ende verbanden: den Territorien und besonders auch den großen Landstädten derselben die kommerzielle Übermacht über die Nachbarn und besonders über die benachbarten Reichsstädte zu sichern.

Es war eine Entwicklung, die in der Tat vor allem die alten Reichsstädte tödlich traf. Denn deren Politik hatte bis-

her eben darauf beruht, sich kommerzielle Vorteile über ihre engere und weitere Umgebung zu sichern, auch wenn sie diese Umgebung nicht politisch beherrschten — fast alle hatten ja nur ganz kleine Gebiete —: und das war ihnen gelungen durch Privilegien des Kaisers und eine Anbahnung gegenseitiger, ein geschlossenes System gemeinsamer Vorteile herbeiführender kommerzieller Zugeständnisse. Diese Politik versagte jetzt. Ihre Mittel wurden von den Territorien zugunsten der Landstädte angewandt; und ihre Durchführung in diesem Sinne wurde durch die politische Beherrschung der in Betracht kommenden kommerziellen Räume seitens der Fürsten gesichert. Das war der Punkt, wo die Reichsstädte, gebietslos, sterblich waren: sie unterlagen. Wie es Möser einmal ausgedrückt hat, „die Landeshoheit der Fürsten stritt gegen die Handlung; eine von beiden mußte unterliegen, und der Untergang der letzteren bezeichnet den Aufgang der ersteren. Wäre das Los umgekehrt gefallen, so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten im heftigsten Kampfe gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegten. Nicht ein Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle erteilen".

Nun hätte man gegen diese Entwicklung das Reich ausspielen, die territoriale Gegenwirkung durch eine große nationale Wirtschaftspolitik übertrumpfen können. Allein bei der Ohnmacht des Reiches ist an diese Möglichkeit selbst in den Städten kaum noch gedacht worden. Gewiß hat sich das Reich noch im 16. Jahrhundert in handelspolitischen Versuchen ergangen; indes sie waren entweder von den Kaisern in fiskalischem Interesse unternommen und scheiterten dann am Widerspruche der Stände, oder sie wurden von den Ständen eingeleitet und stießen dann mindestens unter Max I. und Karl V. auf Gleichgültigkeit oder unfreundliche Behandlung seitens der Kaiser. Unter Ferdinand I. besserte sich dann allerdings die Lage: aber nun ergab sich die Reichsmaschinerie schon als für handelspolitische Aktionen überhaupt nicht mehr brauchbar. Den

Beweis hierfür lieferten einige Vorgänge bereits gegen Schluß des 16. Jahrhunderts, vor allem der mißlungene Feldzug des Reiches gegen die Merchant Adventurers (1582 ff.) in Hamburg. In diesem Falle konnte es schon als charakteristisch gelten, daß die den Merchant Adventurers feindlichen deutschen Interessenten, die Hansen, die Hilfe des Reiches überhaupt erst nach Erschöpfung aller sonstigen Mittel anriefen. Und was speziell den deutschen Seehandel, also die Blüte eines für diese Zeit zu erwünschenden nationalen Handels, angeht, so hat ihn das Reich unmittelbar anscheinend überhaupt nur ein einziges Mal, durch ein Mandat vom Jahre 1597, halb mit juristischen, halb mit handelspolitisch-merkantilistischen Gründen, nicht aber mit Gewalt zu schützen gesucht.

Aber auch diese schwachen Versuche des 16. Jahrhunderts schliefen in den folgenden Zeiten noch ein; während die Territorien den alten städtischen Betrieb der nationalen Industrie und des Handels immer mehr vergewaltigten, wurde das Reich stumm: so mißlangen sogar vereinzelte Versuche, eine Münzeinheit im Reiche einzuführen, wie sie noch 1660 und 1738 angestellt worden sind.

Im Grunde blieb also das Bürgertum schließlich auf Selbsthilfe angewiesen. Aber da ist nun wiederum bezeichnend, daß auch diese versagte. So fanden z. B. die Hansen, als sie Ende des 16. Jahrhunderts gegen den englischen Handel auf deutschem Boden vorgingen, nicht die Hilfe der Oberdeutschen; diese pflegten vielmehr in Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, bis wohin die Engländer schon gedrungen waren, mit diesen einen ertragreichen Sonderverkehr weiter. Es war eins der sichersten Zeichen für den unwiderruflich eingetretenen Ruin des mittelalterlichen Bürgertums.

In der Tat konnte man schon um 1620 sagen, daß dieses in großen Teilen Deutschlands vernichtet war. Es war das freilich noch nicht in den entscheidenden Gegenden der Fall, und der Grund völligen Unterganges war auch noch nicht unmittelbar in dem allgemeinen Gegensatz der Territorien und großen Städte gegeben, sondern nur in einer besonderen An-

wendung desselben auf die inneren Verhältnisse gerade der größten Territorien, Bayerns und Österreichs.

Die bayrischen Fürsten, neben ihnen auch die Habsburger, sind bekanntlich die eigentlichen Vertreter des katholischen Widerstandes gegen den Protestantismus gewesen. Damit hatte aber die territoriale Politik im Südosten zugleich einen besonderen Zug gegen das Bürgertum angenommen. Der Zusammenhang wurde im allgemeinen zunächst dadurch hergestellt, daß der Katholizismus der Fürsten in Bayern wie in Österreich zugleich, ja fast der Hauptsache nach als Widerstandsgefühl erschien gegen die Stände, deren Reformfreundlichkeit in beiden Ländern feststand. Nun waren aber die großen Städte dieser Gegenden fast ohne Ausnahme Landstädte, gehörten mithin den Ständen mit an und unterlagen darum der ständefeindlichen Politik der Fürsten um so mehr, als sie der schwächere Teil der Stände waren. Die Folge war die Unterdrückung des Bürgertums in Bayern von vornherein — gab es doch in Bayern im 18. Jahrhundert nur 39 Städte, in Kursachsen dagegen 200 — in Österreich aber im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts: welche Massen bürgerlicher Existenzen sind dort damals vernichtet, welche Anzahl von Familien zur Auswanderung gezwungen worden. Es waren Vorgänge von solchen Folgen, daß sich ihre Nachwirkungen noch bis in die Gegenwart erstrecken: wie ist von ihnen allein schon die Geschichte unseres geistigen Lebens berührt worden! Zunächst aber bedeuteten sie das Ausscheiden des Südostens überhaupt aus den nächsten Jahrhunderten der Entwicklung des deutschen Bürgertums.

Indes auch jener größere Teil dieses Bürgertums außerhalb des Südostens, der von einem besonderen Schicksale nicht betroffen wurde, ist doch nicht bloß an der unglücklichen Entwicklung der politischen Kräfte des Reiches zugrunde gegangen. Ebenso sehr, wenn nicht mehr, haben von auswärts kommende Übel zu seinem Verfalle beigetragen.

Da ist vor allem an den ungeheueren Umschwung zu erinnern, der in den europäischen und internationalen Handels-

beziehungen an erster Stelle durch die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, an zweiter durch die Entdeckung Amerikas herbeigeführt wurde. Die internationalen Handelswege, die bisher vom Orient her wenigstens zum großen Teile über Italien und Deutschland in das Abendland geführt hatten, wurden dadurch ihrer Bedeutung beraubt; schon um 1580 bewegte sich der internationale Verkehr vornehmlich an den westlichen Rändern Europas hin, und statt Italien und Deutschland wurden Frankreich und vor allem die Niederlande und England die Träger des Welthandels.

Litten unter diesem Wechsel zunächst die oberdeutschen Städte, so haben doch auch die Hansen durch ihn große Verluste gehabt. Indes hätten gerade sie sich unter seinem Einfluß halten, ja sich gleich den Niederländern wenigstens an der Nordsee zu neuer selbständiger Größe entwickeln können, hätte ihnen hierzu nicht zweierlei gefehlt: die eigene kaufmännische Vorbereitung und die genügende politische Selbständigkeit und Festigkeit gegenüber den Völkern, deren Handelsvormundschaft sie im Mittelalter groß gemacht hatte.

Der hansische Handel war von jeher überaus gewinnreich gewesen, hatte aber unter der Einwirkung der mittelalterlichen Genossenschaftsidee, der der rasche Großgewinn ein Greuel, ja ein Unding war, nicht zugleich zur Entstehung weniger wirklich großer Vermögen geführt: dem Reichtum der Fugger, Welser oder Imhofs, überhaupt der oberdeutschen Häuser hatten die Hansen nichts Ähnliches zur Seite zu stellen. Die Folge davon war, daß sie, als die mächtigen Kapitalanforderungen des großen ozeanischen Handels an sie herantraten, sich ihnen nicht gewachsen zeigten: suchten sie sich doch sogar in dem machtvoll anschwellenden niederländischen Verkehre gegenüber den neuen freiheitlichen Formen des Geschäftslebens wesentlich nur durch Berufung und Versteifung auf ihre alten Pergamene und deren Inhalt von nunmehr völlig veralteten Monopolen zu helfen.

Allein auch wenn die Hansen kaufmännisch besser gerüstet gewesen wären, würden sie sich doch in der neuen inter-

nationalen Handelslage schwerlich zu größerer Geltung haben bringen können. Denn der Hauptsache nach wurden sie aus dem Westen, der ihnen seiner geographischen Lage nach allein die Teilnahme an dem neuen Weltverkehre hätte verbürgen können, ganz unabhängig von den großen Entdeckungen durch Niederländer und Engländer verdrängt. Durch die Niederländer, insofern sich diese unter dem Schutze und Einflusse der gewaltigen burgundischen Herrschaft, der sie seit dem 15. Jahrhundert angehörten, schon in dieser Zeit von den hansischen Einwirkungen zu befreien begannen. Durch die Engländer aber mit der steigenden wirtschaftlichen Größe Englands seit dem 16. Jahrhundert.

England ist gewiß auch im 16. Jahrhundert noch weniger reich und bevölkert gewesen als Deutschland oder gar die Niederlande. Aber schon seit Jahrhunderten hatte damals der englische Staat vor den kontinentalen Staaten den Vorteil größerer finanzieller Stärke voraus; und die Tudors, jene gekrönten Nachkommen des schlichten Mr. Owen Tudor, die man mit vollem Rechte „Bürgerkönige" genannt hat, die ersten folgerechten Handelspolitiker Europas, hatten schon im 15. Jahrhundert in hartem Kampfe mit den niederländischen Protektionisten dem englischen Tuche wenigstens einen Teil des Weltmarktes in Antwerpen verschafft. Dann hatte Heinrich VIII., einer der drei großen Magier Bacons, den Thron bestiegen, die Handelspolitik des 15. Jahrhunderts fortgeführt und zugleich eine dem Absolutismus mehr als je zueilende Staatseinheit geschaffen. Der Ausbruch der niederländischen Wirren hatte darauf dem aufblühenden englischen Handel freilich zunächst eine Periode der inneren Auflösung und des Schwankens gebracht. Aber der Aufstand stärkte doch auch das englische Wirtschaftsleben durch massenhafte Einwanderung niederländischer Handwerker und Kaufleute und drängte dadurch vorwärts zu einer weiteren Ausdehnung eben auch des englischen Handels. Und in diese Lage griff nun die englische Staatsgewalt seit der Zeit der Königin Elisabeth entscheidend ein. Damals wurde den Hansen ein zunächst in England, dann aber auch an den Nordsee-

gestaden und darüber hinaus unüberwindlicher Wettbewerb geschaffen, indem der nationalen Handelsgesellschaft der Merchant Adventurers die Staatsgewalt zur Verfügung gestellt wurde. Zum Verständnis der besonderen Bedeutung der Geschichte der Merchant Adventurers ist zu bedenken, daß im Grunde alle nationalen Wirtschaftsinteressen Englands überhaupt hinter dieser einen Kaufmannsgenossenschaft standen: denn ihnen fiel vor allem der Export des Tuches, der fast einzigen internationalen Ware des Landes, zu. Außerdem aber verfügten die Merchant Adventurers über eine besonders straffe Organisation, eine straffere, als die Hansebrüder sie jemals besessen haben. Unter deren Wirkung erwarben sie zuerst in Antwerpen, dann auch in Hamburg ein faktisches Monopol für den Verkauf der englischen Waren und erlangten schließlich auch in England gegenüber den fremden Konkurrenten ein faktisches Monopol durch differentielle Behandlung dieser bei der Verzollung der Einfuhr.

Und während so die Gilde der Merchant Adventurers Deutschland und Deutsche monopolistisch auszubeuten suchte als Siegerin über die Hanse, wurden nach ihrem Muster in England neue Handelskompagnien begründet, 1554 die Russia Company, 1579 die Eastland Company mit dem Monopol für den Handel an den deutschen Ostseeküsten, 1581 die Turkey Co., 1585 die Marocco Co., 1588 die Guinea Co. — und im Jahre 1600 faßten die Londoner Kaufleute den kühnen Entschluß, mit Ostindien in direkte Verbindung zu treten.

In diesem ungestümen Vorwärtsdrängen des englischen Handels bedeutete nun die Einnistung der Merchant Adventurers in Hamburg einen ersten wichtigsten Erfolg: es war die Festsetzung im Herzen des noch immer stärksten Konkurrenten; der deutsche Handel konnte von hier aus wenigstens zum Teile aus einem Aktivhandel in einen Passivhandel verwandelt werden; und die Möglichkeit bestand, gerade von Hamburg her weiter tastend verschiedene Nachbarländer skandinavischen wie slavischen Charakters zu gewinnen.

Was tat man da nun in Deutschland dagegen? Es zeigte sich, daß kein Widerstand mehr möglich war: fast un-

gestört haben die Engländer ihre Hamburger Offensivstellung entwickelt.

Während dieser Fortschritte des englischen Handels in der Nordsee, die in das alte hansische Abschlußsystem eine dauernde Bresche legten, war aber auch Lübeck und damit ein großer Teil des deutschen Handels in den Ostseeländern ins Hintertreffen geraten. Lübeck war damals an der Seite Dänemarks in einen verlustreichen Kampf gegen Schweden zur Aufrechterhaltung des Narwahandels verwickelt worden; und es war aus diesem Kampfe im Stettiner Frieden (1570) zwar rechtlich erfolgreich, in Wirklichkeit aber als besiegt hervorgegangen.

Diese Überholung Hamburgs durch die Engländer und dieser Rückgang Lübecks waren die entscheidenden Ereignisse für den völligen Zerfall der Hanse.

Gewiß sind noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Versuche unternommen worden, die Hanse zu erhalten, ja sie in veränderten Formen auf die großen süddeutschen Städte auszudehnen. Bei einer hansischen Zusammenkunft im Jahre 1669 waren noch Lübeck, Bremen, Hamburg, Braunschweig, Osnabrück, Köln, Rostock und Danzig vertreten. Aber es war nur noch das letzte Todeszucken eines Verendenden. Diese wie andere Versammlungen blieben erfolglos, die Annäherung der süddeutschen und norddeutschen Städte kam nie über die Stufe eines bloßen Projektes hinaus; und schließlich erstreckte sich der hansische Bund nur noch auf Lübeck, Bremen und Hamburg.

Inzwischen aber waren die Geldmächte in den oberdeutschen Städten, die ähnlich wie in Genua oder Florenz die Entwicklung ihrer Plätze wesentlich mit bestimmten, schließlich aus denselben Ursachen zugrunde gegangen, wie die Hansen in Norddeutschland oder in Italien die Venetianer, die sich auch in Geldgeschäften nicht vornehmlich betätigten: der Rückgang der regelmäßigen nationalen Erwerbstätigkeit hatte ihr Geschäftsleben ertötet.

Der Unterschied war für Deutschland nur der, daß die Hansen im Norden, ähnlich wie die Venetianer in Italien, langsam im Dunkel verschwanden, während die Oberdeutschen, gleich den

Florentinern und Genuesen, dank ihren engeren Beziehungen zu dem neu befruchteten europäischen Westen, im hellsten Glanze der allgemeinen Handelsentwicklung zugrunde gegangen sind.

In Oberdeutschland hatte eine Anzahl von Handelshäusern schon im 15. Jahrhundert mit steigendem Reichtum die alte Bahn des mühsamen, aber soliden Warenhandels verlassen, dessen Mittelpunkt damals Venedig war. Sie hatten sich zuerst auf Kapitalgeschäfte und den Silberbergbau in Tirol geworfen: so seit Mitte des 15. Jahrhunderts; sie nahmen aber auch am sächsischen Silberbergbau teil und reichten mit ihrem Einflusse noch weiter nach Thüringen, Böhmen, Ungarn. Es war eine im einzelnen höchst lehrreiche Form primitiven Unternehmertums.

Aber bald wurde ein für diese Zeit noch bedenklicherer Abweg eingeschlagen. Angehörige großer Kaufmannsgeschlechter nahmen wohl Hofdienste bei einem großen Herrn und liehen ihm; eine solche Stellung hat z. B. Hans von Stetten bei Kaiser Max I. gehabt. Lag es da nicht nahe, da ein eigentlicher Staatskredit noch nicht vorhanden war, durch ständiges Leihen an große Herren, die meist enorme Zinsen zahlten, besonders gewinnreiche Geschäfte zu machen? Und schon das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts brachte in dieser Hinsicht in der Wahl Karls V., deren außerordentliche Kosten zum größten Teil durch deutsche Häuser finanziert wurden, ein glänzendes Geschäft; und diesem folgten bei der Geldbedürftigkeit Karls in den Kriegen gegen Franz I. nicht minder günstige Gelegenheiten. Zwar stellte man gegenüber diesen Geschäften bald die Maxime auf Nolite confidere in principibus: doch sah man sich trotzdem binnen kurzem soweit hineingezogen, daß ein rettender Ausweg nicht mehr möglich war. Und so hat denn z. B. von allen großen Nürnbergern Geldhäusern des 16. Jahrhunderts eigentlich nur eins sich von den hochverzinslichen, aber gefährlichen Anleihen der großen Potentaten grundsätzlich fern gehalten: das noch heute blühende Haus der Tucher.

Allein längst ehe man recht in die neuen fürstlichen Beziehungen hineingewachsen war, hatte sich dem deutschen Handel

auch aus ganz anderen Zusammenhängen her nur zu sehr die Nötigung aufgedrängt, immer mehr zum Geldhandel überzugehen.

Die große Ursache, die hier wie für Italien so für Deutschland, vor allem Oberdeutschland, verderblich eingriff, war der Übergang des Weltwarenhandels von Zentraleuropa an die europäischen Westküsten. Konnten die mitteleuropäischen Handelshäuser dieser Bewegung ohne Schaden dauernd folgen? Es war nur möglich für einige Waren, die besonders dauerhaft und im Verhältnis zum Gewicht und Umfange kostbar waren, nicht aber für den Verkehr eben der größten, der Stückgüter. Auf diesem begrenzten Gebiete haben denn die oberdeutschen Häuser allerdings durch spanische und portugiesische Faktoreien noch energisch eingegriffen.

Allein selbst hier zeigte sich doch schließlich, daß die neue Konstellation alle diese nunmehr vom eigentlichen Handelsstrom entfernten Häuser zum Geldhandel herüberdrängte: ein großer Teil des in Deutschland angesammelten und Verwendung suchenden Kapitals konnte nicht mehr im Warenhandel angelegt werden; und der Verdienst auf diesem Gebiete wurde geringer, wenn er auch bei den Imhofs, einem Geschlecht, das sehr lange Zeit ziemlich ausschließlich Warenhandel getrieben hat, in den Jahren 1525—36 noch immer 8 % jährlich betragen hat.

Nun ließ sich allerdings ein Teil der brach liegenden Kapitalien immer noch in Spanien und Portugal unterbringen: denn weder das eine, noch das andere Land nutzte die Gunst seiner Lage in der Weise, wie das später Holländer und Engländer getan haben, zur Begründung eines höheren nationalen Wirtschaftslebens aus: beide entnahmen vielmehr die Kapitalien zum Betrieb ihres Handels den Handelsplätzen der voll gesättigten mitteleuropäischen Völker und lieferten diesen dafür noch Löwenanteile ihres Gewinnes aus.

Allein auch diese Absatzstelle zur Nutzung deutscher, vor allem oberdeutscher Kapitalien genügte auf die Dauer nicht. Es blieben noch gewaltige Restmassen übrig, und diese suchten nunmehr erst recht die gefährliche Verwendung im Dienste der Fürsten.

Es ist der Zusammenhang, in dem die ersten beiden großen mitteleuropäischen Börsen zur Höhe ihrer Entwicklung gelangt sind, Antwerpen für Spanien und England, Lyon für Frankreich. Auf ihnen war die in Antwerpen seit alters her aus der niederländischen Entwicklung abgeleitete, in Lyon durch das französische Königtum gewährleistete volle Handels- und Verkehrsfreiheit eine Triebkraft, die alle Kapitalien und Kapitalisten anzog: und sie wirkte damit, eine Ausnahme im 16. Jahrhundert, im Verhältnis noch stärker als die großartigen, den Raum teilweise fast aufhebenden Verkehrsverbesserungen des 19. Jahrhunderts.

Von diesen beiden Börsen hat nun Lyon verhältnismäßig erst spät und niemals in dem Umfange wie Antwerpen deutsche Kapitalien aufgenommen; im Vordergrunde stand Antwerpen. Das Besondere der Kaufmannschaft Antwerpens war es wohl von jeher gewesen, daß sie eigentlich keinen großen Eigenhandel hatte, wie sie auch wenig Reederei trieb. Ihre Bedeutung beruhte vielmehr darauf, daß sich hier vermöge der völligen Freiheit des Handels zum erstenmal jene Entwicklung vom Stapelverkehr zum Börsenverkehr vollzog, die den Übergang vom mittelalterlichen zum modernen Handel kennzeichnet. Dementsprechend erfloß der Hauptgewinn der Handeltreibenden aus Bewirtungs- und Maklergeschäften, aus dem Bankgeschäft und einem Handel, der sich nur dem Binnenlande zu interlokal zu einem Großhandel entfaltete. Vor allem aber war die Stadt der erste große Platz in Europa, auf dem die Vertreter aller Kapitalmächte zusammenströmten, um Geldgeschäfte zu machen, unter ihnen an erster Stelle die reichsten Angehörigen der absterbenden kapitalreichen Handelsvölker, der Italiener und der Oberdeutschen. Von ihnen verlegten viele geradezu ihr Hauptgeschäft hierher; andere hatten hier wenigstens Vertreter. Um welche Kapitalien es sich dabei handelte, soweit die Deutschen in Betracht kamen, ergibt sich z. B. aus den Angaben eines venetianischen Botschafters, der 1548 den Reichtum der Fugger auf 4 Millionen Gulden, den der Welser und Paumgartner auf 2—3 Millionen veranschlagte. Und wie neuere Forschungen

ergeben haben, blieb er dabei für die Fugger noch immer um eine Million hinter der Wirklichkeit zurück; die Welser und Paumgartner dagegen sind wohl von ihm überschätzt worden. Das Schicksal dieser großen Geldkapitalien des 16. Jahrhunderts klärte sich nun um etwa 1530 durch italienische Vorgänge. Der Sieg des Hauses Österreich in Italien trieb damals das Florentiner Kapital, das immer schon große Neigung in dieser Richtung gehabt hatte, völlig in das französische Lager, während das Genueser Kapital sich auf die kaiserliche und spanische Seite stellte. Dementsprechend wurden die Florentiner Bankiers binnen kurzem in Neapel und Rom von den Genuesen, in Antwerpen durch die Genuesen und die Oberdeutschen, in London durch englische Kaufleute verdrängt. Hiermit hängt es zusammen, wenn eine englische Denkschrift vom Jahre 1564 berichten konnte: „Es ist noch nicht viel länger denn dreißig Jahre her, daß es in Antwerpen nicht mehr als zwei oder drei Kaufleute gab, die Geld auf Zinsen ausliehen, und diese konnten aus ihren eigenen Mitteln kaum 20000 L. fl. oder 80000 Taler hergeben; jetzt dagegen gibt es dort 30 oder 40 große Kaufleute, die 300000 L. ohne Belästigung für ihr sonstiges Geschäft verleihen können." Und all diese für die damalige Zeit überaus großen Kapitalien stellten sich nun je länger je mehr dem kriegerischen Ehrgeize der großen Fürsten, vor allem der spanischen und englischen, zur Verfügung — während sich inzwischen Lyon, namentlich unter dem Einfluß der Florentiner, zu einer Börse besonders des Königs von Frankreich entwickelt hatte.

Es waren Zusammenhänge, die etwa seit 1542 den Höhepunkt ruhiger und kräftiger Entfaltung erreichten. Denn jetzt folgte ein Jahrzehnt (bis 1551/52 etwa), in dem Lyon und Antwerpen alle größeren Geldgeschäfte, die etwa noch in Augsburg, Genua oder Florenz gemacht wurden, an sich zogen: so daß die beiden Städte nunmehr ganz und gar als Zentren des großen internationalen Geldverkehrs, als eigentliche Kapitalmärkte Europas erschienen.

Zugleich aber war der große Geldverkehr damit ganz fis-

talisch, und zwar ausschließlich fürstlich geworden. Denn fast nur die Fürsten kontrahierten schwebende Anleihen; die Städte und andere öffentliche Gewalten taten es nur in äußerster Not, während sie sonst, und so namentlich die Städte, bei der herkömmlichen soliden Ausgabe von Rentenbriefen blieben: so hat z. B. Nürnberg nur einmal im Markgrafenkriege, als rasch ungewöhnliche Geldmittel flüssig gemacht werden mußten, eine schwebende Anleihe aufgenommen.

Innerhalb des fiskalischen Geldverkehrs aber ergab sich bald eine für Oberdeutsche und Genuesen, im weiteren Sinne aber überhaupt für Deutsche und Italiener verhängnisvolle Entwicklung. Während nämlich die deutschen Fürsten auf den internationalen Geldmärkten wenig Anleihen aufnahmen, da sie nicht den entsprechenden Kredit genossen, und während damit Deutschland auf diesen Märkten ebensowenig in Betracht kam als Italien, versuchten Frankreich und England, ihr Finanzwesen immer mehr zu nationalisieren. Für das deutsche und auch das italienische Kapital blieben daher, wenn auch namentlich an Frankreich noch lange geliehen wurde, je länger, je mehr doch nur Portugal und vor allem Spanien große Kunden, denn dort gab es nur wenige Kapitalisten, die der Regierung des Landes mit größeren Anleihen dienen konnten und wollten.

Nun stellte es sich aber bald heraus, daß insbesondere Spanien der unsolideste und kreditunwürdigste aller Staaten war: nicht weniger als sechsmal während des Verlaufes noch nicht eines vollen Jahrhunderts, 1557, 1575, 1596, 1607, 1627, 1647, hat es Staatsbankrotte erlebt und Zwangskonsolidationen durchgeführt.

Bedarf es da noch einer genaueren Schilderung der Rückwirkung dieser Vorgänge auf den deutschen Nationalreichtum? An Spanien, in zweiter Linie auch an Frankreich hat die Nation den größten Teil der Summen verloren, die sie die blühenden Zeiten ihrer Volkswirtschaft im 14. und 15. Jahrhundert hatten ersparen lassen.

Die erste Periode dieser Verluste wurde eigentlich schon mit dem Jahre 1552 eingeleitet: damals begann jener erste

große Kredittaumel, aus dem nach fünf Jahren die Finanzkrise hervorging, die Frankreich, Spanien und Portugal zum Staatsbankrott und die niederländischen Rentmeister zur Zahlungseinstellung veranlaßte. In Deutschland insbesondere verursachte diese Krise eine ganze Reihe von Fallimenten vornehmlich in den Jahren 1561—64; die Passiva betrugen etwa 2—3 Millionen Gulden. Welche Summen im ganzen schon damals verloren wurden, ergibt sich daraus, daß man die Verluste allein in den großen Staatsbankrotten auf 200 Millionen Mark heutiger Währung, wenn nicht mehr, geschätzt hat. Die Edelmetallproduktion der ganzen Welt aber während der Jahre 1521—1560 ist nur auf ca. 115 Millionen Mark veranschlagt worden. Dabei übertrugen sich die Verluste der großen Geldhäuser zum großen Teile auch auf das weitere Publikum. Denn wer hatte sich schließlich nicht an diesen fürstlichen Anleihen auf irgendeine Weise, mittelbar oder unmittelbar, beteiligt? Es handelte sich schon früh keineswegs bloß um die großen Bankhäuser mehr; die anfangs enormen Gewinne hatten auch die minder bedeutenden Häuser zur Nachfolge gereizt, und am Ende hatte auch die große Masse der kleinen Kapitalisten desselben Weges zu traben begonnen.

Und wenn man nun aus dieser ersten furchtbaren Krisis noch ernstlich und genügend gelernt hätte! Ja wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, jetzt den einmal eingeschlagenen Weg rasch zu verlassen! Das Jahr 1575 brachte einen neuen spanischen Staatsbankrott mit furchtbaren Wirkungen. Zu den nächsten Folgen gehörten u. a. auch die Meutereien der spanischen Soldaten wegen rückständiger Soldzahlungen, die zu der Plünderung Antwerpens führten und damit zur Auflösung des Antwerpener Handels und Geldmarkts.

Dem nun bereits zweimal bankrotten Spanien aber kamen jetzt die Italiener im Jahre 1577 mit jener überaus vollkommenen Organisation des internationalen Geld- und Kreditverkehrs zu Hilfe, die in den Genueser Wechselmessen entwickelt wurde. Die Geschäfte wurden hier durchweg von Italienern betrieben, vor allem von Genuesen; daneben finden

sich noch einige Mailänder und Toskaner, später auch Venetianer in wechselnder Zahl beteiligt. Bedeutete das für die Deutschen an sich schon eine Abdrängung selbst von dem spanischen Geldhandel, so haben sie doch trotzdem immer wieder an diesem teilgenommen, wenn auch unter steigenden Verlusten. Schon die Jahre 1571—1574 haben eine weitere Reihe bedeutender Bankrotte gebracht; und bereits damals hieß es: „Wie jetzt alle unsere Handlungen beschaffen sind, bedeuten für uns 100000 Kronen soviel wie vor Jahren eine Million." Allein damit stand die fallende Entwicklung noch nicht still. In den ersten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts häuften sich vielmehr die Bankrotte derart, daß nur noch wenige Häuser von Bedeutung übrig blieben. Vor allem Augsburg und Nürnberg litten jetzt und haben sich von diesen Schlägen auf lange nicht mehr erholt. Mußten doch selbst Häuser wie das der Welser liquidieren.

Mit der Nationalisierung des französischen Finanzwesens durch Colbert ist dann endlich das letzte Feld verloren gegangen, das dem internationalen Geldhandel der Deutschen noch verblieben war. Es war zur selben Zeit, da in Spanien die traurigen Überreste des Fuggerschen Geldhandels zu Grabe gingen.

Gesamtergebnis dieser traurigen Entwicklung war schließlich, daß von dem deutschen Großkapital so gut fast wie nichts mehr übrig geblieben war. Um welche Verluste es sich dabei selbst für weniger bedeutende Firmen schon gehandelt hat, zeigt z. B. das erhaltene Handlungsbuch der Neidhardtschen Erben. Danach hatte diese Firma 1564 Forderungen an den französischen Hof von ca. 630000 Livres, an den König von Portugal von ca. 120000 fl., dazu große Forderungen an den Kardinal von Lothringen und den Herzog von Guise, an den Infanten Don Carlos und den Herzog von Florenz: das ganze Vermögen der Firma, das sich Ende 1570 auf fast ½ Million fl. bezifferte, bestand fast nur in schließlich uneinbringlichen Ausständen.

Was aber von großen kaufmännischen Kapitalien trotzdem in einzelnen Resten noch erhalten war, ist bald darauf im

Dreißigjährigen Kriege zugrunde gegangen oder hat eine andere Anlage, sei es in Immobilien, sei es im militärischen Soldgeschäfte gesucht.

Der Dreißigjährige Krieg zerstörte dann aber auch noch einen großen Teil des übriggebliebenen größeren soliden Warenhandels. Auf diesem Gebiete war, absolut betrachtet, immerhin noch ein gewisser Aufschwung im 16. Jahrhundert eingetreten; namentlich die Technik des Handels, insofern sie auf Besuche möglichst vieler Messen und Märkte hinauslief, war unter der zunehmenden Sicherheit des Landes stärker entwickelt worden. Und daneben lassen sich andere Fortschritte wahrnehmen: die Einführung ordentlicher Lernzeit für die Handelsbeflissenen, das Auftreten der doppelten Buchführung „nach wälscher Manier" u. dgl. m.

Nunmehr, im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges brach aber auch diese Entwicklung bis auf spärliche Reste ab; und was übrig blieb, war so schwach, daß z. B. in dem handel- und auch schon gewerbreichen Sachsen die Notwendigkeit eintrat, 1670 die Besteuerung der inländischen Kaufmannsware aufzuheben, damit der Kleinhandel erhalten bleibe; erst 1682 wurde die Verakzisierung der inländischen Kaufmannsware wiederum eingeführt[1].

Zieht man aus alledem die Summe, so ergibt sich: der Aufschwung des großen kapitalistischen Handels des 15. und 16. Jahrhunderts war seit spätestens Mitte des 17. Jahrhunderts in der deutschen Geschichte so gut wie ausgelöscht; die Blüte des mittelalterlichen Bürgertums, des Trägers der großen ästhetischen und intellektuellen Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts, war zerfallen.

2. Nicht minder aber war inzwischen auch die Industrie zurückgegangen: und mit ihr waren neben den oberen auch die mittleren Schichten des alten Bürgertums von schwerer Heimsuchung betroffen worden.

[1] Genaueres s. schon Bd. VI, 355 ff.

Die mittelalterliche Industrie war Zunftindustrie gewesen; sie hatte für ein begrenztes Gebiet, den Bereich der Stadt und ihren wirtschaftlichen Einflußkreis ringsum, gearbeitet. Dementsprechend war sie, in Übereinstimmung mit der inneren ursprünglich kommunistischen Organisationsidee, auf begrenzten Absatz hingewiesen gewesen; zum Ideal ihrer Tätigkeit war daher nicht möglichst starke, sondern möglichst edle Erzeugung geworden: die Qualität, nicht die Quantität kam in Betracht: und das Ergebnis war jene hohe Blüte des Kunstgewerbes seit dem 14. und 15. Jahrhundert, die in ihrem weiteren Verlaufe noch hinein bis ins 16. und 17. Jahrhundert gewährt hat.

Dem Systeme dieser Industrie mußte nun im Grunde ein gering entwickelter wirtschaftlicher Verkehr entsprechen; denn jede stärkere Durchbildung des Transportwesens und jeder lebhaftere Handel führt mit Rücksicht auf den weiten Vertrieb und das durch ihn vergrößerte Absatzgebiet zu einer industriellen Erzeugung von Waren, für welche die Quantität und somit die Gleichwertigkeit des einzelnen Produktes mit anderen den Ausschlag gibt.

Konnte sich demgemäß das ursprüngliche System der industriellen Erzeugung noch halten, als im 14. und 15. Jahrhundert der Handel immer mehr zunahm? Langsam begann an seine Stelle ein anderes System zu treten, das der Manufaktur.

Das Wort Manufaktur besagt seinem Wortsinne nach nichts anderes als Handwerk. Indes hat man sich daran gewöhnt, unter ihm etwas anderes zu verstehen; genau so wie für uns Bourgeoisie etwas anderes bedeutet als Bürgertum, obwohl der reine Wortsinn beider Ausdrücke der gleiche ist. Als Manufaktur bezeichnet man diejenigen mit der Hand (oder unter wesentlicher Mithilfe der Hand) hergestellten gewerblichen Erzeugnisse, die nicht nach dem jeweiligen Geschmack eines einzelnen Kunden gearbeitet sind, sondern, in gleichmäßiger Wiederholung erzeugt, den Markt suchen.

Bei einer solchen gleichmäßigen Erzeugung, wie sie nun mit steigendem Verkehr stärker eintrat, ergab sich dann leicht auch eine andere Arbeitsteilung, als es die ursprüngliche war.

Die ursprüngliche industrielle Arbeitsteilung war eigentlich mehr eine Arbeitszerteilung gewesen: entsprechend den qualitativ verschiedenen Bedürfnissen der Kunden hatte man die einzelnen Berufe als ganzes längsgespalten, z. B. aus Schuhmachern Korduanschuster, Maroquinschuster, Schuster in gewöhnlichem Leder usw. entwickelt. Demgegenüber drängte sich jetzt aus quantitativen Bedürfnissen her vielmehr eine Querspaltung auf: im Prozeß der Schuhbereitung hatte sich z. B. eine besondere Leistenfabrikation, Sohlen- und Absatzfabrikation, endlich eine Tätigkeit des Zuschneidens der anderen und des Zusammennähens aller Stücke zu entwickeln. Dem entsprach es, daß in der Manufaktur immer eine nicht zu kleine Anzahl von Manufakturarbeitern unter die Direktion eines kapitalreicheren Führers treten mußte, der dann seinerseits, wie er die Arbeiter mit Rohmaterial versah, so den Vertrieb der Erzeugnisse auf dem Wege des Handels in Händen hatte.

Innerhalb der so arbeitsteilig gestalteten Manufaktur aber konnte man dann bald wieder zwei verschiedene Systeme unterscheiden: das der Hausindustrie und das der Fabrik. Ihre allgemeinen nationalökonomischen Voraussetzungen waren dieselben: nämlich daß eine weite Absatzmöglichkeit für Produkte gleicher Art gegeben und daß Kapital genug vorhanden sei, um die zur Ausnutzung dieser Absatzmöglichkeit notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Aber innerhalb dieser allgemeinen Voraussetzungen bezeichnet die Hausindustrie jenen Zustand, in dem es den kapitalistischen Führern noch nicht gelang, die Arbeitskräfte, deren sie zur Herstellung von Massenprodukten bedurften, an eine Stelle zu konzentrieren; die Fabrik dagegen ist der Ausdruck einer industriellen Arbeitsweise, in der dies möglich zu werden begann. Insofern war die Fabrik die entwicklungsgeschichtlich jüngere Wirtschaftsform. Und sie war es auch insofern, als sie die Verwendung größeren Kapitals erfordert: namentlich mußte jetzt ein Fabrikhaus gebaut werden. Indes hat es an besonders kapitalreichen Orten, wie in Genua und Venedig, doch schon im Mittelalter Fabriken gegeben. Ein wirtschaftsgeschichtlich sekundäres Moment war es an sich, wenn

sich mit der Konzentration der Arbeiter in ein Haus, die zunächst genauere und besser beaufsichtigte Erzeugung ermöglichte, auch die Beschaffung einer allen Arbeitern zur Verfügung stehenden Arbeitskraft eines Motors verband, mochte dieser nun auf die Verwendung einer Wasser- oder Luftkraft oder einer Dampfkraft zurückgehen. Insbesondere ist die Fabrik als sogenannte Dampffabrik entwicklungsgeschichtlich von anderen Formen der Fabrik zunächst nicht geschieden; sie bedeutet grundsätzlich nur die quantitativ überaus erweiterte Anwendung einer schon gegebenen Betriebsform.

Von den verschiedenen Arten der Manufaktur hatten sich nun in dem Deutschland des 14. und 15. Jahrhunderts bereits die ursprünglichsten Formen eingefunden. Sie gehörten im wesentlichen den Webeindustrien an; daneben kamen vielleicht schon Anfänge der Kleineisenmanufaktur in Betracht.

Im ganzen entfalteten sich diese ältesten Formen in jener Zeit und zumeist auch noch im 16. Jahrhundert aus der industriellen Betriebsform des eigentlichen Mittelalters, der Zunft. Dabei war eine große Anzahl verschiedener Entwicklungsmöglichkeiten denkbar; die gewöhnlichsten Wege aber waren etwa die folgenden:

Innerhalb einer Zunft, deren Mitglieder ursprünglich gleichberechtigte und wirtschaftlich auch so viel wie möglich gleichgestellte Meister waren, sanken zunächst einzelne Meister in ihrem Vermögen tiefer, während andere reicher wurden. Dann konnten die ärmeren Meister von den reicheren Arbeit nehmen, während die reicheren sich vornehmlich darauf legten, diese Arbeit, wie vielleicht auch noch die eigene, anfangs mehr auf näher gelegenen Märkten, später auch in weitere Fernen zu vertreiben. Unter diesen Umständen zerfiel dann die Zunft langsam in ärmere Lohnarbeiter, sogenannte Hausindustrielle, und reichere Unternehmer, konnte aber trotzdem als Ganzes fortwähren.

In einem zweiten Falle zog sich dagegen die Zunft bei fortgeschrittener Arbeitsteilung zur Herstellung der ihr nötigen Halbfabrikate, wie sonstigen Vor- oder Nebenarbeiten haus-

industrielle Arbeiter groß, so namentlich auch Frauen. Beispiele bieten die Woll- und Baumwollweberei, die Hosenstrickerei, die Hutmacherei, die Klingen- und Messerschmiede u. a. m. Bei einer solchen Entwicklung wurde die fertigstellende Zunft eine Verlagszunft über hausindustriellen Arbeitern. So wurde z. B. die Klingenschmiederei in Solingen im 15. Jahrhundert von drei Zünften betrieben: den Schwertschmieden, den Härtern und Schleifern und den Schwertfegern und Reidern; und von ihnen wurden die Schwertfeger und Reider auf lange Zeit fast die alleinige Verlagszunft.

Eine dritte Möglichkeit der Entwicklung endlich ergab sich, wenn die Handwerker, die nach außen exportierten, es verschmähten oder verlernten, unmittelbar von sich aus abzusetzen. In diesem Falle traten vermittelnde Kaufleute an ihre Stelle, die unter Umständen auch in genossenschaftlichem zunftgemäß entwickeltem Zusammenhange leben konnten.

All diese Formen kamen nun in Deutschland schon im 15. Jahrhundert vor; doch waren die beiden letzten immerhin mehr der Entwicklung des 16. Jahrhunderts eigen und bedeuteten insofern einen gewissen Fortschritt.

Jedenfalls aber gab es im Verlaufe der Zeit immer mehr Gewerbe, die dem Manufakturbetriebe anheimfielen. Und es waren zum Teil Gewerbe von der größten Wichtigkeit. Vor allem gehörten dahin die Industrien der Gewebe. Hier hatten auf dem Gebiete der Wollenindustrie die Gewandschneider teilweise schon im hohen Mittelalter den Charakter der Verleger angenommen; später wurde dann die ganze Wollenindustrie von Manufakturelementen durchsetzt, und neben sie trat als eine immer wichtigere Manufaktur die der Leinwand. Was der Übergang gerade dieser Industrien zur Manufaktur besagte, erhellt erst dann völlig, wenn man sich erinnert, daß vor dem modernen Zeitalter des Eisens und der Steinkohle die feinere Gewebeindustrie überhaupt den Höhepunkt der gewerblichen Entwicklung darstellte.

Daneben ging aber auch eine ganze Anzahl anderer Industrien in Anfängen schon im 14. Jahrhundert, stärker

im 15. Jahrhundert zur Manufaktur über; so vor allem in den Hansestädten mit ihren verhältnismäßig leicht zu erobernden und zu bewältigenden großen Ausfuhrgebieten die Böttcherei, die Paternostermacherei, die Kannengießerei, die Goldschmiederei, die Seilerei, sogar die Schneiderei und Schuhmacherei; und in den oberdeutschen Städten, z. B. in Ulm, Augsburg und St. Gallen, manche verwandte Gewerbe.

Gleichzeitig aber begann sich jetzt eine andere Art der Manufaktur stärker zu entwickeln, die in den ersten Anfängen auch schon bis in frühe Zeiten zurückreicht: eine Manufaktur, die unabhängig von der herkömmlichen gewerblichen Betriebsform der Zunft emporwuchs. Sie lief darauf hinaus, daß bürgerliche Kapitalisten in freier Form, unabhängig von der Zunftorganisation, Arbeitskräfte für gewisse von ihnen beabsichtigte Manufakturen anwarben: und so führte sie zu den Ursprüngen zugleich des heutigen vierten Standes.

In die Reihen der Unternehmer dieser Manufaktur gehören in den frühesten Zeiten die Papierer — so in Nürnberg Ulman Stromer schon gegen Ende 14. Jahrhunderts — und die Buchdrucker und Buchverleger: überhaupt Vertreter von Gewerben, die unter Anwendung eines für die Zeit sehr bedeutenden maschinellen Werkzeuges betrieben wurden. Im 16. Jahrhundert wuchs dann die Neigung zur Entwicklung solcher freieren Manufakturen beträchtlich; und in manchen Städten namentlich der westlichen und südlichen Grenzlande wurde sie unter dem Einflusse italienischer und französischer Religionsflüchtlinge besonders gefördert, da diese das neue System von ihrer Heimat her kannten und vielfach mit dem nötigen Kapitale, es auf deutschem Boden einzuführen, versehen waren.

Die Folge war, daß eine ganze Anzahl bisher mehr zünftiger Hausindustrien allmählich der Einwirkung dieser Betriebsform verfiel. In welcher Art, das zeigt sich vielleicht am schlagendsten bei der Seidenindustrie, die von jeher vermöge des hohen Wertes ihres Rohstoffes, der feinen Technik, des geringen Gewichtes ihrer Erzeugnisse und des aristokratischen Charakters ihrer Abnehmer eine Ausfuhrindustrie ersten Ranges

gewesen war; und mit der sich sehr leicht gewisse andere Industrien, z. B. die Strumpfindustrie, die Gazeweberei, die Goldfädenfabrikation, verbanden.

Diese Industrie trat nun in Deutschland verhältnismäßig erst spät auf: in Köln und Brügge im 15. Jahrhundert, im 16. Jahrhundert in Antwerpen, wohin sie von Köln und Brügge aus gelangte, ferner auf nordniederländischem Gebiete, wohin sie wiederum Antwerpener Refugianten trugen, in Amsterdam und Haarlem und Utrecht; von Holland kam sie dann auch nach Straßburg. Ein zweites Verbreitungsgebiet neben dem niederrheinischen und niederländischen bildete dann die Schweiz: hier wurde die Seidenindustrie in Basel und Zürich durch niederländische, italienische und französische Refugianten begründet. Und da sieht man denn deutlich, namentlich unter Erweiterung des Blickfeldes auf die frühere italienische und französische Entwicklung, wie in dieser Industrie zuerst Weber und Verleger in einer Zunft stehen und wie sie dann als Glieder zweier übereinander stehender Zünfte erscheinen: bis die freie kaufmännische Verlegerschaft neben und über einer Anzahl freier Meister und Gesellen auftritt, die sich dann für sich wiederum zünftig organisieren.

Indem sich nun diese Entwicklung vollzog und damit die in der Industrie ihr Brot suchenden Menschenkräfte frei und vielfach ohne die Fesseln der Zunft Verwendung fanden, brauchte die Industrie nicht mehr nur an die Städte, die klassischen Standorte der Zünfte, gebunden zu bleiben; es war möglich, daß sie ihre Arbeitskräfte auch auf dem platten Lande suchte: und so wanderte sie tatsächlich vielfach hinaus aufs Land. So sieht man in Süddeutschland und sonst die Leinwand- und Barchentwebereien das platte Land aufsuchen; die große Barchentmanufaktur der Fugger z. B. lag in Weißenhorn. Und neben sie traten jetzt auf dem platten Lande Hammerwerke, Drahtziehereien, Papiermühlen u. dgl.; ja die industriellen Unternehmungen der Nürnberger und Augsburger Kaufleute verbreiteten sich allmählich fast über alle wirtlicheren Mittelgebirge des südlichen und mittleren Deutschlands.

Im oberrheinischen Lande insonderheit, wo sich, vornehmlich wiederum auf schweizerischem Gebiete, die Entwicklung vielleicht am ungestörtesten vollzog, traten zu den Papierer- und Druckerknechten schon spätestens um die Mitte des 16. Jahrhunderts als ländliche Manufakturisten ärmere französische und italienische Refugianten, einheimische bäuerliche Kräfte, Gesellen aus den Städten, welche aufs Land zogen und dort heirateten und sich selbständig machten; und später hört man geradezu von einer „freien uneingeschränkten löblichen Manufaktur" sowohl des platten Landes wie der Stadt, die teilweise von „Weibspersonen und Maidlin ab dem Lande" betrieben wird.

Am frühesten zog dabei anscheinend das Stricken auf das Land; schon Ende des 16. Jahrhunderts klagen in diesem Gewerbe die Zünfte der Städte Basel, Straßburg, Freiburg, Breisach über unleidlichen Wettbewerb. Dann folgte im 17. Jahrhundert die Bandweberei, die Passementmacherei, überhaupt die Textilindustrie, die Färberei, die Strumpffabrikation, vor allem seit Aufkommen der seidenen Strümpfe (ca. 1680), die Herstellung lederner Handschuhe, die Tabakindustrie und die Knopfmacherei. Es waren Industrien, die jetzt in gleich freier Weise in Stadt und Land getrieben wurden, und die im kleinen auf sozialem Gebiete schon die heutigen Verhältnisse des vierten Standes hervorriefen[1].

Wir haben den Entwicklungsprozeß der Manufaktur bis zu einer Stufe verfolgt, die schon völlig modern anmutet; in dieser Höhe ist er im engeren Deutschland selbst im Laufe des 17. Jahrhunderts erst an wenigen, besonders begünstigten Stellen, z. B. in Kursachsen, eingetreten. Kehren wir aber ins 16. Jahrhundert zurück, so konnte doch darüber kaum ein

[1] So klagen z. B. schon im Jahre 1687 hausindustrielle Meister um Basel gelegentlich einer Geschäftsstockung: „Während die Kaufherren selbst die Ursache sind, daß unser so viele sind, so geben sie uns doch viel zu wenig Arbeit und noch schlechteren Lohn. Früher haben wir ihnen kaum genug arbeiten können, jetzt aber sehen sie uns über die Achsel an, lassen uns am Hungertuche nagen und müßig gehen."

Zweifel sein, daß unter Hinblick auf den kräftig fortschreitenden Verkehr noch der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts bei sich gleichbleibender Entwicklung das Aufblühen der Manufaktur für alle haltbaren und leicht transportabeln Massenartikel und auch für alle Luxusartikel bei bequemer Verfrachtung zu erwarten war. Es wäre ein Vorgang gewesen, der zugleich zu einer außerordentlichen Revolution im zünftigen Gewerbe und im Verfolg dieser Revolution zu ganz neuen Betriebsformen und sozialen Bildungen für die nicht manufakturfähige Industrie geführt haben würde.

Aber diese Entwicklung trat nicht ein, wenn auch die Manufaktur hie und da noch die Zünfte verdrängte: so vergingen z. B. in Nürnberg die Blechschmiede noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Manufaktur hielt sich vielmehr nur an wenigen Orten, schrumpfte an vielen zusammen und machte an den meisten mindestens keinerlei Fortschritte. Und das alte Zunftwesen wurde infolgedessen nicht zerstört, sondern sah sich reichliche Zeit gegeben, um völlig zu verknöchern. Woher nun diese unerwartete Wendung?

Man darf da zunächst nicht verkennen, daß die im 16. Jahrhundert herkömmliche nationalökonomische Gesamtanschauung von mittelalterlicher Auffassung her noch ganz folgerichtig den hausindustriellen, den Manufaktur- und den Fabrikunternehmer — und eben die Form des Unternehmens war das eigentlich Neue an der Entwicklung — verabscheute: Verkauf aus zweiter oder weiterer Hand war ihr „böser Verkauf"; der Satz „Pfennig ist Pfennigs Bruder" galt ihr als ein Greuel; und die Reformation Kaiser Friedrichs III. aus den ersten zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts verlangte noch für alle die Handwerker, „die gemeine und gemengte pfenwert uf den kaufmann und täglichen kramer machen", eine besondere Ordnung, in der ihr Verhältnis zu diesen Verlegern geregelt werden sollte, mit der Motivierung: „wann in diesen kleinen pfenwerten mag viel eignes nutz gesucht werden". Ja von diesen Anschauungen hat sich gewiß noch sehr viel tief ins 16. Jahrhundert hinein und darüber hinaus

erhalten; erst das ausgehende 18. Jahrhundert ist an die vorurteilsfreie wissenschaftliche Untersuchung des wirtschaftlichen Begriffes des Unternehmens herangetreten, und erst das 19. Jahrhundert hat diese Untersuchung zu einem gewissen Abschluß gebracht. Indes diese Anschauung allein würde doch die Entwicklung der Manufaktur nicht aufgehalten haben; wäre die Manufaktur aus anderen Gründen glücklich emporgeblüht, so würden sich auch andere Ansichten durchgesetzt haben, wie denn die ältere Anschauung nicht Ursache, sondern Wirkung war der kommunistischen Lebensziele der Zünfte.

Vielmehr standen der Entwicklung der Manufaktur weit greifbarere und mehr reale Mächte entgegen: dieselben Mächte, die wir als Zerstörer des nationalen Handels kennen gelernt haben: die unglückliche Entwicklung der inneren politischen Lage und der Verlust des auswärtigen, insbesondere des Weltverkehrs. Der Weltverkehr hörte, indem er sich von Mitteleuropa abwandte, auf, den nationalen Handel zu befruchten; und mit dessen Verfall und den ungeheueren Kapitalverlusten, die ihn begleiteten, schwanden die wirtschaftlichen Voraussetzungen dahin, die für das Erblühen eines Wirtschaftslebens der Manufaktur unerläßlich waren. Und sie schwanden um so mehr, als der Zerfall des Reiches in eine Unsumme kleiner Territorien den freien Export unterband oder wenigstens zu unterbinden drohte, auf den die Manufakturen angewiesen waren, und eine Hilfe hiergegen beim Reiche nicht zu erwarten stand.

Und was sollte etwa der höhere Gewerbestand gegen die Drohnisse dieser traurigen, scheinbar unabwendbaren Lage tun? Es blieb ihm zunächst kaum etwas übrig, als sich an die alte, im Verhältnis zum Fortschritt anderer Nationen veraltete Gewerbeverfassung der Zunft anzuklammern und von deren weiterer Entwicklung sein Heil zu erwarten; nur an verhältnismäßig wenigen Stellen, da, wo die Folgen der Verlegung des Welthandels nicht eintraten, ist ein anderer Weg versucht worden. Es war von vornherein ein verzweifelter Entschluß. Aber man hat ihn durchgeführt.

Nun war allerdings auch das Zunftwesen seinerseits von dem Aufschwunge des Handels im 15. Jahrhundert und dem unendlich erweiterten Horizonte der neuen Verkehrsbeziehungen im 16. nicht unberührt geblieben. Es hatte, ganz gegen den Geist seiner ursprünglichen Zeiten, soviel wie möglich seinen lokalen Charakter zugunsten einer, wenn auch nicht nationalen, so doch regionalen Prägung abzustreifen versucht.

Die ersten Versuche auf diesem Gebiete waren aber bezeichnenderweise nicht von den Meistern, dem seßhaften Teil der Zunft also, ausgegangen, sondern von den fluktuierenden, von Stadt zu Stadt forttreibenden Elementen der Zunftverfassung, von den Gesellen[1]. Diese hatten schon im 15. Jahrhundert große interurbane Verbände gebildet. Zunächst in Süddeutschland waren sie entstanden, dann hatten sie sich über den ganzen deutschen Boden verbreitet: äußerst zäh und lebendig waren sie entwickelt worden in der Ausbildung einer Fülle von Bräuchen, die Gemüt und Phantasie beschäftigten, und in einer straffen Erziehung zu handwerklich-gesellenhafter Ehrlichkeit: um 1500 konnte ihre Organisation als vollendet gelten. Dabei war die Tendenz ihrer Wirkung nach außen unverkennbar; Arbeitsbedingungen und Arbeitsrecht wollten sie gegenüber den Meistern durchbilden und beherrschen. Und auch dieses Ziel wurde im Verlaufe des 16. Jahrhunderts in genügender Weise erreicht, und ein zumeist nicht unbefriedigendes Verhältnis zu Meistern und Zünften war die Folge.

Inzwischen aber war es, an einzelnen Stellen schon sehr früh, im ganzen aber doch erst seit dem 16. Jahrhundert, auch zu einer interlokalen Verbindung der Meister und der Zünfte, insofern diese durch die Meister vorgestellt wurden, gekommen. Es war in der Tat eine sehr notwendige Fortbildung des alten Zunftwesens: der Verkehr, die Arbeitsteilung, der Handel wiesen jetzt über den engen Rahmen der Stadtwirtschaft hinaus auf die gemeinsamen Interessen ganzer Verkehrsgebiete und Länder. Und so kam es denn zuerst

[1] Vgl. schon Bd. VI S. 70 f.

meistens zur Zusammenfassung zerstreut lebender Meister namentlich solcher Gewerbe, die nebenbei etwas vom Wesen des Hausierens hatten: der Kessel- und Kaltschmiede, der Kupferschmiede, der Hafner, der Bader, der Pfeifer und Spieler. Aber daneben und darnach wurden auch große und angesehene Zünfte anderer Art, Messerschmiede, Schlosser, Steinmetzen, Tuchmacher, regional zusammengefaßt. In diesem Falle wurden die wichtigsten Zünfte an Orten, wo das Handwerk besonders gut betrieben wurde, zu Mittelpunkten der Organisation; sie erhielten den Charakter einer Art wirtschaftlichen und sozialen Oberhofs, von dem aus sich gleichmäßige Lehre und gleichmäßiger Brauch des Handwerks verbreiteten.

Vor allem aber kam es jetzt darauf an, in welcher Weise sich diese neuen Organisationen in die bestehenden staatlichen Verhältnisse einordnen sollten. Und hier wurde nun die Einordnung an sich schon fast nur in einem Territorium versucht, in Württemberg: und auch hier schließlich erfolglos; das Problem einer staatlichen Regulierung des Gewerbewesens auf umgebildeter zünftlerischer Grundlage ward also nicht gelöst.

So war denn das Regelmäßige vielmehr eine ganz lose und freie Eingliederung in territoriale Grenzen ohne starken Einfluß der Staatsgewalt; in dieser Weise sind nicht wenige Zunftvereine in Süddeutschland, in Norddeutschland z. B. die Kupferschmiede der Kurmark, organisiert gewesen. Darüber hinaus aber nahmen gerade besonders wichtige Gruppen vereinter Zünfte eine noch viel freiere Stellung ein: so namentlich der Steinmetzenverband, der sich mindestens seit der Verfassung, die er sich im Jahre 1459 zu Regensburg gegeben hatte, über ganz Deutschland erstreckte und sich wichtiger kaiserlicher Privilegien, so aus den Jahren 1498 und 1621, erfreute; seine Hauptladen waren zu Straßburg, Bern (Zürich), Regensburg, Wien und Magdeburg, als oberste Instanz funktionierte die Straßburger Lade. Aber auch die sächsischen Schlosser und die oberrheinischen Hosenstricker und Schwarzfärber sind ähnlich organisiert gewesen.

So war denn das zünftige Handwerk für Meister wie

Gesellen tatsächlich wenigstens teilweise zu großen Interessenverbänden autonomen Charakters zusammengetreten: es hätte scheinen können, als sei das Problem der Überführung des alten Zunftbetriebes in veränderte Zeiten ohne Zertrümmerung der alten Form mindestens grundsätzlich gelöst.

Allein der Schein täuschte. Zunächst war das Verhältnis der neuen regionalen Bildungen zu den territorialen Staatsgewalten wie zur Reichsgewalt noch keineswegs geordnet; sicherlich mußten die kommenden Zeiten des Absolutismus hier zerstörende Eingriffe bringen. Weiterhin umfaßten diese regionalen Verbände doch nur einige Industrien und gerade die größten nicht. Vor allem aber entzog der allgemeine wirtschaftliche Verfall der Nation auch diesen Bildungen noch das in ihnen pulsierende Leben; insbesondere stellte sich heraus, daß gegenüber den zu blühendem Gedeihen erwachsenden Manufakturen fremder Völker ein zünftlerischer Export unmöglich war. Vor allem die Tuchmacherei, die berühmteste unserer alten großen Industrien, ging unter diesem Verhältnis aufs traurigste zurück. Schon im 15. Jahrhundert, bei weitem mehr dann aber seit dem 16. Jahrhundert ertönen die Klagen über das Wachsen der Wollausfuhr und die Einfuhr fremder, englischer und vlämischer, Tuche. Man geht daran, den Import zu hemmen, auch die Vorteile der fremden Erzeugnisse sich anzueignen. Aber ohne Erfolg. Die Versteinerung des Zunftwesens läßt alle Versuche scheitern, und bei der Ohnmacht des Reiches gelingt es nicht, auch nur den inneren, geschweige denn den äußeren Markt zu halten. Und wir wissen schon, wie diese Lage bald von den englischen Merchant Adventurers ausgebeutet wurde: die Einfuhr englischer Tuche vornehmlich durch ihre Hamburger Faktorei zerstörte auch noch die Reste des einst blühenden Gewerbes: selbst die sächsische Industrie ging zugrunde: und auf blühte nur der Wollhandel nach England.

Im allgemeinen aber zeigte sich schließlich, daß unter Beibehaltung des Zunftwesens Ausfuhr nur noch möglich war, wenn, wie z. B. in Nürnberg, ein aristokratisches Handels-

regiment die gesamte handwerkliche Produktion in der unbedingten Abhängigkeit des Lohnwerks hielt und planvoll nach den praktischen und ästhetischen Gesichtspunkten der herrschenden Geschmacksrichtungen leitete.

Das Handwerk selbst aber büßte die allgemeine Ungunst der Lage der Regel nach mit allmählich eintretender Verknöcherung und schließlichem Absterben; höchstens daß im Nordosten Deutschlands, in Gegenden spätreifer Entwicklung, noch bis ins 17. Jahrhundert hinein einige Neubildungen wie in der Technik so im Rechte eintraten. Im Westen dagegen und auf mutterländischem Gebiete überhaupt war der Verfall der Zünfte schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts offenbar, wenn man ihn auch noch durch allerlei wunderliche Mittel, durch Zurückdrängen der Manufaktur, durch obrigkeitliche Reglementierung der Gesellenverbände u. dgl. zu vermeiden suchte; die Städte begannen in dieser Hinsicht schon mit den Reichspolizeiordnungen von 1530, namentlich aber denen von 1548 und 1559 zu wetteifern. Indes das Ergebnis solcher Bemühungen war naturgemäß gering. Die Gesellen entwichen gegenüber Reglementierungsversuchen der Städte in die Territorien, die ihrerseits die Repressionsbestimmungen der Reichsgesetzgebung nicht anwandten, da sie der Gesellen zur Begründung territorialer Industrien zu bedürfen glaubten: und schon diese Uneinigkeit der gesetzgeberischen Faktoren vereitelte im Grunde jeden Erfolg. Trotz manchen guten Willens kam es daher zu immer reißenderem Verfalle der zünftlerischen Industrie, und das hieß eigentlich der deutschen Industrie überhaupt.

In den größeren gewerblichen Verbänden schoß damit der wirtschaftliche Egoismus üppig ins Kraut. Und da demgegenüber jede regelnde autonome oder staatliche Gewalt fehlte, so kam es bald zur Anarchie, namentlich einem ständigen Kampfe der lokalen Interessen verschiedener Gegenden widereinander. In diesem Zustande, dessen Austrag schließlich in übermäßige häufige Zusammenkünfte mit Spiel, Trunk und Unzucht entartete, war denn auch der Zusammenstoß der

Verbandsrechtsprechung mit der Rechtsprechung der Territorien nicht mehr vermieden.

In den lokalen Zünften aber waren die Verfallserscheinungen fast noch bedenklicher. In ihnen wurde nun fast überall die Zahl der Meister beschränkt und geschlossen, wurden die Meisterstücke künstlich und schwer gemacht; und wie die Zunftgenossen so jede Konkurrenz gegen die einmal Privilegierten auszuschließen bestrebt waren, so unterlag ihre wirtschaftliche Tatkraft in der Zunft der Bevormundung durch eine kleinliche Rechtspflege. Um 1725 haben die Schuhmacher zu Krossen einen Meister ausgeschlossen, weil er auf eines Scharfrichters Pferd geritten, die zu Sommerfeld einen, weil er mit einem Scharfrichter getrunken, und ähnliche Fälle ließen sich zu Dutzenden aufzählen.

Ja selbst die Gesellenverbände gingen seit dieser Zeit, seit Schluß des 16. und vor allem im 17. Jahrhundert, rückwärts. Die Meister duldeten um diese Zeit keine verheirateten Gesellen mehr; darum überwogen in den Verbänden von nun ab die jugendlichen Elemente; und damit nahm Faulenzen und Pokulieren, Formalismus und kraftloser Übermut allenthalben zu. Zugleich wurde die Gesellenschaft durch Wegfall der älteren Elemente einem immer freieren Zuge geneigt; die Wanderschaft wurde nicht mehr bloß zum Lernen benutzt; und gingen die Obrigkeiten gegen die Gesellen irgendwie vor, so pflegten diese alsbald den Ort ihres Aufenthalts zu verlassen, womöglich mit Pfeifen und Trompeten. Das alles führte dann dazu, daß die Rechtspflege an immer kleinere, immer mehr seßhafte Ausschüsse überging und von diesen leichtsinnig und ungerecht, auf Grund von Gerücht und Gerede, besorgt wurde.

Es waren Zustände, die, einmal eingerissen, dadurch noch unleidlicher wurden, daß gegen Schluß des 17. Jahrhunderts und noch mehr in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die deutlichen Spuren eines gewissen Aufschwunges der handwerklichen Tätigkeit hervortraten: der neue, den Zeitgenossen unerhörte Friede brachte allmählich neue Bedürfnisse zur Reife, das Vermögen der Nation nahm, wenn auch lang-

sam, zu: mehr wurde gebraucht und mehr konnte bezahlt werden.

Nun wurde die zunehmende, allmählich fast üppig anmutende Unerträglichkeit dieser Entwicklung von der öffentlichen Meinung allerdings schon der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in steigender Lebhaftigkeit beklagt. Indes ihre Besserung ist erst langen Bemühungen der territorialen Staatsgewalten und dem hier noch einmal lebendigen, weil durchaus notwendigen Dazwischentreten der Reichsgewalt im Laufe des 18. Jahrhunderts gelungen. Einstweilen aber galt für die deutsche Industrie das Wort, das Herder im weiteren Sinne auf den Geist dieser Epoche überhaupt geprägt hat: sie wandelte sich nach einem Handwerksleisten und kroch gleichsam in eine privilegierte Gemeindelade.

Natürlich war ihr Ruf damit dahin; und das Ausland überschwemmte den deutschen Boden nicht allein wegen des Alamodetums der höheren Stände, sondern auch wegen der Unzulänglichkeit der deutschen Produktion immer stärker mit seinen Erzeugnissen. So meint Leibniz gegen 1670, daß alljährlich zum wenigsten ein Zehntel der deutschen Substanz (d. h. des Einkommens) für Industrieprodukte nach Frankreich gehe. Für die Jahre 1700 bis 1790 aber hat man den Gesamtausfall der Handelsbilanz mit Frankreich auf etwa 1650 Millionen Mark berechnet, was einen Jahresverlust von etwa 18 Millionen Mark bedeuten würde. In den Jahren von 1785 bis 89 scheint indes der Ausfall etwa 32 Millionen jährlich gewesen zu sein. Es sind selbst für das 18. Jahrhundert noch Zustände, von denen Möser in seinen Patriotischen Phantasien klagen konnte: „Wir wollen nach Bremen reisen, um den dortigen Kaufleuten den Sand in ihre Schiffe schieben zu helfen, welchen sie als Ballast einladen; wir wollen uns von den Franzosen zu Nantes auf die Sandberge führen lassen, welche dort am Hafen von den Bremensern wieder ausgeschoben werden und unter dem Titel: Les produits de l'Allemagne bekannt sind."

Wenn aber Handel und Industrie des 15. und 16. Jahr-

hunderts so zugrunde gingen, wie hätten sich deren altberühmte städtische Standorte auf der früheren Höhe halten sollen? Wohin wir uns wenden, dringt uns aus den großen Emporien selbst noch des 16. Jahrhunderts nunmehr Modergeruch entgegen. Da hören wir z. B. von Köln, es sei in Schmutz versunken; die Straßen wimmelten von Mönchen und Bettlern; der durch das Stapelrecht wie die unverwüstliche Lage an die Stadt gefesselte Handel werde zum größeren Teil von protestantischen Zuzüglern betrieben. Und gehen wir in die süddeutschen Städte, die noch weit mehr um 1500 und darüber hinaus ein Bild blühendsten Lebens geboten hatten, so ist die Erfahrung dieselbe. Ulm und Regensburg waren ganz zurückgegangen. Ulm hatte kaum einige Reste des früheren Leinwandhandels nach Italien behalten; Regensburg nährte sich kümmerlich von den Mitgliedern des Reichstages, der in seinen Mauern tagte. Nicht besser stand es um Augsburg. Im 18. Jahrhundert bewegte sich sein Verkehr fast nur noch zwischen Österreich, Schwaben, der Schweiz und dem nördlichen Italien. Sein Handel verzettelte sich dabei bis auf den Kleinbetrieb von geschnitzten oder gemalten Heiligenbildern und Amuletten; in der Industrie waren von etwa 6000 Webern des 16. Jahrhunderts nur 500 übriggeblieben. Ja selbst das stolze Nürnberg war gefallen. Zwar hatte hier noch in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts Rührigkeit geherrscht; 1616 ist das neue Rathaus erbaut, 1621 die Bank errichtet worden. Später aber sah man sich von den benachbarten Landstädten Ansbach, Bayreuth, Erlangen, wo sich Hugenotten ansiedelten, überflügelt. Wirksam erhielten sich nur, ein schwacher Rest früherer Größe, die Spielzeug- und Kurzwarenindustrie, der Landkartendruck und gewisse andere Zweige des Buchgewerbes, sowie die Anfertigung von Kunstarbeiten aus Holz, Metall und Elfenbein. Die Bevölkerung aber, die man im 16. Jahrhundert auf etwa 60000 berechnet hatte, war um 1740 auf ca. 40000, um 1780 auf ca. 30000 Seelen gesunken. Und was für eine Bevölkerung war es! Pöllnitz berichtet in seinen Memoiren von den Patriziern Nürnbergs etwa um

1730: „sie spielten die Venetianer im kleinen und blähten sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den devoten Bücklingen verriet, womit Gastwirte und Krämer den Fremden aufwarteten, welche sie in Nahrung setzten." Und diese Beobachtungen aus Nürnberg werden durch die Angaben Keyßlers ergänzt, der um 1730 Ulm und andere süddeutsche Reichsstädte besuchte. Er fand, „daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostspieligen Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des einzelnen und des ganzen rückwärts gehe, und daß man weder um die eigene Zukunft, noch um das allgemeine Wohl sich sonderlich kümmere".

Diese Einzelbeobachtungen lassen sich am ehesten durch die Aufstellung eines Gesamtbildes des Schicksals der Reichsstädte überhaupt abschließen; denn die Reichsstädte waren es doch vornehmlich gewesen, in denen sich die Blüte des Bürgertums des 14. bis 16. Jahrhunderts entfaltet hatte. Da findet sich denn, daß die kleineren Reichsstädte im 17. und 18. Jahrhundert gar nicht selten ungebührlichen Forderungen des Kaisers unterlagen, der sich gern als ihr Landesherr und sie demgemäß als sein Eigentum betrachtete; und nirgends fast ist wahrzunehmen, daß man solchen übertriebenen Ansprüchen, wenn auch nur mit der Festigkeit des Wortes, entgegengetreten wäre. Von den größeren Reichsstädten aber hielten sich manche, die im Mittelalter energisch und siegreich den geistlichen Fürsten in ihren Mauern bekämpft hatten, jetzt nur mit Mühe noch gegen dessen gesteigerte Macht, so z. B. Worms; anderen wieder drohte tödliche Umklammerung durch die benachbarten Territorien: das war die Lage z. B. für Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg — kurz die größten Reichsstädte des Südens. Aber selbst im Norden wurde die Reichsunmittelbarkeit Bremens im 17. Jahrhundert eigentlich nur durch das eifersüchtige Eingreifen des Großen Kurfürsten gegenüber Einverleibungsversuchen der fürstlichen Nachbarschaft gewahrt; und Hamburg verdankte seine Selbständigkeit mindestens

ebensosehr der Rivalität Frankreichs und Englands wie eigenen Kräften.

Daß bei solcher Lage die Reichsstädte in der Reichsverfassung nicht viel zu sagen hatten, lag in der Natur der Dinge: waren sie doch auf dem Regensburger Reichstage vielfach gar nicht durch eigene Gesandte, sondern durch irgendeinen Regensburger Spießbürger vertreten; und hatte doch selbst ein solcher Vertreter oft mehr als ein halb Dutzend verschiedene Auftraggeber.

In der Praxis des Regensburger Reichstages hatten sich demgemäß die Dinge so geordnet, daß die Meinung der Städtekurie einem gleichförmigen Votum der beiden oberen Kurien regelmäßig untergeordnet wurde.

Sollten bei dieser äußeren Lage die reichsstädtischen Verfassungen noch kräftige Sprosse, ja Blüten getrieben haben? Es war undenkbar. Überall fast krankten diese Städte daran, daß ihre Verfassungen seit dem 16. Jahrhundert nicht weiter entwickelt, ja nicht einmal dem eingetretenen Verfalle entsprechend rückgebildet, sondern, in ihrer alten Form äußerlich erhalten, ihrem wirklichen Inhalte nach verknöchert, verkalkt und leblos geworden waren. Die einzigen Städte, die eine Fortbildung ihrer Verfassung erlebt hatten, waren eigentlich Hamburg und Frankfurt: aus Gründen, die wir bald kennen lernen werden; hier kam es im Beginne des 18. Jahrhunderts zu Neuerungen, die sich dann bis tief ins 19. Jahrhundert hinein bewährt haben. Daneben hat allerdings auch noch in Köln gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Demokratie aus lokalen Gründen den Versuch gemacht, die schon völlig verfallene Herrschaft der Patrizier zu stürzen; aber das Beginnen blieb erfolglos.

Für diese verknöcherten Verfassungen aber war vor allem bezeichnend, daß ihr Rat sich nicht mehr als Organ der Bürgerschaft ansah und seine Interessen mit den städtischen gleichsetzte, sondern sich nach Analogie der kleinen Fürsten der Umgegend als den möglichst absoluten Potentaten der ihm untergebenen bürgerlichen Untertanen betrachtete. Es war eine Auffassung, die sich natürlich genug entwickeln mußte, sobald

durch tausend Zettelungen die volle Begrenzung der Ratsfähigkeit auf eine bestimmte Anzahl von Geschlechtern durchgeführt war. Denn von nun ab betrachteten sich diese Geschlechter gleichsam als die Kollektivfürsten der Stadt und zogen daraus die staatsrechtlichen Folgerungen. Und auch äußerlich traten sie demgemäß auf. In Nürnberg mußten ergraute Bürger junge Patriziersprößlinge mit Euer Gnaden anreden, und es galt als eine kühne Neuerung, als sich im 18. Jahrhundert in der Stadt eine Gesellschaft bildete, die diese Titulatur verpönte. Wie in Nürnberg war es aber auch sonst: die Patrizier hielten sich zum Adel; der alte Bürgersinn war verloren.

Und gegenüber dem fürstlichen Absolutismus kennzeichnete diesen aristokratischen noch das erschwerende Moment, daß er sich nicht bloß in die rein staatsrechtlichen, sondern auch in die kommunalen Funktionen des Gemeinwesens ergoß. Den Fürsten trennte schließlich immer eine große Entfernung vom Untertan; seine Befehle betrafen nur Dinge, die vom Standpunkte des Untertanen aus wirklich wichtig waren. In den Reichsstädten fiel diese Entfernung hinweg; und bis in die kleinsten Polizeisachen hinein erklang unmittelbar das oligarchische Befehlswort des Rates. Natürlich wurde darum die Ratsherrschaft um so lästiger; Bürger, die vorwärts kommen wollten, wanderten in irgendein Territorium aus; und da die Ratsherren sich vielfach selbst für zu gut hielten, um bürgerliche Geschäfte zu treiben, so ging damit der noch vorhandene Handel an andere Orte oder mindestens an fremde Einwanderer über. Nirgends vielleicht mehr als in Köln: hier waren es schließlich sogar protestantische Fremde, die den wichtigsten Anteil am Handel hatten.

Im übrigen konnte man, zum großen Teil auf Grund mittelalterlicher Unterscheidungsmerkmale, noch immer drei Klassen von reichsstädtischen Verfassungen auseinanderhalten: solche überwiegend demokratischer Natur, in denen vor allem die kleinen oberdeutschen Reichsstädte zum großen Teile verharrten; streng aristokratische Verfassungen, Inkrustationen der

mittelalterlichen Verfassungsbewegung der großen oberdeutschen Städte, z. B. Nürnbergs, Augsburgs, Ulms; endlich gemäßigt aristokratische Bildungen, welche diejenigen Reichsstädte hatten oder durchbildeten, die noch am Leben des Tages teilnahmen. Hierin gehören namentlich die Verfassungen der Hansestädte und Frankfurts.

3. Das große Bürgertum des 15. und 16. und früherer Jahrhunderte erschien im 17. Jahrhundert unrettbar dem Verfalle geweiht. Wie viele bekannte Geschäfte, wie viel berühmte Bürgergeschlechter dieser Frühzeit haben Namen oder Firma bis zur Gegenwart gerettet? Fast nur die, welche ihr Vermögen zur rechten Zeit in Grund und Boden anlegten, wie die Fugger, oder die in der kritischen Zeit dem ausschließlichen Warenhandel huldigten, wie die Tucher. Und was ist vom Sinne dieses großen Bürgertums erhalten geblieben? Die Wissenschaft floh Deutschland, soweit sie nicht bloße Büchergelehrsamkeit war; und bürgerliche Mäcene waren selten. Der geistige und künstlerische Horizont schwand zusammen; die Lebenshaltung wurde philiströs und innerlich unwahr.

Dennoch gab es auf deutschem Boden Ausnahmen von dieser Entwicklung — Ausnahmen von größter Bedeutung. Gewiß: das halbhundert Reichsstädte, das im Inneren Deutschlands lag, träumte im 17. und 18. Jahrhundert den langen bangen Traum früherer Größe, von Augsburg und Nürnberg hinab bis zu der unter dem Schutze der großen Reichsstadt Überlingen stehenden großen Reichsstadt Buchhorn — aber in den nördlichen und südlichen Grenzen deutschen Wesens erhielten sich Zusammenhänge mit den großen Zeiten der Vergangenheit, traten neue Kräfte zu neuer Hebung hervor, blieben im Süden vorwiegend industrielle, im Norden vorwiegend kommerzielle Plätze von Wichtigkeit erhalten.

Dies Wunder wurde bewirkt im Norden für Hamburg und Bremen durch den Einfluß der Nordsee und die Berührung, welche die Nordsee mit dem internationalen Handel brachte, im geringeren Grade aus den gleichen Gründen für

Lübeck, Danzig und Königsberg durch die Ostsee; und diese Ausnahmestellung wurde in der Schweiz errungen in erster Linie von Basel und Zürich, in zweiter von Straßburg bis zu seiner Einverleibung in Frankreich und von Bern und einigen anderen kleineren Städten: hier durch den belebenden Einfluß der Industrien Italiens und Frankreichs, deren Nachahmung bald eine ansehnliche Ausfuhr ins Reich gestattete.

Diejenigen Städte aber, die in diesen peripherischen Teilen des Nordens und Südens die besonderen, hier in Betracht kommenden Entwicklungselemente am ausgeprägtesten zeigten, waren Basel und Hamburg. An ihrer Geschichte mag daher die ausnahmsweise Gunst der eben angedeuteten Entwicklung genauer dargelegt werden.

Was Hamburg angeht, so genoß es von vornherein in Gemeinschaft mit den anderen Nordseestädten die großen Vorteile einer Seelage überhaupt. In Seestädten reißt der Faden der Entwicklung niemals so leicht ab wie in Binnenstädten; das Meer erlaubt nicht die vollständige Ableitung und Wegdämmung des Handels[1].

Von den beiden deutschen Meeren aber hat wiederum die Nordsee besondere Vorteile. Die deutsche Nordseeküste ist stark von der Natur geschützt. Während die Nordsee in vielen Stücken ein echtes Stück atlantischer Ozean ist: salzreich, von starken Gezeiten bewegt und von schweren Sturmfluten aufgewühlt: hat sie doch zwischen den ihr vorgelagerten, einst ihr zugehörigen Inseln und dem Festlande nirgends über 20 Meter Tiefe; auch Helgoland hebt sich aus keiner anderen Tiefe empor. Daher haben sich an ihren Gestaden überaus schwierig zu befahrende Seichtmeerbildungen eingestellt, welche feindliche Annäherung nur unter größter Vorsicht gestatten. In diesem allgemeinen Bereiche liegen nun die beiden wichtigsten Handelsstädte, Bremen und Hamburg, an großen Ästuarien,

[1] Vgl. Ratzel, Deutschland S. 267. Im übrigen ist für das Folgende auch Deutsche Geschichte Bd. VII, 282 ff. heranzuziehen, wo die oben berührte Entwicklung in anderem Zusammenhange eingehend behandelt ist.

die noch stark unter dem Einflusse der Ebbe und Flut stehen und damit den Zugang auch tiefgehender Schiffe weit in das Herz des Landes hinein gestatten. Von diesen beiden Ästuarien aber ist das der Elbe weitaus das günstigere. Nicht minder aber ist auch das Hinterland der Elbe und Hamburgs weit günstiger als das Bremens, denn da sich die norddeutsche Tiefebene nach Osten hin beträchtlich erweitert, so übertrifft es schon im engsten Ausmasse des Elbgebietes an Größe bei weitem dasjenige Bremens.

Und noch mehr: auch den Ostseestädten, insbesondere Lübeck, nimmt Hamburg eigentlich einen guten Teil ihres Hinterlandes weg. Denn da in vorgeschichtlicher Zeit alle größeren Flußläufe eines guten Teiles der mittleren nordostdeutschen Tiefebene sich auf dem Wege etwa des heutigen unteren Havellaufes in das Ästuarium der Niederelbe ergossen, so ist auch jetzt noch der Zugang von diesen Gebieten her nach Hamburg sehr günstig, und insbesondere ist Hamburg bis zu einem gewissen Grade der Seehafen Berlins und der Mark Brandenburg. Nimmt man nun zu alledem noch hinzu, daß das weitere Elbgebiet bis hinauf nach Böhmen und darüber hinaus in die ferne Welt von Mähren und Wien, ja in heute wenigstens teilweise erfolgreichem Wettbewerb bis Budapest führt: so wird man zu dem Schlusse gelangen, daß Hamburg an der für großen Handel vielleicht günstigsten Stelle Deutschlands gelegen ist.

Hamburg begann nun, nach mäßigen mittelalterlichen Anfängen, im 16. Jahrhundert dadurch emporzukommen, daß es, als nach der Verlegung des Welthandels an die Westränder Europas die Nordseeküste größere Bedeutung erhielt, zunächst wenigstens teilweise die Erbschaft der Ostseehäfen antrat. Der Verkehr war aber auch jetzt noch zunächst schwach, er beschränkte sich im wesentlichen auf die Ausfuhr von Rohprodukten und Leinwand, und zum eigentlichen Geldhandelsplatz wurde die Stadt noch nicht, obwohl sie im Jahre 1558 bereits, vier Jahre nach Antwerpen, eine Börse erhielt, während Lübeck erst 1605, Bremen erst 1614 Börsenplätze geworden

sind, und obwohl der benachbarte holsteinische Adel, damals wohl der kapitalreichste in Deutschland, die Rantzau, Brockdorff, Ahlefeld, im 16. Jahrhundert schon in Verkehr mit den Antwerpener Geldmärkten standen. Überhaupt aber war es eine Eigenheit Hamburgs, daß es lange kapitalarm blieb: daher viele Bankerotte, häufiges Hinschwinden einzelner kaufmännischer Familien, starke Schwankungen in jeder Krisis. Wurde indessen dies alles verhältnismäßig leicht ertragen und störte es den endlichen Aufschwung damals nicht, so kam dafür vor allem das schwerflüssige, zähe, langsam bedenkende Element des niedersächsischen Charakters in Betracht, wie es in geradem Gegensatz stand zu dem beweglichen, unruhigen, raschhandelnden Flamentum des schnell aufblühenden Antwerpens. Übrigens wurde Hamburg im Jahre 1619 auch Sitz einer von Holländern nach Amsterdamer Muster gegründeten Girobank und seitdem auch als Geldhandelsplatz bedeutend.

Der Hauptsache nach aber knüpfte der Aufschwung der Stadt an den Warenhandel und die Reederei an; und auf diesem Gebiete brachte schon die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts entscheidende Ereignisse. Es waren im wesentlichen zwei. Einmal trat Hamburg nach dem Falle Antwerpens zusammen mit Amsterdam die Nordseeerbschaft dieses gewaltigen Platzes an; von nun ab wuchs die Einfuhr in Kolonialwaren und englischen, italienischen und süddeutschen Manufakten. Noch wesentlicher aber war es und für Hamburg speziell, wenn auch nicht für Deutschland im ganzen, von günstiger Bedeutung, daß sich die Handelskompagnie der Merchant adventurers gegen Ende des 16. Jahrhunderts und in den zwei ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts im Hamburg festsetzte[1]: seitdem wurde die Stadt, die noch im Jahre 1564 keinen direkten Wechselverkehr mit England gehabt hatte, zur größten kontinentalen Faktorei des englischen Handels. Gewiß war dies Einbrechen der Engländer für die Hamburger Bürger an sich noch kein Vorteil, da die Faktorei nicht bloß im Ver-

[1] S. oben S. 98, 101 ff.

trieb der englischen Einfuhr sehr selbständig vorging, sondern selbst Teile des alten legitimen Hamburger Handels an sich zu reißen drohte. Es dauerte daher auch längere Zeit, ehe die Engländer in Hamburg endgültig aufgenommen wurden (1611). Und gewiß war Hamburg von dieser Zeit ab auch nicht mehr eine eigentlich deutsch-nationale Handelsmetropole, sondern seine Hauptstärke lag nun auf Jahrhunderte hinaus im internationalen Zwischenhandel. Indes war eine andere wirklich große Stellung Hamburgs im 17. Jahrhundert, bei dem Zustande des deutsch-binnenländischen Handels und Gewerbes, überhaupt denkbar? Und trotz allem hat Hamburg dann im Laufe der Zeit doch soviel von deutscher Einfuhr und Ausfuhr an sich gezogen, daß sich dadurch deren Grundlagen langsam wieder einheitlicher gestaltet haben — denn für einen höchst ansehnlichen Teil von Niederdeutschland und Oberdeutschland wurde die Stadt immerhin die große Pforte der wirtschaftlichen Ausdehnung. Wie entschieden aber die Aufnahme der Engländer, die von hier aus ihre Einfuhr durch ganz Nord- und Mitteldeutschland vertrieben, alsbald auch die heimischen Hamburger Verhältnisse ins Größere drängte, ergibt schon die Tatsache, daß sich neben dem im Jahre 1517 gegründeten Kaufmannsrat und neben der im Jahre 1558 errichteten Börse mit ihren Kaufmannsälterleuten an der Spitze schon im Jahre 1623 eine Admiralität zur Sicherung der Hafen-, Fluß- und Seeverhältnisse als nötig erwies, und daß dieser im Jahre 1665 die Gründung der Kommerzdeputation folgte, einer Vertretung der zur See handelnden Kaufleute zur Belehrung und Unterstützung des Rats in auswärtigen Angelegenheiten.

Dieser Aufschwung, den Hamburg eben zu nehmen in Begriff war, wurde dann freilich durch den Dreißigjährigen Krieg mindestens verlangsamt; denn nun wurden für einige Zeit große Teile des Hamburger Hinterlandes verwüstet und verwahrlost. Und es lag in der Natur der Sache, daß sich der mächtigere englisch-hamburgische, ja selbst der holländisch-hamburgische Handel von diesen Schlägen leichter erholte, als das kleinere rein einheimische Geschäft. Doch vermehrte sich

trotzdem die Bevölkerung während des großen Krieges nicht unerheblich und blieb auch von der Einquartierung fremder Soldateska verschont: so daß sich trotz mancher Verluste während des Krieges auch der Ertrag der Vermögenssteuer beinahe verdoppelte. Günstig war ferner für Hamburg, daß Schweden im westfälischen Frieden das Herzogtum Bremen und damit das linke Elbufer erhielt. Denn das rechte Elbufer besaß Dänemark: und so wurden beide nordischen Mächte an der Elbmündung zu Rivalen, zwischen denen Hamburg, der Hauptsache nach in freundlicherem Verhältnis zu Schweden, von nun ab geschickt hindurchzusteuern wußte. In der Tat wurde es von nun ab, da das Reich sich immer unfähiger zeigte, für die Nordseestädte und deren Handel auch nur das Geringste zu tun, die Politik Hamburgs, sich unabhängig vom Reiche in stiller Neutralität zwischen den Konflikten beider nordischen Mächte und der Großmächte überhaupt, womöglich noch unter ständigem eigenen Handelsgewinne, hindurchzuwinden. Es war natürlich auch die Politik der anderen, wenigen, übriggebliebenen Hansestädte. Und so ist es charakteristisch, daß schon im 16. Jahrhundert die moderne Geschichte der Neutralität und deren völkerrechtliche Erörterung damit begann, daß die Hansestädte, unter denen damals Hamburg schon die wichtigste war, in dem Kampfe der Königin Elisabeth gegen Philipp II. den Anspruch erhoben, mit Spanien nach wie vor Handel zu treiben, während England dies für Kriegsbedürfnisse verneinte; wobei es zu diesen u. a. auch Korn und Lebensmittel rechnete. Hamburg aber hat dann in den Kämpfen des 17. und 18. Jahrhunderts in der Tat fast immer seine Neutralität zu erhalten gewußt, da alle Mächte es zu schonen ziemlich gleichmäßig veranlaßt waren. Die Folge war, daß es in den großen Kriegen der Seemächte von den Jahren 1689 und 1706 ab die besten Geschäfte an sich zog, so daß es von dieser Zeit an als kontinentaler Nordseehafen eine nahezu monopolistische Stellung einzunehmen begann.

Gleichzeitig aber stellte sich bis zu dieser Zeit unbeschadet des englischen Verkehrs besonders auch ein immer besseres

Verhältnis zu Frankreich ein; es ergab sich leicht aus dem gemeinsamen Gegensatze zu Holland, besonders zu Amsterdam, und kam in Verträgen der Jahre 1655, 1716 und später 1769 und 1789 auch in vielen, dem Handel günstigen Bestimmungen zum Ausdruck. Vor allem seit dem 18. Jahrhundert besuchten daher Hamburger Schiffe in großer Anzahl Bordeaux und andere französische Häfen und nahmen außer Weinen, deren Genuß in Norddeutschland immer allgemeiner wurde, auch Zucker und Kaffee, Indigo und andere Erzeugnisse der französischen Kolonien, sowie Luxus- und Galanteriewaren als Frachtgut. So wurde denn der holländische Kolonialwarenhandel, da auch Bremen an diesem Aufschwunge teilnahm, immer mehr auf den bloßen Westen Deutschlands zurückgedrängt. Daneben aber hob sich schon seit dem 17. Jahrhundert die Manufaktur und die Ausfuhrindustrie; bald konkurrierte Hamburg in dieser Hinsicht mit England und Holland in Portugal, Spanien, Frankreich und auf dem altbestrittenen Gebiete der skandinavischen Länder.

Nach alledem hatte die Stadt, selbst wenn man sie in die internationale Reihe der großen Häfen einordnete, im 18. Jahrhundert schon eine sehr beachtenswerte Stellung. In der zweiten Hälfte dieser Zeit verkehrten in Hamburg jährlich 2000 aus- und eingehende Schiffe, wenn auch darunter nur 150—160 eigene; und die Hamburger Seeversicherungsgesellschaften sollen Versicherungen bis zur Höhe von 60 bis 120 Millionen Taler übernommen haben. Zum Vergleiche diene dabei, daß die Schiffahrtsbewegung im Lübecker Hafen zur selben Zeit auf 800—950, die im Bremer Hafen auf 480 Schiffe geschätzt wurde.

Dem Aufschwung des Handels aber entsprach ein reger innerer Verfassungsfortschritt; Hamburg ist eine der wenigen deutschen Großstädte gewesen, die in dieser Zeit revolutionäre Bewegungen und durch diese eine rationelle Fortbildung der Verfassung erlebt haben[1]. Und daneben blieb, wie auch in

[1] S. Bd. VII, 285 f., 287 f.

den anderen Hanseſtädten, der alte gemeinnützige Genoſſenſchaftsſinn des Mittelalters noch erhalten. Wie Lübeck ſich ſeiner „Geſellſchaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ erfreute, ſo hatte Hamburg ſeine „Patriotiſche Geſellſchaft“, in der der Eifer der Bürger zu ſozialer Betätigung zum Ausdruck kam.

Gekrönt aber wurde dieſer ganze Aufſchwung durch die reiche Entfaltung geiſtiger Intereſſen[1].

Eine ähnlich günſtige Entwicklung wie Hamburg, Bremen und andere Seeſtädte im Norden behielten im 17. und 18. Jahrhundert auch die Städte am Oberrhein, ſo Straßburg und Kolmar, teilweiſe auch Frankfurt a. M., vor allem aber die ſchweizeriſchen Städte und unter ihnen wieder an erſter Stelle Baſel und Zürich. Der Grund lag hier darin, daß im 16. Jahrhundert und nochmals im 17. Jahrhundert zahlreiche italieniſche und franzöſiſche Refugianten, Locarner z. B. und Hugenotten, eingewandert waren, die in ihre neue Heimat größeres Kapital, friſches Blut, entſchiedenen Unternehmungsgeiſt und vor allem die fortgeſchrittenen Formen der italieniſchen und franzöſiſchen Induſtrie und Handlung mit einbrachten. Will man ſich von der Macht und Bedeutung dieſer Einwanderung eine Vorſtellung machen, ſo vergegenwärtige man ſich, daß z. B. in Baſel unter den ſogenannten Patrizierfamilien dieſer und ſpäterer Zeit die Socin, Wertemann (Vertemate), Debary, Sarraſin, Paſſavant, Bernouilli u. a. m. Refugiantenfamilien ſind, und daß neben ihnen verhältnismäßig nur noch wenige Altbasler Geſchlechter, wie die Iſelin, die Hoffmann, die Heusler, die Thurneyſen, die Burckhardt, ſtehen geblieben ſind.

Die Refugianten begründeten nun ſchon im 16. Jahrhundert eine ganze Anzahl von Manufakturen, und zwar zumeiſt in Induſtrien, die bis dahin auf deutſchem Boden weniger gepflegt worden waren, beſonders in Luxusinduſtrien, und vollendeten deren Ausbau bis etwa zum Ende des

[1] S. Bd. VII, 285 f., 287 f.

17. Jahrhunderts. Die entscheidenden Zeiten, namentlich auch die schweren Kämpfe infolge der Einführung holländischer Techniken, fallen dabei in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts; um welche Werte es sich dabei handelte, ergibt die Tatsache, daß Zürich, das schon 1637 Exportindustrien gehabt hatte, in den Jahren 1678/79 allein 68 Fabriken besaß, die Seide und Wolle verarbeiteten.

Dem Siege dieser Industrien und dem Aufschwunge der Städte kam dabei in hohem Grade zugute, daß die Schweiz von den Leiden des Dreißigjährigen Krieges wenig betroffen wurde. Allerdings die Umgebung Basels war längere Zeit hindurch Kriegsschauplatz; und kampferfüllt war auch Graubünden. Auf die übrigen Landesteile aber paßt die Schilderung aus dem Simplizissimus: „Da sahe ich die Leute in dem Frieden handlen und wandlen, die Ställe standen voll Viehe, die Baurn-Höff liefen voll Hüner, Gäns und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten: da war ganz keine Forcht vor dem Feind, keine Sorg vor der Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib noch Leben zu verlieren; ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und zwar, gegen andern teutschen Ländern zu rechnen, in lauter Wollust und Freud, also daß ich dies Land vor ein irdisch Paradis hielte, wiewoln es von Art rauch gnug zu sein schiene." In der Tat blieb in Basel und Zürich der Verkehr während des Krieges so ziemlich in ständig gleicher Entwicklung, um dann freilich nach dessen Beendigung bald auf das Doppelte und Dreifache emporzuschnellen.

Dabei wurde an den wichtigsten Punkten schon in vieler Beziehung der Fortschritt zur modernen städtischen Wirtschaft begonnen, ja gerade durch die Begrenzung der nun einmal auf den Weg des modernen Industriebetriebes gewiesenen Städte auf ihr eigenstes Gebiet wurde er beschleunigt. Es ist eine Bewegung, welche eben deshalb der Hauptsache nach freilich nur noch die schweizerischen Städte, nicht mehr das französisch gewordene Straßburg und andere Städte des

Oberrheintales durchgemacht haben. Eine Anzahl von Handwerken starben ab vor der erhöhten Leistungsfähigkeit des Gewerbebetriebes; und nur auf den Gebieten, wo ein positives menschliches Können, wo zumal die spezifische Energie der menschlichen Hand unter einem bewußten und ästhetisch geschulten persönlichen Wollen in Kraft zu treten vermochte, gelangten sie zu neuer Blüte. Die Großindustrie aber wurde schon die leitende soziale, ja bald auch die leitende politische Kraft. In Basel ist bereits die Verwaltung des 18. Jahrhunderts in erster Linie auf das Wohl der Fabrikanten bedacht, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts konnte ein Franzose, der die Stadt besuchte, von den Direktoren der städtischen Kaufmannschaft sagen, sie wären die Priester der einzigen und höchsten Gottheit, welche die Basler verehrten.

Natürlich vermochten diese großen städtischen Industrien nur bei kräftiger Ausfuhr zu gedeihen. Es entwickelte sich daher alsbald ein nicht unbedeutender Handel: ein Direktorium der Kaufmannschaft ist in Zürich 1662, in Basel 1670 bzw. 1682, in St. Gallen 1678, in Straßburg 1686 ins Leben getreten. Und dieser Handel ergoß sich vor allem ins innere Deutschland. Die Ausfuhr ging dabei an erster Stelle auf die Frankfurter Messen und nach Frankfurt überhaupt; denn hier fühlte man sich vermöge des billigen Rheintransportes am ehesten kräftig genug, mit den Franzosen zu konkurrieren; um 1670 hielten allein die Basler Seidenmanufakturisten 359 Schiffe auf dem Rheine zum Verkehr nach Frankfurt. Daneben richtete sich die Ausfuhr aber auch nach Bayern und Österreich, nach Augsburg, Wien und Graz, sowie nach Ungarn. Und sie nahm in dieser Richtung, wie namentlich nach dem inneren Deutschland, sehr beträchtlich zu, als die Verwüstungszüge Ludwigs XIV. seit 1689 vielfach zu Störungen und Verboten des französischen Imports in Deutschland führten. Das ganze System aber blieb von nun ab auf lange Zeit im 18. Jahrhundert und noch darüber hinaus die Grundlage der Blüte der schweizerischen und teilweise auch rheinischen Städte, insbesondere Basels, und erst sehr allmählich wurde

wiederum besonders der schweizerische Handel durch die zunehmende Schutz- und Prohibitivpolitik der deutschen Territorien wie auch der schweizerischen Städte, namentlich Berns, eingeengt und benachteiligt.

Wie aber dem wirtschaftlichen Emporkommen der norddeutschen Städte, insbesondere Hamburgs, eine schöne Blüte geistigen Lebens entsprach, so fand sich dieselbe Erscheinung auch im Süden ein. Zwar drang, zum großen Teile infolge des Refugiantenwesens, fast überall eine erbärmliche französische Sprachmengerei vor, und nirgendswo mag in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Durcheinander von Deutsch und Wälsch schlimmer gewesen sein als eben in der Schweiz: aber anderseits wissen wir doch von Zürich, daß schon im 17. Jahrhundert beinahe die Hälfte der lehrtätigen Jugend eingeschult war und beinahe die Hälfte der Bevölkerung lesen und schreiben konnte; und Basel war in dieser Zeit bereits wiederum der Sitz ernster Wissenschaft. Und als dann über die geistige Öde der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hinweg im 18. Jahrhundert ein neuer Morgen der Dichtung und der schönen Literatur über Deutschland anbrach, da haben ihn an erster Stelle Bürger Basels und Zürichs nicht minder begrüßt als die Bürger Hamburgs und Bremens[1].

4. Nach dem Bilde der Entwicklung des Bürgertums, das wir bisher kennen gelernt haben, war in Deutschland höheres bürgerliches Dasein um 1650 im allgemeinen erstorben; nur hier und da an den Grenzen des deutschen Wesens befand sich oasenhaft noch eine Anzahl von Städten, in denen die Motive des Verfalls durch besondere neue Ursachen des Aufschwunges gegengewogen worden waren, und die daher noch Träger einer größeren und fortschreitenden bürgerlichen Kultur blieben: Hamburg, Bremen, auch Lübeck, Danzig und Königsberg einerseits und anderseits Basel und Zürich, auch allenfalls Straßburg und Frankfurt.

[1] S. dazu Bd. VII, 320 ff.

Allein dies Bild ist nicht vollständig. Aus besonderen Gründen hoben sich auch in Mitteldeutschland noch gewisse Städte aus dem allgemeinen Gang der Dinge heraus und zeigten eine Richtung auf glücklichen Fortschritt.

Im ausgehenden Mittelalter war Deutschland handelsgeschichtlich dadurch charakterisiert gewesen, daß es zwei voneinander verschiedene Verkehrsgebiete aufgewiesen hatte: das oberdeutsche und das niederdeutsche; und von ihnen war das eine nach Italien gewandt gewesen, während das andere sein Antlitz den nordischen Meeren zukehrte. Eine lebhaftere Verbindung zwischen beiden Gebieten hatte, durch den Rhein vermittelt, nur im Westen bestanden; und auch in Antwerpen hatten sich schließlich oberdeutsche Kaufleute und Hansebrüder getroffen. Daneben gab es dann wohl noch einige andere Verbindungen in süd-nördlich kreuzender Richtung, so die Linie Nürnberg—Leipzig—Halle über das Fichtelgebirge und noch weiter im Osten die Straßen von Prag nach Pirna und von Wien nach Breslau, aber sie hatten nicht eben viel zu bedeuten gehabt; ist doch für die westlichste und noch wichtigste derselben bezeichnend, daß der Verkehr den Main herauf für den Norden fast nichts bedeutete, sondern von Würzburg aus vornehmlich über Nürnberg nach Regensburg und nach der Donau ausstrahlte.

Unter dieser Ungunst der Lage war Mitteldeutschland in der Geschichte des Verkehrs zurückgetreten; es war ein ruhiges, gleichsam neutrales Gebiet zwischen den beiden großen Handelsgebieten geworden, und sein Handel war zunächst wesentlich nur der begrenzte der mitteldeutschen Gegenden untereinander geblieben.

Diese Lage begann sich nun gegen Schluß schon des Mittelalters etwas zu ändern. Vor allem machte sich geltend, daß Deutschland nunmehr, nach der Kolonisation des Ostens, wenn auch alle Ströme des Mittellandes und Tieflandes nach Norden fließen, dennoch unter allen Umständen einer großen Handelslinie aus dem kultivierteren westlichen Mutterlande mit seinen Manufakten nach dem neuen Osten mit seinen Rohprodukten

bedurfte. Und dazu kam, daß nach beginnendem Verfall des oberdeutschen und mitteldeutschen Handels und nach dem Übergange des Welthandels an die atlantischen Küsten Deutschland, auf sich angewiesen, immerhin einer großen Pulsader seines inneren Verkehrs nicht entraten konnte: die dann, zunächst auf deutsche Bedürfnisse begrenzt, auch inmitten des deutschen Landes verlaufen mußte.

Nun bestand seit Urgedenken ein Völkerweg von Frankfurt am Main durch die Wetterau hinauf zu dem Passe des Hörseltales bei Eisenach, der zwischen Thüringer Wald und hessischen Bergen hindurch nach Osten führt, und von da nach der alten Hauptstadt des Thüringerlandes, Erfurt, und weiter zur Salzstadt Halle. Es war der Weg, den umgekehrt schon die Scharen Arioviſts gezogen sein werden, der jedenfalls den Germanen Südwestdeutschland eröffnet hat; und es ist derselbe Weg, den nach der Völkerschlacht von Leipzig die flüchtenden Scharen Napoleons wie die verfolgenden der alliierten Mächte durcheilt haben. Es war der Weg, der auch dem stärker erwachenden mitteldeutschen Handel dienen mußte; schon deshalb, weil er seinen Ausgang von dem überaus günstig gelegenen Frankfurt nahm, dem Schnittpunkt der vom Oberrhein und der Schweiz, vom Niederrhein und Holland wie von Frankreich und dem deutschen Westen zusammenlaufenden Straßen.

Aber neben diesem Wege, der ursprünglich an den Grenzen des alten deutschen Mutterlandes, in Halle etwa, abbrach, kam für den mitteldeutschen Handel noch ein anderer Verkehrszug in Betracht, der, in noch höherem Grade durch die geographischen Bedingungen des Landes vorgeschrieben, von vornherein über die Grenzen des deutschen Mutterlandes hinauswies.

Der große mitteldeutsche Zug unserer Gebirge, den die Alten mit dem Namen der herzynischen Waldes bezeichneten, wie er über Teutoburger Wald, Harz, Thüringer Wald, Erzgebirge und Sudeten bis zum mährischen Gesenke streift, bietet jedem Verkehr in den trockenen Hängen der nördlichen Vorberge bei noch leicht überschreitbaren Flüssen von vornherein die

wichtigste Stütze dar. Und dieser Zug ist auch noch gegliedert. Drei Buchten begrenzen ihn und schneiden in ihn ein, Stätten milderen Klimas, üppigeren Wachstums, dichterer Bevölkerung: die Bucht von Köln, die von Leipzig und die von Breslau, die Verkehrsgebiete des unteren Rheins, der mittleren Elbe und der oberen Oder. Und weiterhin, im einzelnen, grenzt sich dieser Zug unserer Mittelgebirge erst recht mit tausend kleinen und großen Buchten und Vorsprüngen gegen das Tiefland ab: und wie Hafenstädte zweiten Ranges neben den großen Emporien Köln, Leipzig und Breslau sammeln da Städte wie die schlesischen Gebirgsstädte oder Görlitz, wie Dresden oder Braunschweig den Verkehr und lassen ihn in Gebirg und Tiefland wiederum ausstrahlen. Was Wunder also, wenn im Verlaufe des alten herzynischen Gebirgszuges, diesen nördlich begleitend, auch ein zusammenhängender großer Straßenzug entstand? In den Zeiten der Kolonisation des Ostens wird er zum erstenmal deutlicher wahrgenommen; eben auf ihm sind die Siedler der vlämischen Gebiete und des Niederrheins bis nach Schlesien vorgedrungen.

Aber auch das war klar, daß eine Vereinigung der Straße Frankfurt—Halle und der Straße Niederrhein—Braunschweig—Leipzig—Breslau sehr leicht war: und Leipzig war es, in dem sich beide Straßenzüge schließlich trafen und kreuzten. Es ist das erste Moment, das Leipzig zum Hauptemporium mindestens für das Mitteldeutschland des 17. und 18. Jahrhunderts bestimmt hat. Aber dazu kam noch ein zweiter ebenso wichtiger Anlaß.

Mit dem zunehmenden Übergewicht Norddeutschlands, das allein sich der See und damit dem neuen großozeanischen Verkehr öffnete, und dem wirtschaftlichen Verfalle Italiens hatte sich der oberdeutsche Handel je länger je mehr auf den Anschluß nach Norden angewiesen gesehen. Und hier ergab sich, da der Rhein bald gesperrt wurde und Hamburg schon im Verlaufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als der eigentliche große Seehafen Deutschlands emporkam, als Hauptaufgabe, einen möglichst bequemen und direkten Weg von Oberdeutschland nach Hamburg zu finden. Er mußte, da

Nürnberg der Kreuzungspunkt des Weges Adria—Brennerpaß—Norddeutschland und des Weges Ungarn—Donau—Mainmündung—Rheingebiet war, über Nürnberg führen, und er konnte von Nürnberg aus Hamburg nur auf dem Wege über Hof, Fichtelgebirge und Leipzig gewinnen. So erhielt denn Leipzig einen wichtigen Anschluß auch nach Süden und wurde damit zum Knotenpunkte überhaupt der größten nationalen Handelsstraßen des 17. und auch noch des 18. Jahrhunderts.

Ja schließlich kam der Stadt auch noch ein dritter, wenn auch etwas weniger bedeutender Vorteil zugute. Der mitteldeutsche Verkehr im Süden des herzynischen Walles hatte so lange keine Schwierigkeiten gehabt, als er sich nur auf die Mainlinie beschränkte. Aber von der Zeit ab, da sich das deutsche Wesen jenseits Böhmens in Schlesien fortsetzte, wurde das anders: sollte es nicht zu einer Verkehrslinie Frankfurt—Eger—Prag—Breslau kommen? Da war nun das für Leipzig Vorteilhafte, daß dies nicht oder in nur sehr geringem Maße geschah. Böhmen mit seinen Randgebirgen und dem weitausgebreiteten Gebiete einer fremden Sprache hinderte den direkten Verkehr. Vielmehr ging der mittelrheinisch-schlesische, sowie der main- und oberfränkisch-schlesische Handel schon seit dem 14. Jahrhundert über das Fichtelgebirge und auf einer Straße Hof—Zwickau—Chemnitz—Freiberg—Dresden nach Breslau. Es war der Weg, auf dem sich das merkwürdig intime Verhältnis Nürnbergs zu Breslau herstellte; wie viel Nürnberger Familien haben nicht jüngere Zweige in Breslau und von dort aus teilweise sogar in Krakau erblühen sehen! Ja von Breslau her gingen selbst nach Venedig bestimmte Waren gelegentlich den soeben geschilderten Weg über Nürnberg.

Nun passierte aber dieser Verkehr dicht bei Leipzig vorbei; und man begreift das Bestreben der Leipziger Handelsherren, ihn zu dem kleinen Umweg über Leipzig und damit auf die Leipzig-Breslauer Route zu zwingen. Es ist ein Bestreben, das auf der Höhe der Leipziger Entwicklung Erfolg hatte:

und jetzt erst recht konnte die Stadt als Mittelpunkt des mitteldeutschen Handels im weitesten Sinne gelten.

Nun versteht es sich von selbst, daß an all den genannten mitteldeutschen Handelsstraßen ein neues bürgerliches Leben emporzukommen begann — so sind spätestens seit dem 18. Jahrhundert z. B. Eisenach, Erfurt, Chemnitz, Zittau, Bautzen, Görlitz rasch wachsende Städte gewesen — und wie besonders die großen Kreuzungs- und Endpunkte aufblühten, allen voran Leipzig, in zweiter Linie auch Frankfurt und Breslau. Dabei machte sich aber zugleich der alte Unterschied unserer Kulturintensität von Westen nach Osten zu geltend; am frühesten gewann Frankfurt, dann blühte auch Leipzig empor; Breslau endlich hat neben einem reichen Dasein schon im 15. bis 17. Jahrhundert, als dessen sublimiertestes Ergebnis die schlesischen Dichterschulen des 17. Jahrhunderts erscheinen, den materiellen Hauptaufschwung doch erst im 18. Jahrhundert, in Verbindung mit einer anderen Kombination erlebt, in der Berlin zum erstenmal eine größere Rolle spielte, und von der später die Rede sein wird.

Für Frankfurt kommen aber außer den geschilderten Beziehungen auch noch, wenn nicht gar überwiegend, die rheinischen Verkehrszusammenhänge in Betracht. Und hier zeigte noch die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ein beinahe völlig ungetrübtes Bild. Zwar war Frankfurt damals noch kein Kapitalmarkt; nur gelegentlich diente es den großen oberdeutschen Geldfürsten als solcher, und noch 1577 bezeugen die Fugger, Frankfurt sei ein Platz, „allda man wenig mit Bargeld, sondern meist mit Waren handelt". Um so gesunder aber entwickelte sich der Warenhandel während der Blütezeit der südlichen Niederlande, gehoben auch durch die Einwanderung nicht unbedeutender Kapitalien mit den Refugianten, denen Familien wie die Deneufville, Gogel, Gontard, de Bary, du Fay, Leerse, Passavant, Sarrasin angehörten. Die Waren kamen dabei den Rhein herauf und gingen dann weiter das Werratal hinauf ins Hessische und nach Mitteldeutschland, ferner den Main hinauf nach Nürnberg, auch wohl mit Benutzung des Neckar-

tales nach Ulm und Augsburg und nach anderen Stätten altberühmten Handels und Gewerbes und endlich durch das Oberrheintal nach der Schweiz und nach Straßburg.

Vor allem aber konzentrierte sich der Verkehr in mehreren großen alljährlichen Messen. Schon im Jahre 1557 werden diese Messen als die bedeutendsten aller deutschen Märkte bezeichnet; es heißt, daß in ihnen Kaufleute aus ganz Deutschland, aus Flandern, England, Frankreich, Polen, Italien, Ungarn und Rußland zusammenströmten. Ihren vollen Aufschwung aber nahmen diese Messen doch erst nach der Zerstörung des Antwerpener Verkehrs (1575). Zwar erlangte hierdurch zunächst Köln ansehnliche Bedeutung; 1566 wurde hier eine Börse errichtet. Indes der Kölner Verkehr blieb unregelmäßig und entwickelte sich um so weniger zu dauernder Höhe, als der Rat der Stadt bald gegen die protestantischen Flüchtlinge aus den Niederlanden, mit die Hauptträger der neuen Entwicklung, einschritt. Der schließliche Nutzen fiel vielmehr Frankfurt zu.

Zum Warenhandel aber kam jetzt auch bald ein sehr ansehnlicher Geldverkehr, dessen Entstehen im wesentlichen darauf zurückzuführen war, daß die Stadt für eine Konzentration wenigstens des deutschen Zahlungsverkehrs besonders günstig gelegen war. In diesem Zusammenhange wurde 1585 eine feste Meßwährung geschaffen, indem sich die Kaufleute über die Geldsorten, welche sie in Zahlung nehmen wollten, und über deren Preise einigten. Später hat dann die Errichtung eines „Meß-Skontros" viel zu Vereinfachung des Zahlungsgeschäftes beigetragen; und im Jahre 1614 wurde eine vollständige Börse errichtet.

An den Zahlungsverkehr aber schloß sich eine allgemeine Entwicklung des Kapitalmarktes und ein mäßiges Anleihegeschäft an Fürsten und Städte an, auch wurden wohl Unternehmen in Berg- und Hüttenwerken oder Beteiligung an solchen gewagt.

Indes die Bedeutung des Geldmarktes ging doch schon in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges wieder

zurück; Ursache hierfür war einmal der Krieg selbst, vor allem aber die gewaltig zunehmende internationale Bedeutung des Amsterdamer Marktes seit etwa 1600. Frankfurt wurde jetzt wenigstens als Kapitalmarkt im Grunde bald Trabant Amsterdams, und erst im Anfange des 19. Jahrhunderts hat es sich von dieser Abhängigkeit losgemacht.

Aber auch als Warenmarkt erfuhr die Stadt seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer stärkeren Wettbewerb, wenn sie auch absolut noch immer kräftig genug verblieb. Für die relative Geltung dieses Marktes und namentlich sein Verhältnis zu Leipzig wird es vielleicht als charakteristisch betrachtet werden können, daß im Buchhandel, der sich in den Messen von Frankfurt und Leipzig in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts monopolistisch organisiert hatte, Leipzig im Jahre 1604 zum erstenmal das Übergewicht über Frankfurt erhielt.

Die Mächte indes, welche Frankfurt auf dem allgemeinen Warenmarkt allmählich zurückdrängten, waren die Niederländer und auch die Engländer, vor allem aber wiederum Amsterdam, die Siegerin schon auf dem Gebiete des Geldmarkts.

Bereits nach Mitte des 16. Jahrhunderts waren Niederländer und Engländer den Rhein heraufgegangen; eben auf ihrem Auftauchen hatte von da ab mit die Blüte der Frankfurter Messen beruht. Bald aber beruhigten sich beide Nationen nicht mit Frankfurt als letztem innerdeutschen Stützpunkt ihres Handels; sie drangen weiter. So fanden sich z. B. die Niederländer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Basel ein, und die Engländer errichteten eine Faktorei in Nürnberg. Als besonders von niederländischen Refugianten begünstigt erscheint daneben, eine unmittelbarste Konkurrentin Frankfurts, sehr bald die Stadt Mannheim.

Übermächtig aber wurden diese Eingriffe der Fremden in den heimischen, insbesondere den Frankfurter Handel seit dem gewaltigen Aufsteigen Amsterdams, nachdem sich, seit Ende des 16. Jahrhunderts, die reichen staatlichen Unternehmer von Portugal befreit, durch eine Preisverminderung von 40 %

das Gewürzmonopol erzwungen und selbständige Verbindungen mit Konstantinopel und der Levante gewonnen hatten. Und sie blieben während des 17. und 18. Jahrhunderts übermächtig: jetzt vornehmlich infolge des politischen Schicksals der Rheinmündungen. In dieser Hinsicht mußte bekanntlich Spanien im Westfälischen Frieden das Zugeständnis machen, daß die Schelde für den Handel auf immer gesperrt bleiben sollte. Es war eine Fesselung, die durch den Barrieretraktat des Jahres 1715 noch verstärkt wurde und durch das ganze 18. Jahrhundert hin erhalten blieb. Damit wurden die südlichen Niederlande unter der österreichischen Herrschaft so gut wie verkehrslos, bis in den Jahren 1792—94 infolge der französischen Eroberung durch Öffnung der Scheldemündung wieder die Möglichkeit des Handels, noch nicht aber dieser selbst gegeben war. Die Vorteile dieser Entwicklung aber und damit namentlich ein natürliches Monopol auf den westdeutschen Handel hatte auf fast zwei Jahrhunderte Holland. —

Ein freundlicheres Schicksal, das Glück, bis fast zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nicht bloß absolut, sondern auch relativ, im Verhältnis zu anderen deutschen Handelsplätzen, zu wachsen, traf Leipzig[1].

Leipzig war, sobald das System der großen Straßenzüge Mitteldeutschlands ins Leben trat, das gegebene Zentrum mindestens des mitteldeutschen Verkehres geworden. Ja noch mehr: auf Linien, welche man von der Rheinmündung nach Breslau, von Hamburg nach Wien, von Danzig nach Straßburg ziehen mochte, und auf dem kürzesten Wege zwischen Schlesien und Westfalen, sowie Berlin und der Odermündung einerseits und Nürnberg und dem Bodensee anderseits gelegen, wies es im 17. und 18. Jahrhundert alle Fähigkeiten auf, der kommerzielle Mittelpunkt Deutschlands überhaupt zu werden. Es war eine Gunst der Lage, die von einem so klugen Fürsten, wie Kurfürst Moritz von Sachsen, schon im 16. Jahrhundert erkannt worden war; er hat die Absicht gehabt, Leipzig zu seiner

[1] Vgl. zum folgenden Bd. VII, 301 ff.

Residenz zu machen, und wollte in seinen kühnsten Träumen in der Stadt seiner Wahl wohl schon die Hauptstadt eines künftigen wettinisch-deutschen Reiches erblicken.

Leipzig ist in die ihm zufallende Stellung des 16. bis 18. Jahrhunderts in Kämpfen gegen Halle, wohin die alten Salzstraßen führten, und gegen Erfurt, das alte thüringische Handelszentrum, eingerückt. Diese beiden Städte erscheinen um 1500 als überwunden. Leipzigs große Meßprivilegien datieren aus den Jahren 1497 und 1507; darunter vor allem das Stapelrecht in der Form, daß unter Ungültigkeitserklärung des Erfurter Stapelrechts „nun hinfür kein Jahrmarkt, Messe oder Niederlage inner 15 Meilen geringsum die Stadt Leipzig soll aufgerichtet und gehalten werden". Damit war auch der Straßenzwang gegeben und vor allem die Straße Hof—Dresden lahmgelegt und hiermit wiederum der schlesische Handel an Leipzig herangezogen. Befestigt wurde diese schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts günstige Lage Leipzigs dadurch, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sich, vor Albas Grausamkeit fliehend, eine Anzahl von niederländischen Refugianten in der Stadt einfand, durch die die Industrie, namentlich deren textile Zweige, wie z. B. die Sammet- und Seidenweberei, mächtig gehoben wurden; daß weiterhin in dieser Zeit die Stadt noch mehr als bisher das kommerzielle Zentrum des unter Kurfürst Augusts Hand mächtig emporblühenden Kursachsens wurde, und daß endlich Kurfürst August selbst im Interesse Leipzigs direkte Verträge mit Holland, damals dem Standorte des Welthandels, anknüpfte.

Zugleich aber traten seit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts auch die Bremer und namentlich die Hamburger Beziehungen immer mehr in den Vordergrund: liegt doch Leipzig ungefähr in der Mitte jenes Tieflandbusens der mittleren Elbe, der sich zwischen den Absenkungen des Harzes, des Thüringer Waldes und des Erzgebirges in das mitteldeutsche Gebirgsland hineinbuchtet, und bildet es darum namentlich für einen nach Süden gerichteten Hamburger Hinterlandshandel die erste große Etappe. Ein solcher Hinterlandshandel aber

wurde für Hamburg mit dem Aufsteigen seines Hafenverkehrs seit dem 17. Jahrhundert immer mehr Bedürfnis. Der damit an Hamburg und Bremen anknüpfende Handel Leipzigs wurde dann mit dem Aufschwung dieser Städte im 18. Jahrhundert immer stärker.

Dazu kam, daß im 18. Jahrhundert auch Triest mächtig emporstrebte und mit dem inneren Deutschland Verbindungen suchte; in Leipzig trafen sich seitdem Importe der Nordseehäfen und der Adria.

Und auch in der Stadt selbst und in ihrer näheren Umgebung entwickelten sich zahlreiche, namentlich gewerbliche Lebensbedingungen eines großen Emporiums. Indem die Stadt seit Anfang des 18. Jahrhunderts Hauptsitz des deutschen Buchhandels wurde, entfaltete sich zugleich das Buchgewerbe. Und indem in dem sächsischen Kurlande die Porzellanmanufaktur in Meißen, die Baumwollenweberei in Chemnitz, mannigfache kleinere Textilmanufakturen im Vogtland emporblühten: indem Kursachsen zum Hauptindustrielande auf deutschem Boden erwuchs, wurden neue Grundlagen des allgemeinen Leipziger Handels geschaffen.

Unterbrochen wurde diese glückliche Entwicklung allerdings durch einige schwere Schläge; vor allem durch den Dreißigjährigen Krieg mit seinem für die Stadt besonders ungünstigen Verlaufe, dann auch durch die Versuche, 1675 in Braunschweig, 1687 in Magdeburg, 1702 in Halle Messen zu begründen. Doch wurden all diese Fährlichkeiten glücklich überwunden; trotz aller Ausraubung während des großen Krieges betrug der gesamte Grundwert Leipzigs nach einem Kataster vom Jahre 1640 noch immer etwa 7 Millionen Mark; mitten in allen Kriegsnöten wurde 1635 die Börse begründet; und die Versuche, anderweits Messen zu errichten, haben den Leipziger Handel nicht erschüttert. Gleichwohl war die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts für Leipzig verhältnismäßig schwer zu ertragen: und die volle, sich reich auslebende Blüte brachten erst die folgenden Zeiten.

Freilich erwachte in diesen, im Verlaufe des 18. Jahr-

hunderts, schon der Konkurrent, der nun weit über Leipzig hinausgewachsen ist: Berlin.

Je mehr der Osten sich entwickelte, um so mehr lag es in der Natur der Dinge, daß die von Frankfurt am Main heraufkommende und Thüringen durchziehende Heerstraße sich über Leipzig direkt nach Osten fortsetzte: und so gab es in dieser Richtung bald zwei wichtigere Wege, deren einer auf Frankfurt a. O., den Umschlagplatz der mittleren Oder, und deren anderer auf Berlin führte. Indem nun aber Berlin und Frankfurt a. O. sich zu größeren Handelsplätzen entwickelten, und indem der Osten überhaupt selbständig wurde, rückte für Leipzig die Gefahr näher, daß dort einmal ein Emporium entstehen konnte, von dem es in gleicher Weise abgelöst zu werden vermochte, wie es Erfurt abgelöst hatte, und daß der Osten seinen Weg zur See nach Hamburg direkt, anstatt über Leipzig, nehmen werde.

Von diesen beiden Gefahren rückte die letztere schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts, wenn auch langsam, näher.

Bereits 1651 ging schlesische und Lausitzer Leinwand nach Dresden, um von hier auf der Elbe nach Hamburg verfrachtet zu werden. Und ebenfalls schon um diese Zeit wurde der Weg von Breslau über Frankfurt a. O. und Berlin nach Hamburg von den östlichen Kaufleuten, deutschen wie polnischen, ins Auge gefaßt; und eingeschlagen wurde er immer häufiger, seitdem der Große Kurfürst den Neuen Graben, die Verbindung von Oder und Spree, hatte herstellen lassen. Berlin gewann damit infolge der zentralen Stellung auf der 150 Meilen langen Verkehrslinie zwischen Hamburg und Breslau in der Tat eine selbständige kommerzielle Bedeutung auf Kosten Leipzigs und auch Frankfurts a. O.; seine Verbindungen erstreckten sich nun bald die Havel, Spree und Elbe aufwärts nach Sachsen und Böhmen, niederwärts nach Magdeburg, Lüneburg, Hamburg, Lübeck; auf der Oder aufwärts nach Schlesien und Polen, abwärts nach Stettin und Pommern; und schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts wurde sein Wettbewerb Leipzig fühlbar. Was diese Konkurrenz aber bald darauf zu bedeuten hatte, zeigt schon der Aufschwung der Berliner Be-

völkerung; Berlin hatte 1661: 6500, 1721 über 60 000, ca. 1760: 120 000, 1777: 140 000 Einwohner.

Und zu der Konkurrenz Berlins trat dann allmählich auch der Wettbewerb der brandenburgisch-preußischen Städte an den großen Wasserstraßen der Saale und Elbe, Halles und und Magdeburgs. Die Schwierigkeiten für Leipzig begannen hier vor allem seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, mit der Einführung des Schutzzoll- oder gar Prohibitivsystems in Preußen und Österreich und den gleichzeitigen Versuchen beider Staaten, die Wasserstraße der Elbe trotzdem ganz zu öffnen: was sie bisher zugunsten des Leipziger Handels nicht gewesen war. Allein die darin für Leipzig und bis zu einem gewissen Grade für Sachsen überhaupt liegende Gefahr wurde noch einmal dadurch überwunden, daß dieser Drang von Norden und Süden her die Bevölkerung des minder mächtigen Staates, dem Leipzig angehörte, zwang, sich möglichst freiheitlich zu entwickeln: einen unbegrenzten und völlig freien Schauplatz zu bieten für die Vermittlung der Güter der hohen Kultur Westeuropas und des kulturbedürftigen Ostens, sowie für den Austausch der Erzeugnisse der seefahrenden Völker des Nordens und des ackerbauenden Binnenlandes: vor allem aber selbst in ununterbrochener Kraft wirtschaftlich vorwärts zu streben. Und so kam es gerade infolge dieser Drangsale in Leipzig und Sachsen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer Blüte der Industrie und des Handels, der nur in den Nordseehäfen seinesgleichen hatte: und der Beginn dieses Aufschwunges wurde selbst durch den Siebenjährigen Krieg nicht gestört, obwohl dieser Leipzig den Verlust seines alten Stapelrechtes und damit seiner privilegierten Verkehrsstellung brachte.

5. Wir haben die Anfänge der Manufaktur des 14. bis 16. Jahrhunderts, wie sie in den Städten und teilweise auch schon auf dem platten Lande ihren Standort hatte, kennen gelernt und gesehen, wie ihre weitere Entwicklung in dem allgemeinen Rückgang der deutschen Volkswirtschaft in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Stillstande kam. Da lag es

denn in der Natur der Sache, daß dieser Stockungsprozeß nach dem Dreißigjährigen Kriege langsam aufhören mußte, da man nun wirtschaftlich neuen Mut faßte: vorausgesetzt freilich, daß in den Städten wenigstens noch Reste jener wirtschaftlichen Kultur vorhanden waren, aus deren Boden die Manufaktur im 14. bis 16. Jahrhundert erblüht war.

Traf nun diese Voraussetzung zu? Waren die Vorbedingungen einer lebenskräftigen Manufaktur, weite Absatzmöglichkeit und stärkeres Unternehmerkapital, wirklich noch vorhanden? Nur an wenigen Orten konnte man ihren Bestand nach jeder Richtung hin anerkennen, so sehr sich trotz allen Unglückes Straßen und Transportverhältnisse verbessert hatten, da ihre Entwicklung in Zentraleuropa nicht von dem Gedeihen der deutschen Volkswirtschaft allein abhängig war; und im ganzen doch nur mühsam streckten sich, vor allem infolge Kapitalmangels, zunächst die einmal entwickelten Zweige der Manufaktur vorwärts.

Am besten scheint es verhältnismäßig noch jenen zumeist besonders alten Hausindustrien — denn fast nur um Manufaktur im Sinne der Hausindustrie handelte es sich einstweilen — ergangen zu sein, in denen sich ursprünglich Heimarbeiter und hausierende Vertreiber oder wenigstens nur wenig kapitalreiche kaufmännische Verleger gegenüberstanden: in solchen Industrien war eine gewisse Blüte auch nach dem Falle des deutschen Aktivhandels gewährleistet, da doch der Absatz für sie in besonderer Weise organisiert war; auch bedurfte es in diesem Falle bei der großen Anzahl der Vertreiber für jeden einzelnen nur geringen Kapitalbesitzes, um das Gewerbe aufrecht zu halten.

Daher sehen wir im 17. und 18. Jahrhundert vor allem jene Manufakturen von neuem gedeihen und weiter emporkommen, die fern von den großen Städten zumeist in minder ergiebigen Mittelgebirgsgegenden seit alters eigenständig entwickelt waren, und von denen man in früherer Zeit neben der geräuschvolleren Kunde über die städtischen Schwesterentwicklungen nur wenig gehört hatte. Ihre Blüte spricht sich

auch in einer Fortbildung ihrer Verfassung aus. Diese ging der Hauptsache nach dahin, daß die kaufmännischen Verleger allmählich kapitalreicher wurden und sich dann gern zu einer besonderen Genossenschaft, die meist Zunft genannt wurde, zusammenfanden und als solche den Heimarbeitern, die nicht selten auch in freien Verbänden organisiert waren, entgegentraten. So haben z. B. die Messerschmiede von Ruhla in Thüringen im 15. Jahrhundert sämtlich Messer und Gabeln bis zur Beschalung erzeugt und sie auch selbst beschalt und vertrieben. Im Beginne des 17. Jahrhunderts dagegen übernahmen besondere Meister die Beschalung und den Vertrieb. Diese taten sich dann bei steigender Wohlhabenheit zu einer besonderen Korporation zusammen, wie auch die Schmiede eine Zunft bildeten; und nur wenige Leute blieben als Doppelmeister in beiden Innungen. Ein Jahrhundert später entwickelte sich dann aus den Doppelmeistern und aus besonders vermögend gewordenen Beschalern ein eigener, nun ganz kaufmännischer und kapitalistischer Verlegerstand; notwendig aber wurde dieser durch die Erschließung immer entfernterer Absatzgebiete, die nunmehr Reisen bis nach Stockholm, Riga und Breslau erforderten: also durch eine erhöhte Blüte des Gewerbes. Ähnlich ist die Entwicklung der schlesischen Leinwandindustrie verlaufen. Hier verkauften, nachdem die Produktion schon im 16. Jahrhundert zugenommen hatte, die Landweber vor dem Dreißigjährigen Kriege nach Jauer an Kaufleute, die dann die Leinwand ursprünglich einzeln weiter vertrieben. Aber bald war es diesen Kaufleuten möglich, die Leinwand an Faktoren niederländischer und englischer Firmen, die bis nach Jauer kamen, im großen abzusetzen, worauf diese Faktoren die Jauersche Zwischenstelle beseitigten, indem sie direkt auf dem Lande aufzukaufen begannen: es schien zu einer unmittelbaren Abhängigkeit der Manufaktur von der fremden Ausfuhr kommen zu sollen. Diese Möglichkeit der Entwicklung aber ging in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts durch verschärften Wettbewerb der Fremden untereinander verloren; und nun kam es zu einer Umwälzung im Verlegertum, indem sich die 17 wichtigsten Leinwand- und

Schleierhändler[1] Hirschbergs im Jahre 1658 zu einer Innung zusammenschlossen. In Landeshut ist dann im Jahre 1677 eine ähnliche Innung begründet worden. Die Folge war eine steigende Blüte der Manufaktur bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Noch klarer fast liegt aber dieser Entwicklungsgang in der Solinger Industrie vor. In ihr sonderte sich Ende des 17. Jahrhunderts, trotz versuchter Gegenwirkung der Düsseldorfer Regierung (1687), eine handelnde Klasse von der arbeitenden ab und begründete einen „besonderen und vornehmeren Teil der Fabrik unter dem Namen von privilegierter Kaufmannschaft".

Und ähnlich, nur später, verliefen die Dinge auch in der Uhrenindustrie des Schwarzwaldes, in der sich die Uhrenvertreiber im Jahre 1771 in der Zahl von etwa einem halben Hundert zu einer kartellartig geschlossenen Kompagnie zusammentaten, sowie in der Achatindustrie des Idartals, wo die Goldschmiede, welche die Steine faßten, um 1780 zu Verlegern geworden sind.

Indes begann sich neben diesen ihrer Bildung nach vielleicht ursprünglichsten aller Hausindustrien, die gerade jetzt, in der Verfallszeit der städtischen Kultur, aus der ländlichen Zurückgezogenheit emportauchten, in der sie groß geworden waren, doch auch die Hausindustrie der Städter wieder zu regen. Denn noch war nicht alles Kapital in dem Strudel der sinkenden Volkswirtschaft des 16. Jahrhunderts und der Kriegswirren des 17. Jahrhunderts zugrunde gegangen; ja hier und da hatte sogar Zufall und Raub, Zusammensterben großer Geschlechter und Anteil an kriegerischen Soldunternehmungen zur Bildung neuer großer Vermögen geführt. Und seit Beendigung des großen Krieges begann von neuem eine intensivere Kapitalbildung, in deren Verlauf französische und sonst wälsche Refugianten wie wohlhabende Angehörige des deutschen platten Landes, die in die Städte zogen, keine geringe Rolle spielten. Wie nun diese wachsenden Vermögen anlegen? Nur das Ver-

[1] Schleier — feinere Leinwand.

legertum schien dem Gewerbe sicheren Absatz, dem Kapitale größere Rente verschaffen zu können.

Dazu kam, daß erst jetzt, im Gefolge des von außen her eindringenden Merkantilismus, eine allgemeine volkswirtschaftliche Lehre Boden zu fassen begann, die der Manufaktur neben dem zünftigen Handwerk sozusagen theoretisch das Dasein sicherte: die Lehre vom Polypolium, von einer neuen Freiheit, wonach jeder jede Hantierung treiben dürfe. Es war der volle Gegensatz zu dem Monopolium, dem ausschließlichen Gewerbeprivileg der Zünfte, das im Mittelalter, wenn nicht allenthalben, so doch fast überall bestanden hatte.

Wandten nun städtische Kaufleute ihr Kapital an die Manufaktur, so lag es in der Natur der Sache, daß sie dabei mit Vorliebe an irgendwo schon bestehenden uralten Hausfleiß, z. B. die Gewohnheit zu weben, anknüpften. Mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang waren schon im Mittelalter einige Hausindustrien außerhalb der Städte gegründet worden, z. B. die Textilmanufaktur in der Umgebung Ulms. Ein gutes Beispiel, wie man diese Gunst der Lage aber auch später ausnützte, bietet die Geschichte der Färber- und Zeughandlungskompagnie zu Calw in Württemberg. Diese Kompagnie war auf Grund eines alten, schon im 16. Jahrhundert bedeutenden Hausfleißes der Umgegend in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtet worden. Der Italiener Crollalanza brachte es dann fertig, für diese Industrie einen weiten Absatz im Auslande zu finden und sie gleichzeitig durch Besserung der Technik des Krämpelns, Webens und Färbens zu heben. Die Händler, die zugleich das Färben besorgten, erscheinen hier anfangs noch halb zünftlerisch geschlossen; seit 1626 treten sie als „Färberkompagnie" auf, d. h. vermutlich als kartellartige Verbindung zu möglichst konkurrenzlosem Einkauf des Rohmaterials und zur Regelung des Absatzes. Ihnen boten die ebenfalls zünftlerisch organisierten Weber von Calw wie der umliegenden Gegenden ihre Erzeugnisse obligatorisch an und erhielten dafür nach vorher gegangener Schau gewisse, genau regulierte Preise.

Die Kompagnie hielt sich bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts (1797), und sie beschäftigte in den letzten Zeiten gegen 6000 Personen.

Indes waren Entwicklungen von solcher Ausdehnung auf deutschem Boden doch selten — erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden sie häufiger —: und gerade in ihrer Anknüpfung an schon weit verbreitete und mächtige wirtschaftliche Gewohnheiten setzten sie einen Unternehmungsgeist und auch eine Höhe des Kapitals voraus, die nur ausnahmsweise vorhanden waren. Häufiger dagegen kam es vor, daß man auf dem platten Lande, womöglich in den Mittelgebirgen, wo stärkere zünftlerische Konkurrenz fern und die Arbeitslöhne besonders billig waren, aus kleinen Anfängen heraus Hausmanufakturen einzurichten suchte. Eines der frühesten, noch vor dem Dreißigjährigen Kriege liegenden Beispiele eines solchen Vorganges bietet die Entwicklung der Schleierindustrie im Vogtlande; diese Manufaktur ist um 1560 von Nürnberger Kaufleuten begründet worden. Freilich hielt sie sich in dieser ihrer ersten Einrichtung noch nicht; an die Stelle der Nürnberger setzten sich in Plauen heimische Verleger, und diese traten nun nach Art der älteren hausindustriellen Ordnungen im Jahre 1600 zu einer Innung zusammen, in der sie ihren gegenseitigen Wettbewerb regelten. Auf dieser Grundlage ist dann die vogtländische Textilindustrie emporgeblüht; zu der Schleierproduktion, die sich schon von Jubilate bis Michaelis 1683 auf 198 Schock Flöre und 275¼ Schock Schleier und Halstücher belief, trat im 18. Jahrhundert die Fabrikation baumwollener Stoffe, vor allem der Musseline. Mit der Ausdehnung der Industrie über das ganze Vogtland ging dann zugleich die zünftlerische Organisation der Arbeiter, soweit sie noch bestanden hatte, fast ganz verloren, und auch der korporative Zusammenhang der Verleger lockerte sich, zumal mit der Ausbildung eines immer reicheren Verlegerstandes, zu freieren Formen. Doch blieb der Name Innung für den Verein der Verleger bestehen, und dieser selbst erhielt sich noch bis zum Jahre 1843; im Jahre 1764 umfaßte er 80—90 Mitglieder,

die etwa 1000 Webstühle gehen ließen; und der Umsatz auf der Leipziger Messe betrug 6000 Stück Ware im Werte von 36—40 000 Talern. Etwa 20 Jahre später aber hatte die Innung 172—180 Verleger, die eine Industrie von etwa 24 000 Köpfen beschäftigte.

Ähnlich wie die feine Leinenmanufaktur im Vogtland befand sich im 17. Jahrhundert die Holz- und Spielwarenindustrie des Thüringer Waldes in Sonneberg und Umgegend in den Händen von Nürnberger Kaufleuten. Und auch insofern wiederholte sich hier die vogtländische Entwicklung, als sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts in Sonneberg selbst eine eigene enge Korporation von Verlegern bildete.

Übersieht man all die autonomen Bildungsformen der Manufaktur: die Überreste und Fortbildungen der städtischen Manufaktur des 15. und 16. Jahrhunderts, die früher geschildert worden ist, die ländlich-autonome Manufaktur ursprünglich kleiner Leute, endlich die Manufaktur städtischer Kapitalisten auf dem platten Lande, so gelangt man zu dem Eindruck, daß, zumeist ganz im stillen, das Manufaktursystem in der Form der Hausindustrie auf dem deutschen Boden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immerhin schon ziemlich verbreitet war. Vor allem die Mittelgebirge hatte es, abgesehen von Städten wie Zürich, Basel, Straßburg, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Bremen, erfaßt: und hier boten Schlesien und Sachsen, Westfalen und Württemberg die hervorragendsten Standorte. Freilich ist auch in Württemberg und in Thüringen, wie noch mehr in Franken die Hausindustrie doch erst im 18. Jahrhundert völlig erwacht.

Konnte es nun aber bei dieser autonomen Entwicklung aus den Kreisen des Bürgertums heraus bewenden? War hier nicht recht eigentlich ein Gebiet gegeben, auf dem auch fürstlicher Wille segenspendend, schöpferisch eingreifen konnte? Die Frage wurde schon von den hervorragendsten nationalökonomischen Denkern der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bejahend beantwortet. So stellt z. B. Hörnigk in seinem Buche „Österreich über alles" (1684) fest, daß der gänzliche Verfall

Deutschlands in Handel und Industrie durch einen „allgemeinen Reichsschluß zu Regensburg" nicht mehr zu beseitigen sei; dagegen müßten die einzelnen Fürsten, jeder in seinem Lande, „die wahre Landesökonomie durch bessere Einrichtung des Gewerbes und der Manufaktur sich empfohlen sein lassen". Und daß dabei vor allem an Manufakturen gedacht wurde, zeigen Äußerungen wie die Johann Joachim Beckers in seinem Politischen Diskurs, 1668: Die „Verläger sind vor Grundsäulen aller Stände zu halten: von ihnen lebt der Handelsmann, von diesem der Bauer, von diesem der Edelmann, von diesem der Landes-Fürst und von diesen allen wieder der Kaufmann".

Gewiß war die Ansicht Beckers falsch, aber es bedurfte eines solchen übertreibenden Enthusiasmus, um vorwärts zu kommen, und er wurde von manchen Fürsten geteilt. So hat Becker, soweit der gute Wille der Herrscher in Betracht kam, nicht ohne Erfolg den Versuch machen können, in der Pfalz, in München und in Wien Seidenmanufakturen ins Leben zu rufen; dem Kurfürsten von Bayern hat er auch den Vorschlag gemacht, eine für den Wollankauf des ganzen Landes bevorrechtete Gesellschaft zu errichten, die die Wolle dann durch inländische Meister verweben lassen sollte.

Konnten aber diese Bestrebungen, nur von deutschen Kräften getragen, allein aus sich heraus Erfolg haben? Es ist eine Frage, die vielleicht am besten durch die Geschichte der Versuche in Österreich beantwortet wird; denn waren hier auch die sozialen Voraussetzungen, vorwärts zu kommen, schlechter entwickelt als anderswo, da es an einem reicher entfalteten Bürgerstande fehlte, so bestanden doch in dem Einfluß und der Macht des Herrscherhauses und der Großräumigkeit des Reiches Bedingungen, die in diesem Grade und Umfange sonst nirgends ins Gewicht fielen.

Für Österreich hat Becker im Jahre 1666 den Plan eines Kommerzienkollegiums ausgearbeitet, dessen Aufgabe die „Einführung der Manufakturen und Vermehrung der Kommerzien" im Lande sein sollte. Er wurde auch genehmigt. Darauf beabsichtigte man zunächst eine „Seidenkompagnie" zu

gründen; sie sollte monopolistisch erzeugen und im großen verkaufen: Stepp- und Nähseide, Bänder, Zeuge, Seidenwaren mit Wolle oder Leinwand gemischt, Sammet, Taffet, Strümpfe u. a. m. Diese Kompagnie wurde im Jahre 1669 genehmigt. Aber sie kam wegen Mangels an Verlegern, und das heißt wegen zu geringen Kapitalreichtums des Landes, niemals zur Blüte. Darauf und daneben wurden dann allerdings noch neue Pläne gefaßt, den Handel zu heben; u. a. trat der Gedanke einer holländisch-österreichischen Weinhandelsgesellschaft auf. Aber auch sie gelangen nicht; das Kapital fehlte. Und so schlief denn das Kommerzkolleg schließlich ein, Becker wurde mit Undank gelohnt; der ganze Versuch war mißlungen.

Nicht viel besser erging es aber auch bei einem zweiten Versuche Beckers Schwiegersohn Hörnigk, der im Jahre 1687 das Buch „Österreich über alles, wenn es nur will" herausgab; er verwies auf England, Sachsen, Brandenburg als Vorbilder, erstrebte ein Verbot aller fremden Industriewaren, vor allem der Erzeugnisse der Wollen-, Leinen- und Seidenmanufakturen, wie der sogenannten französischen Waren: „diese vier Manufakturen seyend die vielfräßige Raub-Thiere, so allein uns jährlich auf 16 und mehr Millionen Gulden aus dem Beutel hinwegführen." Nur bei einem strikten Verbot der Einfuhr mindestens aus diesen Industrien, so behauptete er, würden sich entsprechende heimische Industrien begründen lassen, da für diese sich sonst kein Kapital finden werde.

Aber auch Hörnigks Anstrengungen waren vergebens. Es entstanden nur einige traurige Anfänge österreichischer Großindustrie: die Spiegelfabrik zu Neuhaus 1701, eine Ölmühle in Wien 1709; im ganzen blieb alles beim alten.

Woran lag nun eigentlich die Schuld an dem Mißlingen dieser ersten Einführungen größerer Manufakturen in Österreich während mehr als zweier Menschenalter? Das System der inneren Begünstigungen schien im ganzen richtig zu sein; man hatte bei der Begründung von Manufakturen den Wettbewerb mit der schon vorhandenen Erzeugung der einheimischen

Gewerbe möglichst zu vermeiden gesucht, und so hatte fast durchweg die Herstellung nicht zünftiger Manufakte im Vordergrunde gestanden; man hatte ferner die jungen Gebilde aufkommender Manufakturen durch energischen Schutzzoll, wenn nicht gar Einfuhrverbote nach außen hin und durch Verleihung einer monopolistischen Stellung auch im Innern zu fördern gesucht; man hatte endlich die für den größeren Vertrieb von Manufakturerzeugnissen notwendigen Handelsverbindungen geplant. Warum nun trotzdem der Fehlschlag? Man kann ihn einerseits auf die ungenügende Durchführung der soeben zusammengefaßten Maßregeln zurückführen: Reste mittelalterlicher Wirtschaftseinrichtungen hinderten die freie Auswirkung des Monopols und des Vertriebes; eine nicht genügend vereinheitlichte Verwaltung schwächte oder erstickte gar wohlgemeinte und gute Maßregeln der Zentralgewalt schon im Keime. Aber daneben wirkten andere, tiefere Ursachen, die auch bei tadelloser Durchführung der fürstlichen Politik große Erfolge auf lange verhindert haben würden: vor allem der Mangel an Kapital und Wagemut und damit an Unternehmern und die übermächtige Konkurrenz des Auslandes. Von ihnen war der Kapitalmangel und die Mutlosigkeit wesentlich eine Folge der Vertreibung des protestantischen Bürgertums in der Zeit der Gegenreformation; mit der ausländischen Konkurrenz aber hatte es folgende Bewandtnis.

Der Export von Manufakturwaren nach Mitteleuropa und besonders Deutschland war bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vornehmlich in italienischen Händen gewesen: denn Italien war das früheste Land stark entwickelter Manufaktur. Dann aber wurde das italienische Manufakt allmählich durch das der billiger liefernden französischen Industrie verdrängt; selbst die höchsten aristokratischen Kreise zogen allmählich die Waren von Tours und Lyon, von Paris, Rouen, Chalons, Rheims und Chartres denen Venedigs und der lombardischen Städte vor; und selbst in feinen Tuchen, welche Deutschland noch am längsten selbst erzeugt hatte, siegten schließlich die Franzosen mit ihren leichteren, eleganteren und zugleich billigeren

Mischstoffen. So kam es schließlich in den Zeiten Colberts zu einer gewaltigen Ausfuhr französischer Waren nach Deutschland in Tuch, Hüten, Seide, Gold, Safran und Wein; und eigentlich nur noch die holländische Einfuhr machte der französischen stärkere Konkurrenz.

Was konnte man gegen diese Erscheinung tun?

Aus eigenen Kräften zu überwinden war sie höchstens an Orten, in denen die Absatzmöglichkeit besonders günstig und Kapitalreichtum vorhanden war; und das traf im Grunde höchstens für die großen Städte der Schweiz, für Kursachsen und für Hamburg zu. Im übrigen aber war man auf die allmähliche Erziehung einer Konkurrenz höchstens noch in der Weise angewiesen, daß man die fremden Industrien in ihren Arbeitern selbst importierte: ein langwieriger Weg, der zudem doch wieder viel Kapital erforderte und das kräftigste Eingreifen einer besonders befestigten Staatsgewalt voraussetzte.

In dieser schwierigen Lage kam nun der deutschen Entwicklung wenigstens in den protestantischen Ländern eine ganz besondere Gunst der Umstände zu Hilfe: der erneute Übertritt italienischer und besonders französischer Religionsflüchtlinge auf deutsches Gebiet. Da kamen ja die Arbeitskräfte, deren man bedurfte, ungerufen und noch mehr: die Refugianten brachten auch vielfach noch das Kapital mit, dessen man zur Begründung der neuen Industrien bedurfte.

Für die Einwanderung in Deutschland waren im 16. Jahrhundert vier große gegenreformatorische Ereignisse besonders wichtig gewesen: die Regierung Marias der Katholischen in England (1552—1558), die Übersiedlung der italienischen Locarner seit 1554, teilweise sogar schon in früherer Zeit, die französischen Religionskriege seit 1562, wie sie besonders zu den Verfolgungen der Waldenser führten, und die Herrschaft Albas in den Niederlanden, 1567—73. Alle diese Ereignisse hatten protestantische Industrielle auf deutschen Boden geführt; so kamen z. B. aus der Heimat Tizians und Veroneses die Verfertiger der roten leuchtenden Sammetgewebe, überhaupt der kostbaren Brokat-, Sammet- und Seidenstoffe, nach Ulm,

Nürnberg und Basel. Indes hatte sich diese Einwanderung des 16. Jahrhunderts doch mehr an den Grenzen des deutschen Wesens, im Rhein- und Donaulande, gehalten.

Weit tiefer drang und energischer war die Einwanderung des 17. Jahrhunderts, wenn auch die Refugianten dieser Zeit durchschnittlich wohl nicht so wohlhabend waren, wie die des sechzehnten. Denn jetzt standen neben den reichen Manufakturiers, d. h. Kaufleute-Fabrikanten, doch auch viele Handwerker. Die Einwanderung aber kam diesmal vor allem aus Frankreich und war eine Folge vornehmlich des Ediktes von Nantes, das einzelnen Gegenden des Landes die schwersten Wunden schlug. So sank z. B. die Bevölkerung Lyons in den Jahren von 1685—98 von 90 000 auf 70 000, St. Etienne verlor 2000 Einwohner, und in der Touraine sollen von 40 000 Seidenwebern nur 4000, von 8000 Seidenwebstühlen nur 1800 übriggeblieben sein.

Was weiterhin diese Einwanderung auszeichnete, war die Tatsache, daß sie vielmehr organisiert war als die früheren. Und eben hier griffen die im Aufschwung zum Absolutismus befindlichen protestantischen Staatswesen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tatkräftig ein. Lief das Bestreben der deutschen Fürsten dieser Zeit sichtlich darauf hinaus, den finanziellen Aufschwung ihrer Staaten durch wirtschaftlichen Fortschritt herbeizuführen, so hatten sie sich doch bald überzeugt, daß dieser Fortschritt auf rein autonomem handelspolitischem Wege nach Lage der Dinge nur schwer zu erreichen war. Deutschland, im Innern durch tausend Grenzzöllinien zerrissen und in tausend verschieden behandelte Wirtschaftskörper und Wirtschaftszellen zerfetzt, konnte selbständig weder einen seiner Kulturhöhe angemessenen Binnenhandel entwickeln, noch etwa gar sich am internationalen Handel würdig beteiligen: es blieb, innerlich gebunden, im Außenhandel eine Beute der Fremden. So kam es vor allem auf Förderung der Industrie an; und hier traten bei dem Verfalle des Zunftwesens überall die Manufakturen und mit ihnen die Refugianten in den Vordergrund. Überallhin wurden daher eben diese

Einwanderer durch die Fürsten gerufen, so nach Hessen, wo sie besonders in Hanau und Kassel eine neue Heimat fanden, so nach Bayreuth, nach Sachsen, vor allem aber nach Brandenburg (Edikte aus den Jahren 1667 und 1669, sowie vom 19. Oktober 1685). Sie erhielten dabei zumeist Zollfreiheit zur Einfuhr ihrer Habe, Abgabenfreiheit auf zehn und mehr Jahre, gewerbliche Privilegien, späterhin wohl auch die deutlich ausgesprochene Befreiung vom Zunftzwang, Vorschüsse zur Anlage von Fabriken u. dgl. m. Es war eine Einwanderung, der die katholischen Fürsten nichts entgegenzusetzen hatten, so sehr später Karl VI. und Maria Theresia den Zuzug protestantischer Gewerbetreibender und Kaufleute gefördert haben: sie entschied endgültig und für lange Zeit das wirtschaftliche Übergewicht der Protestanten in Deutschland, soweit es nicht schon vorher feststand. In Bayern z. B. ging die geringe Industrie des Landes, soweit sie noch bestand, sogar noch im 18. Jahrhundert zurück.

In die protestantischen Länder aber brachten die Flüchtlinge die feinere Wollwebetechnik, bessere Färberei, die Uhrmacherei, eine neue Goldschmiede- und Juwelierkunst, die Spitzenklöppelei, die Passementweberei und Bandweberei, die bessere Hutmacherei, die feine Lederindustrie, die Strickerei, angeblich eine spanische Erfindung des angehenden 16. Jahrhunderts, die Technik der kostbaren Sammet- und Brokatstoffe, die Seidenindustrie, die Tabakfabrikation, die Handschuhmacherei u. a. m. Gewiß waren einige dieser Gewerbe schon früher vertreten; indes zu voller Blüte gelangten sie doch erst durch die protestantische Einwanderung des 16. und noch mehr des 17. Jahrhunderts.

Zugute aber kam der mit der Einwanderung verknüpfte Aufschwung zunächst vor allem Sachsen und Hamburg, bald aber noch mehr Brandenburg. In Sachsen und Hamburg waren gewisse Bedingungen des Gedeihens von vornherein vorhanden: so Absatzmöglichkeit und größere Leichtigkeit im Aufnehmen von Kapitalien. In Brandenburg-Preußen dagegen mußten solche Bedingungen erst entwickelt werden. Aber

das Land bot nach manchen anderen Richtungen überaus günstige Aussichten in der zentralen Lage der Mark und der Nähe des Meeres; und der Aufschwung Berlins im 18. Jahrhundert bezeugte bald, wie sie genutzt wurden.

6. Seit der zweiten Hälfte, vor allem aber seit der Wende des 17. Jahrhunderts nahmen die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder einen anfangs leisen, dann wenigstens stärker betonten Aufschwung. Insbesondere gilt das von den Städten, dank der sich erholenden deutschen Einwohnerschaft, den Refugiés und der Verkehrspolitik der Territorien. Eins der beharrlichsten und wohl auch sehr frühen Anzeichen dieser Wandlung war der immer wiederholt geäußerte Eindruck, wie weit man doch eigentlich zurückgekommen sei, wenn man gegenüber den jungen Regungen des Neuen die noch in die Gegenwart hinein ragenden Reste verfallener Institutionen des Mittelalters ansähe, und der Drang, vor allem in diesem Zusammenhange und zugleich in der Richtung der Umbildung solcher älteren Institutionen im Sinne moderner Bedürfnisse zu bessern.

Nun waren diese Institutionen der Hauptsache nach, wie wir wissen, doppelter Art: es waren die älteren, noch durchaus der mittelalterlichen Stadtentwicklung entstammenden Zünfte, und es waren die erst später aufgekommenen Manufakturen. Von ihnen waren die Manufakturen, in reiferen Zeiten des Handels erzeugt, auf quantitative Arbeit und gleichmäßige Erzeugung gerichtet, kapitalistische Unternehmungen, die sich alsbald fortbildungsfähig zeigten, sobald Handel und Kapitalbildung wuchsen. Und auch die Tatsache des Fortbestandes der alten Zunftverfassung an sich widersprach ihrer weiteren Entfaltung im 17. und 18. Jahrhundert noch nicht, da sie mit ihrer Erzeugung meist in die Lücken der Zunftproduktion eingeschoben wurden, mithin diese mehr ergänzten als angriffen.

Etwas anders stand es mit den Zünften. Diese, ursprünglich nur für einen mehr oder minder geschlossenen

Abnehmerkreis, ja vielleicht gar nur Kundenabsatz gedacht, den Einwirkungen eines weitgreifenden Handels nicht angepaßt, mit rein qualitativem Produktionsideal, dem Kapitalismus und dem Begriffe des Unternehmertums zur Zeit ihrer Begründung durchaus und auch später noch grundsätzlich fern, ließen sich nicht so einfach fortbilden; vielmehr bedurfte es, sobald das Wirtschaftsleben der Nation wieder anzog, ihrer wirklichen Umbildung; und diese konnte bei ihrer historisch begründeten Schwäche in der nunmehr bestehenden Volkswirtschaft mit Erfolg nur für die Gebiete des Gewerbes eintreten, die von der Manufaktur noch nicht in Besitz genommen waren.

Was war unter diesen Umständen das Schicksal der Zünfte?

Auch der Meister noch des 16. Jahrhunderts war der Regel nach keineswegs schon zum Unternehmer umgewandelt gewesen, selbst nicht im kleinen. Nichts war vielleicht in dieser Hinsicht bezeichnender als die Tatsache, daß damals sogar noch in großen Städten die Baumeister um Tagelohn gearbeitet hatten. So z. B. in Wien nach der Polizeiordnung von 1527; nur als Ausnahme wird dem Baumeister da erlaubt, daß er „beständ und geding anemen" möge. Das blieb nun auch noch im 17. und 18. Jahrhundert zum großen Teile so — ja, insofern man früher weiter fortgeschritten war, trat teilweise sogar eine Rückbildung ein, denn im 18. Jahrhundert zeigt sich ein großer Teil der Handwerker, auch in den Städten, im Grunde sogar in Halbbauerntum versunken.

Gegen diese Entwicklung, gegen das Absterben und die Entartung der Zünfte, wandte sich aber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein großer Teil des Publikums, das unter diesen Zuständen litt; und klar sehende Köpfe verkannten nicht, daß es sich hier um tiefgreifende Reformen handeln werde. Ausgehen aber konnten diese nach Lage der Dinge nur von der Staatsgewalt. Und da erleichterte nun schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die juristische Doktrin ein entschiedeneres Vorgehen, indem sie schon früh — so Adrian Beyer bereits in zahllosen Schriften der Jahre

1689—1695 — für die absolute Staatshoheit, sei es des Reiches, sei es der Territorien, über die zünftigen Genossenschaften eintrat. Dementsprechend haben beim Reiche schon in den Jahren 1666—1672 Beratungen über eine Reformation der Zünfte stattgefunden, und etwas später wurden einzelne territoriale Reformen versucht, so in Braunschweig-Hannover 1692, in Hessen 1693; vereinzelte Maßregeln sind auch sonst, in Brandenburg z. B. unter Friedrich Wilhelm I., getroffen worden.

Ausschlaggebend für die Durchführung einer allgemeinen Reform wurden aber erst die Gesellenunruhen, die sich in der Mitte der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts an den verschiedensten Stellen des Reiches erhoben: so haben z. B. 1724 die Schuhmacher in Wien, Mainz, Stuttgart, Würzburg und Augsburg revoltiert. Die Gründe für diese Gesellenunruhen sind heute noch nicht mit völliger Sicherheit erkannt: war es die Zunahme der Hausindustrie? oder der Geschäftsaufschwung der Jahre 1720—30? Oder welche Hauptursache sonst? Sicher ist, daß der Vorgang als etwas sehr Ungewöhnliches erschien. Darum griffen die Staatsgewalten denn auch sehr entschieden durch: in Österreich kam es schon 1722, in Hannover 1723, in Sachsen 1724 zu scharfen Edikten gegen Koalition und Arbeitseinstellung, und von Österreich her verlautete sogar die Absicht, eine Generalgewerbe- und Zunftordnung zu erlassen. Doch ging die Initiative seit 1727 an das Reich über, und am 16. August 1731 erschien ein Reichsgesetz über die strittige Materie: ein seit langer Zeit in diesen und verwandten Dingen unerhörtes Ereignis.

In diesem Gesetze wird gegen den Übermut der Gesellen vorgegangen, die vermöge ihrer interterritorialen Verbände die Meister und das Publikum tyrannisiert und den Arbeitsmarkt beinahe ganz an sich gerissen hätten. Ihre Korporationen wurden so gut fast wie aufgehoben; die Gerichtsbarkeit wird ihnen genommen; ihre Koalition zum Zweck terrorisierender gemeinsamer Arbeitseinstellung soll als Komplott betrachtet werden; sie behalten nur ihre Herbergen zur Stellenvermittlung,

ferner werden ihnen ihre Unterstützungs- und Krankenkassen, sowie ihre kirchlichen Funktionen beim Begräbnis von Genossen u. dgl. belassen. Kurz: sie werden ihres alten genossenschaftlichen Zusammenhanges entkleidet und den Meistern mehr in die Hände gegeben.

Charakteristisch aber war, daß, nachdem das Reich so energisch gesprochen hatte, nun die Reichsstände zögerten, das Gesetz auszuführen; jeder Stand fürchtete damit die Gesellen aus seinem Territorium zu vertreiben und so die Industrie des eigenen Landes zu schädigen. Schließlich aber griff man dennoch durch.

Was dies Zaudern der Stände einigermaßen rechtfertigte, war die Einsicht, daß es tatsächlich mit Maßregeln allein gegen die Gesellen nicht getan war. Es bedurfte zugleich der Reform der Stellung der Meister: erst nachdem diese durchgeführt war, ließ sich ein besseres soziales Verhältnis zwischen Gesellen und Meistern und damit zugleich wieder ein gesetzlich wohl unterbauter höherer Aufschwung des Handwerks erwarten.

Sehr bezeichnend ist da nun, daß das Reich in seiner Kurzatmigkeit diese notwendige Fortsetzung der Handwerkerpolitik den Territorien überließ. Nach Lage der Dinge hieß das die Territorialisierung des Handwerks und die Umgestaltung der Zünfte aus örtlich selbständigen Körperschaften in Korporationen eines durch Territorialverordnungen schematisierten oder reglementierten Daseins; der Staatsgedanke in territorialer Ausbildung überholte damit in der gewerblichen Sozialpolitik den Stadt- und Gemeindegedanken, und das örtliche Zunftrecht konnte nun bald nur noch als sinngemäße Anwendung und Ergänzung allgemeiner fürstlicher Ordnungen erscheinen.

Die neue Territorialgesetzgebung für die Zünfte ist mit am frühesten und sichersten in Preußen und nach preußischem Muster in Sachsen durchgeführt worden. In Preußen wurden zwischen 1734 und 1736 61 Generalzunftprivilegien, d. h. allgemeine Territorialzunftordnungen, neu ausgefertigt. In diesen Ordnungen ist, abgesehen von gewissen neuen Vorschriften der

Jahre 1751—55, die Handwerksgesetzgebung bis zum Jahre 1806 festgelegt worden; höchstens daß seit dem Tode Friedrichs des Großen die physiokratische Verwaltung für eine etwas liberalere Handhabung der bestehenden Gesetzgebung gesorgt hat. In Sachsen aber wurde diese Gesetzgebung, wenn auch mit gewissen fortschrittlichen Tendenzen, in den Jahren 1764 und 1780 aufgenommen.

Rascher sogar noch als in Preußen erschienen Generalzunftordnungen in Österreich, für Böhmen z. B. im Jahre 1731, für die Donauerlande und Tirol 1732; indes scheinen sie nicht eben eifrig durchgeführt worden zu sein. Wirklich einschneidende Reformen erfolgten erst seit 1740 unter Maria Theresia und besonders nach dem Siebenjährigen Kriege und nun wesentlich nach preußischem Vorbild. Darüber hinweg ging dann die josephinische Zeit mit der fast ganz schon gewerbefreiheitlichen Normalverordnung des Jahres 1774; doch wurde diese schwerlich irgendwo völlig durchgeführt; ja man wagte nicht einmal sie amtlich zu veröffentlichen. Nach dem Tode Josephs II. aber kam es zu einem besonnenen Zurücklenken in die früheren ruhigeren Bahnen.

Wie in Preußen, Sachsen und Österreich wurde auch in den anderen wichtigeren Ländern eine territoriale Zunftgesetzgebung durchgeführt, so z. B. in Württemberg seit 1758, in Baden seit 1760: rückständig verharrte allein das städte- und gewerbsarme Bayern, wo die Zünfte in starrer Konsequenz verknöcherten Fortvegetierens lokal geschlossen blieben und die Gewerbebefugnisse schließlich geradezu einen in gewissen Familien erblichen oder auf Grundstücke radizierten Charakter annahmen — bis auch hier seit dem Jahre 1799 das Eis brach.

Das Charakteristische dieser ganzen Gesetzgebung aber war nach der materiellen Seite hin, daß sie, indem sie die Zünfte desselben Berufes innerhalb eines Territoriums der Hauptsache nach gleich organisierte, alle Formen mittelalterlicher lokaler und korporativer Geschlossenheit vernichtete und damit den Verkapselungsprozeß der Zünfte durchbrach, der seit dem 16. Jahrhundert der Entwicklung freierer Verkehrsformen auf

anderen Gebieten geradezu widersprochen hatte. So wird die Begrenzung der Zahl der Meister, wenigstens zum großen Teil, beseitigt; so werden die Hindernisse sozialen Charakters, Meister zu werden, hinweggeräumt; so wird die unvernünftig große Zahl der Lehrjahre beschränkt, ebenso die Wanderungszeit der Gesellen und die Kostbarkeit des Meisterstückes. Ferner werden alle Maßnahmen aufgehoben, die bisher auch den loyalen Wettbewerb unter Zunftgenossen zu hindern bezweckt hatten; es wird eine beliebige Anzahl von Gesellen für jeden Meister, es wird teilweise Frauenarbeit, es werden Freimeister außerhalb der Zunft zugelassen; und es wird die Möglichkeit offen gehalten, daß reichere und energischere Meister zu Verlegern aufsteigen. Zu alledem verlieren die Zünfte ein gutes Teil ihres alten obrigkeitlichen Charakters: ihre Gerichtsbarkeit wird ganz beseitigt und ihre Disziplinargewalt über Lehrlinge und Gesellen begrenzt; nur die polizeiliche Funktion der Waren- und Werkstattschau bleibt ihnen erhalten.

Natürlich wurden die Zünfte damit zu etwas ganz anderem, als sie ehedem waren; sie sind von jetzt ab nur noch gewerbliche Korporationen, die unter einem territorialstaatlichen Gewerberecht stehen; und dies Gewerberecht regelt sowohl die Prozesse ihrer gewerblichen Arbeit, wie auch die sozialen Beziehungen zwischen den einzelnen Klassen der Zunft, den Meistern, den Gesellen, den Lehrlingen. Dies neue Recht aber ergab sich bald als eine in die fortschrittliche Wirtschaftsentwicklung des 18. Jahrhunderts durchaus dauerhaft verankerte Schöpfung; noch die preußische Gewerbeordnung vom Jahre 1845 hat im wesentlichen nur den Charakter einer Folgeentwicklung aus ihm heraus gehabt; und außerhalb Preußens ist es in vielen und wichtigen Teilen Deutschlands bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ja darüber hinaus, erhalten geblieben.

Und gewiß war mit dieser Gesetzgebung eine Liquidation der spezifischen Betriebsformen des mittelalterlichen Gewerbes durchgeführt, soweit eine solche durch den Grundsatz schon weit freierer wirtschaftlicher Bewegung im 17. und 18. Jahrhundert erfordert wurde. Offener aber, klarer und selbständiger

wirkten dieselben freiheitlichen Neigungen und Bedürfnisse sich noch in einer Gesetzgebung der Manufaktur aus, da hier der Widerstand älterer sozialer Bildungsformen fast gar nicht in Betracht kam, sondern von der Grundlage weit modernerer, ja vielfach eben erst entstandener Bildungen aus geschaffen werden konnte.

Gewiß gab es schon aus der Zeit vor 1650 eine nicht unbedeutende Anzahl von Manufakturen, die teils auf dem Boden kapitalistisch erweiterten städtischen Zunftbetriebes, teils, durch Befruchtung mit städtischem Kapitale, in den Gebieten uralten ländlichen Hausfleißes, teils auch in Gegenden des platten Landes mit besonders billigen Löhnen auf freie Initiative von Großbürgern benachbarter Städte, teils sonst auf irgendeine Weise entstanden waren; es ist von ihrer Entwicklung schon die Rede gewesen. Aber es waren ihrer bis zum Beginne etwa des 18. Jahrhunderts doch nicht so viele, daß nicht neben ihnen auch diejenigen Manufakturen eine große Rolle gespielt hätten, die bis dahin und noch mehr im 18. Jahrhundert unmittelbar fürstlichem Eingreifen ihr Dasein verdankten.

Und so war für die Territorialstaaten eine zeitgemäße Regelung des Manufakturwesens, die sogenannte Reglementierung, nicht eben schwer, um so mehr, da es sich, gegenüber den Zünften, um an sich weniger zahlreiche, wohlbekannte und wohlbegrenzte Institutionen handelte.

Die Entstehung der Manufaktur hatte sich nicht ohne enge Anlehnung an die ältere Betriebsform der Zunft vollzogen. Und das war vom sozialen Standpunkte aus ein Segen gewesen: die scharfe Scheidung, welche die spätere Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens zwischen Verleger und Arbeiter gezogen hat, war zunächst noch nicht eingetreten. So lange Verleger und Arbeitsmeister noch demselben Verbande angehörten, mußten die Verleger doch vor allem auch Meister sein, rückten tüchtige Arbeiter noch unter die Verleger auf, nahm das kaufmännische Element im Unternehmertum noch nicht eine entscheidende und triumphierende Stellung ein.

Nun ließ sich freilich diese äußerlich noch zünftige Organisation einer grundsätzlich schon modernen Unternehmungsform nirgends leicht aufrecht erhalten, wie sie denn auch in den freientstandenen Manufakturen des platten Landes zum Teil gar nicht mehr auftrat; überall strebten im Grunde Arbeiter und Verleger bereits auseinander. Es war nicht anders möglich: auf der einen Seite standen Leute, die die Welt kannten, zahlungsfähig, Absatz besorgend, Kredit gebend, zugänglich für technische Fortschritte, höher gebildet, geistig beweglich: — auf der anderen Seite handelte es sich um kleine Meister, Kleinbürger und Bauern, Gebirgsleute, Weiber, Kinder, vielfach in Nebenbeschäftigung arbeitend, von beschränktem Horizont, ohne Kapital, ohne technische Ausstattung, ohne Sinn für Organisation, ohne Kenntnis der Mode und der Absatzwege: um einen geistig noch ungewandten Teil der Bevölkerung.

Indes auch wo sich Verleger und Arbeiter trennten, ergab sich doch zumeist nicht schon ein rein kapitalistisch-subjektivisches Verhältnis der beiden Gruppen zu einander. Vielmehr traten sie sich zunächst nur wiederum in gesonderten zunftmäßig geschlossenen Korporationen gegenüber; und diese Gegenüberstellung entwickelte sich vielfach auch da, wo die Manufaktur nicht aus einer unmittelbaren Weiterbildung der Zunftverfassung hervorgegangen war. Vor allem die Verleger einigten sich auf diese Weise gern korporativ: zur Regelung des eigenen Wettbewerbs in gemeinsamer Festsetzung der Verkaufspreise und der Höhe der Erzeugung, zur Auffindung von Erprobungsweisen der Markteigenschaften der Waren u. dgl. m.

Allein auch dies Stadium der Entwicklung währte nicht lange; war an Stelle einer ersten Entwicklungsstufe, auf der ein korporatives Band, ein genossenschaftlicher Zusammenhang noch Arbeiter und Verleger beherrscht hatte, zunächst eine zweite getreten, die sich einer elliptischen Bildung mit zwei Brennpunkten vergleichen ließ, so strebten nun die einzelnen Individuen aus der doppelten Körperschaftsbildung auch jedes für sich hervor; die Verleger streiften die korporative Fessel ab und suchten auch die zunftmäßige Bindung der Arbeiter,

nicht selten unter deren Mitarbeit oder wenigstens passiver Haltung, zu beseitigen.

Es ist ein Streben, das hier und da schon seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts hervorbricht, das sich auf die nach dem Dreißigjährigen Kriege immer stärker entwickelte Lehre vom Polypolium, von der Freiheit, „daß jeder jede Hantierung treiben dürfe", stützt, und das im 18. Jahrhundert immer mächtiger in der Richtung auf volle Gewerbefreiheit anschwillt. Und gerade unter seiner Betonung geht seit 1700 der erstarkende Kapitalreichtum des Bürgertums hoffnungsvoll und unternehmend an die Förderung der Manufaktur heran.

Wie sollte sich nun der absolute Staat zu dieser Entwicklung verhalten? Es war eine überaus wichtige Frage: führte sie doch grundsätzlich schon auf die andere hin, wie sich denn der Staat zu dem Übergange aus dem alten Arbeitsrecht des zünftlerischen Handwerks zu dem Kapital- und Risikorecht des Unternehmertums stellen solle.

Einer ersten Lösung dieses Problems hatten sich die Territorialstaaten schon gelegentlich des aufkommenden Kapitalismus des 16. Jahrhunderts unterzogen, und sie hatten damals, in Zeiten noch wirtschaftlichen Aufschwungs, den politisch höchst lehrreichen Ausweg gefunden, daß sie sich die neue Wirtschaftsmacht des kapitalistischen Unternehmens so viel als möglich einverleibten: es ist die Zeit des Überganges zur staatlichen Regie beim Bergbau, bei den Salinen, auch bei einzelnen Manufakturen im engeren Sinne.

Aber hätte sich jetzt, nach dem Verfall der Volkswirtschaft, dem Dreißigjährigen Kriege und seinen Folgen, in den Zeiten erst sehr langsam wieder steigenden Kapitalreichtums der Nation, diese Politik von neuem ein- und durchführen lassen? Der politische Absolutismus in Deutschland war dazu wohl mächtig, aber nicht reich genug; nur vereinzelt wurde daher und zumeist nur für Luxusindustrien, nicht für volkswirtschaftlich so wichtige Betriebe wie etwa den Bergbau, die Politik des alten Regalismus fortgesetzt.

Anderseits aber galt es, den Volkswohlstand zu heben;

schon die fast noch rein fiskalische Politik des 17. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts ging auf dieses Ziel aus. Man erreichte es, indem man neben die Regie die Praxis der Konzessionen setzte: kapitalkräftige Unternehmer erhielten, oft mit Unterstützung des Staates, doch in der Hoffnung auf späteren reichlichen Gewinn aus ihren Betrieben, das ausschließliche Recht, bestimmte Manufakturen zu betreiben.

Wenn man aber privilegierte, lag es da nicht nahe, sich auch die Regelung des Betriebes mindestens im Sinne einer starken Aufsicht, womöglich aber in Form des Erlasses eines Reglements für den ganzen Betrieb, vorzubehalten? Die Konzession neuer Manufakturen führte von selbst zu deren Reglementierung.

Aber auch für die alten Manufakturen brach sich diese Reglementierung Bahn. Sie lag in der Luft schon als Analogiebildung zu der alten städtischen Reglementierung der Zünfte, der dann ja eine territoriale und im gewissen Sinne noch im 18. Jahrhundert sogar eine Reichsreglementierung gefolgt war.

Sie drängte sich aber vor allem auch auf, seitdem sich Meister und Verleger in geschlossenen Korporationen gegenüberstanden und nicht selten die Vermittlung des Staates in ihren Streitigkeiten anriefen, und sie schien zur Notwendigkeit zu werden, als die Auflösung dieser Korporationen im 18. Jahrhundert häufiger wurde, hiermit Unternehmer und Arbeiter in reinen kapitalistischen Wirtschaftskampf untereinander einzutreten drohten, und gleichzeitig der Staat sich mit dem ersten großen Gedanken sozialer Fürsorge erfüllte.

So kam es denn also jetzt darauf an, in den Reglements nicht bloß technische und wirtschaftliche, sondern auch soziale Fragen zu lösen — und diese Aufgaben boten sich jetzt nicht nur für die ursprünglich zünftig organisierten, sondern für jederlei Art von Manufakturen dar. Die gewaltigen, hier auftauchenden Probleme sind von den Territorialstaaten des 18. Jahrhunderts in einer eingehenden Einzelgesetzgebung ge-

löst worden, der Regel nach so, daß jede Manufaktur für sich nach den für sie insbesondere nötig erscheinenden Vorschriften eine Verfassung erhielt.

Unverkennbar ist da, daß in der Aufstellung fast aller dieser Verfassungen noch das Vorbild der Zunftverfassung nachwirkte. Und war es nicht in der Tat in seinen alten kommunistischen Grundtendenzen wenigstens zur Lösung der zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auftauchenden sozialen Beschwerden wie geschaffen? Eben seinem Einflusse auf die Reglements ist es zumeist zu danken, daß sich im 18. Jahrhundert fast überall die Lage der Arbeiter verbesserte; und durch ihre Auflösung im 19. Jahrhundert ist zunächst der vierte Stand fast überall in seiner Entwicklung zurückgeworfen worden.

Die einzelnen Reglements, wie wir sie in allen einigermaßen industriellen Territorien des 18. Jahrhunderts entstehen sehen, und wie sie teilweise bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreichen, bieten nun bei der Verschiedenheit der einzelnen Manufakturen als Ganzes einen ebenso bunten Anblick dar, wie die Zunftordnungen des Mittelalters, zumal sie häufig erst durch Zwischentreten der beteiligten Regierungen oder ihrer Organe, des Rats, des Amtmanns, des Kommerzkollegiums, also auf dem Wege der Ausgleichung von Streitfällen irgendwelcher Art, entstanden sind. Gleichwohl ergibt sich ihr wichtigster Inhalt als gemeinsam und läßt sich auf einen kurzen Ausdruck bringen. Und da stellt sich etwa das Folgende heraus:

Zunächst liegt in den Reglements noch der Gedanke vor, entsprechend der Einschrumpfung der deutschen Handelsgebiete selbst noch im 18. Jahrhundert, die Produktion der durchschnittlichen Nachfrage und ihren dauernden Veränderungen anzupassen: Begrenzung der Zahl der Verleger, Heimarbeiter, Faktoren, auch der erzeugten Waren; Verbot der plötzlichen Vermehrung der Heimarbeiter bei kleinsten Besserungen der Geschäftsaussichten, sowie des Lohndrückens bei schlechter Konjunktur.

An zweiter Stelle wird die Technik gesichert; es erfolgen ins einzelnste gehende Anweisungen für die Erzeugung, der Rohstoff wird nach Qualität und Quantität vorgeschrieben; die Güte des Erzeugnisses durch bestimmte Zeichen und bestimmte Namen gewährleistet. Endlich wird eine Reihe rein sozialer Maßregeln getroffen: Verbot der Warenzahlung, der Zahlung in schlechtem Gelde, der ungerechtfertigten Lohnabzüge sowie jeglicher Form von Auswucherung und Lohnkreditierung; Entwicklung von ständigen Organen zur Regulierung der Höhe des Lohnes und des Preises der vom Verleger dem Heimarbeiter gelieferten Rohstoffe.

Drittens ist es die Absicht, den Wettbewerb unter Verlegern wie Heimarbeitern zu regeln. Die Heimarbeiter sollen nur für den Verleger, nicht für den Markt produzieren, und namentlich das Hausieren wird ihnen verboten; dem Verleger aber werden durch Taxen und andere Maßregeln Schleuderkonkurrenzen unmöglich gemacht.

Man sieht, wie diese Reglementierung, wenn auch in vielen Punkten schon durchaus modern, doch im ganzen zwischen dem, was heute als der Gegenwart nützlich betrachtet wird, und den Anforderungen früherer Zeiten, vielleicht mit einem Ausschlage zugunsten der Gegenwart, noch ungefähr die Mitte hält. Noch wird von der Obrigkeit beträchtlich auf die Qualität der Ware gesehen; noch ist der Gedanke, daß eine Erleichterung des Absatzes um jeden Preis notwendig sei, nicht voll entwickelt; wir hören wenig von seiner Verwirklichung durch Zulassung einer freieren Stellung der Verleger, durch unmittelbar mit den Manufakturen in Verbindung gesetzte stetige Maßnahmen der Zoll- und Verkehrspolitik. Freilich gab es auf diesem Gebiete Schattierungen innerhalb der Maßnahmen der einzelnen Staaten; die sächsische und fränkische Politik nähert sich mehr den modernen, die preußische mehr den mittelalterlichen und den Gedanken noch des 16. und teilweise 17. Jahrhunderts. Indes neben der Absicht, die Qualität der Ware zu sichern, läuft doch schon überall die Auffassung her, es komme für die meisten Industrien vor allem darauf an, mehr

als den territorialen Markt zu gewinnen; es sei der Vertrieb ins territoriale Ausland wenigstens einigermaßen zu regeln; und es bedürfe zum Absatz der Manufaktur weit verbreiteter distributiver Gewerbe, insbesondere eines auch ins kleinste entwickelten Handels. Und auf diesem Gebiete wurde nun doch schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Wünschenswerte erreicht. Etwas mißmutig erkennt es Möser in seinen Patriotischen Phantasien (1775) an: „Die Krämer haben sich (seit hundert Jahren) gerade dreifach vermehrt und die Handwerker unter der Hälfte verloren. Der Eisenkram hat den Kleinschmied, der Bureau- und Stuhlkram den Tischler, der Goldkram den Bortenwirker, der goldene, härene, gelbe und weiße Knopf den Knopfmacher und Gelbgießer verdorben. Und kann man sich eine Sache gedenken, womit der Krämer jetzt nicht heimlich oder öffentlich handelt?"

Dabei kam aber in der Reglementierung der Manufakturen keineswegs bloß die Förderung von Luxusindustrien in Betracht, wenngleich auch diese vorwärts gelangten, sondern es handelte sich um die Pflege der wichtigsten Gewerbe des Landes überhaupt. Vor allem die Textilindustrien im weitesten Sinne standen da in Frage: die Leinenindustrie in Schlesien, die nach England, Holland, Spanien, Westindien vornehmlich über Hamburg exportierte; die vogtländische Schleierindustrie; die Strumpfwirkerei in Thüringen (Apolda, reglementiert seit 1713) und in Oberfranken (Erlangen, nicht zeitig genug reglementiert und darum vorfrüh verfallen); vor allem aber die altnationale Wolltuchindustrie, die sich vielleicht am meisten in Sachsen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu neuer Blüte hob: in den Jahren 1765 und 1774 ist man hier schon zu einer raffinierten Verbesserung der Wolle durch Merinozucht (Elektoralschafe) geschritten. Es war ein Aufschwung, der sich immer deutlicher in dem wachsenden industriellen Charakter einiger deutschen Gegenden aussprach; wir finden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Wuppertal schon eine Bevölkerung von 5000 Seelen auf die Geviertmeile, von 3000 in Kursachsen und im Herzogtum

Württemberg, während im Königreich Preußen nur 1000 und in Pommern gar nur 800 Seelen auf die Geviertmeile gezählt wurden. Und es war ein Aufschwung, der Deutschland tatsächlich aus dem Zustande Polens, Rußlands und Skandinaviens mit ihrem Mangel an Pflege der Industrie herausriß und den Manufakturländern des europäischen Westens, Frankreich und England, annäherte.

II.

Neue Gesellschaft, neues Seelenleben.

1. In der soeben beendeten Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung vornehmlich vom Dreißigjährigen Kriege bis ins 18. Jahrhundert hinein sind die einzelnen Entwicklungsreihen beinahe verbindungslos nebeneinander gestellt worden. Es entspricht dem Stande der Forschung, die, Deutschland als Ganzes betrachtet, noch nicht weiter fortgeschritten ist als bis zur Herstellung von allerdings teilweise trefflich behauenen Bausteinen für die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeiten.

Läßt sich aber nicht doch schon der allgemeine Verlauf wenigstens in seinen wichtigsten Zügen feststellen? Eben aus der Betrachtung der Einzeldarstellungen des vorigen Abschnittes her in Verbindung mit einigen allgemeinen Beobachtungen darf es versucht werden.

Da ist denn die erste, unbezweifelte und charakteristische Tatsache, daß die deutsche Volkswirtschaft seit dem 16. Jahrhundert etwa durch vier Menschenalter hindurch bis mindestens in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege in ein bedenkliches, ja bedrohliches Stocken geraten war.

Es ist eine Erscheinung, die Deutschland mit dem ganzen kontinentalen Europa teilte, dem mittleren wie dem östlichen, mit Italien, Ungarn, Polen und auch Rußland, soweit von diesem schon gesprochen werden darf. Und insofern fiel sie natürlich nicht Ursachen der inneren, spezifisch heimischen

Entwicklung zur Last, sondern der allgemeinen Erscheinung der Verlegung der Welthandelsstraßen an die westliche, atlantische Seite des Erdteils, wie sie Folge des Zeitalters der Entdeckungen war. In diesem Zusammenhange haben, während die Staaten der iberischen Halbinsel nur vorübergehend befruchtet wurden, die Niederlande, England und Frankreich, indem sie sich ohne Stockung, und zwar teilweise überaus rasch, fortentwickelten, im 17. und 18. Jahrhundert die deutsche Volkswirtschaft überholt: und der Vorsprung, den der Westen Europas damit erhielt, ist auf gewissen Gebieten der Wirtschaft, namentlich aber der äußeren Lebenshaltung und auch des Geisteslebens, selbst heute noch nicht völlig eingeholt.

So weit aber die innere deutsche Entwicklung in Frage kam, blieben aus dem Verfalle des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts heraus bis tief hinein ins 18. Jahrhundert gewisse Ursachen noch weiter wirksam, um eine rasche Erholung auch dann noch zu verhindern. Der Aufschwung, der jetzt zu erwarten war, konnte, wie schon die Fortschritte der Niederlande, Englands und Frankreichs einmütig bekundeten, nur durch Entfaltung eines immer stärkeren Wirtschaftslebens der Unternehmung erfolgen: also durch Belebung der Manufaktur bis zur Umgestaltung in eine volle Fabrikindustrie und durch freiheitliche Fortentwicklung des Handwerks. Es waren, wie wir wissen, die Wege, die man neben der Erweiterung des Handels auch tatsächlich in Deutschland eingeschlagen hat. Um sie sicher zu wandeln, bedurfte es aber zweier Dinge: stärkerer Kapitalien zur Entwicklung der industriellen Produktionsmittel und stärkerer Bevölkerung zur Rekrutierung des nötigen Menschenmaterials für größere industrielle Betriebe. Waren nun diese beiden Voraussetzungen ohne weiteres gegeben? Wir wissen, wie die großen Vermögen des 16. Jahrhunderts sich vornehmlich in Kriegsausleihen an fremde Mächte erschöpft hatten; später haben dann die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges noch letzte Reste zerstört, während die Kosten der Entwicklung stehender Heere nach ihm eine neue

Kapitalbildung zu produktiven Zwecken lange Zeit beeinträchtigten: erst im Laufe des 18. Jahrhunderts ist es recht zum Erwerb neuer Produktivkapitalien gekommen. Was aber die Bevölkerung angeht, so hatte sie während des 17. Jahrhunderts mehr wie irgendwo sonst durch die furchtbaren Jahre des großen Krieges gelitten: was wollen demgegenüber auch anderswo vorhandene Schädigungen des wirtschaftlichen Bevölkerungsstandes durch Ausbildung des Söldnertums der stehenden Heere, durch Auswanderung, durch große Hungersnöte und Sterben, ja selbst durch Religionsverfolgungen besagen! Mehr wie ein anderes Land hatte daher Deutschland hier nachzuholen und zu bessern; und dies war um so schwerer, als das 18. Jahrhundert dem 19. an Lebensdauer der Generationen und auch an Zahl und Fruchtbarkeit der Ehen nachstand: kein Wunder, daß der Peuplierungsgedanke den deutschen Regierungen durch mehr als ein Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege ständig im Sinne gelegen hat.

Indes seit Anfang des 18. Jahrhunderts war der Bevölkerungsverlust des Dreißigjährigen Krieges dennoch ersetzt; schon kam es in einigen besonders volksreichen Gegenden, der Pfalz und Württemberg, zu erneuter Auswanderung nach anderen Ländern Europas, ja über das große Wasser; und mußte man um diese Zeit für die stärker erwachende Industrie noch Landstreicher und Zwangshausinsassen als Arbeiter pressen, so bildeten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts doch schon größere Anfänge einer industriellen Arbeiterschaft. Es ist die Zeit, in der zugleich die größeren Städte mehr zu wachsen begannen, allen vorweg Berlin, das 1740: 68000, 1750: 89000, 1755: 100000 Einwohner zählte und damit Nürnberg und Dresden, Danzig und selbst Hamburg um mehr als die Hälfte überholt hatte, wenn es auch gegen Wien oder Venedig und Rom oder gar Amsterdam, Paris und London noch immer zurückblieb.

Zu gleicher Zeit aber, seit etwa 1740, waren die Anzeichen erneuter und zunehmender produktiver Kapitalbildung schon augenscheinlich. Der große Soziologe Süßmilch ver-

sichert am Schlusse seiner Betrachtungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands (in der Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, 1741 ff.), Deutschland befinde sich, kleiner Mängel unerachtet, in einem blühenden Zustande; aus den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts liegen Nachrichten vor, die auf eine bedeutende Steigerung der Lebenshaltung seit etwa vier Jahrzehnten schließen lassen, und von da ab hat ein wachsendes Wohlbefinden bis zum Schlusse des Jahrhunderts und bis zu dem großen politischen Zusammenbruche im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts obgewaltet.

Zieht man aus alledem einen Schluß, so kann es nur der sein, daß mit etwa dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine erste, wenn auch noch bescheidene Höhe des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung erreicht war, unter deren Fortdauer das ganze 18. Jahrhundert verlaufen ist. Und dem entsprechen auch die Einzelvorgänge der Wirtschaftsgesetzgebung, von denen gegen Ende des vorigen Abschnittes erzählt wurde. Deutlich streben sie schon dem Ideale einer subjektivistischen Freiheit des Wirtschaftslebens, dem Gedanken vornehmlich der freien Konkurrenz zu, ja sie regeln diese bereits in den primitiven Formen der Reglementierung; nicht erst mit der Steinschen Reformgesetzgebung und verwandten Vorgängen ist die Nation grundsätzlich in das Wirtschaftsleben der Unternehmung eingetreten, sondern schon zwei bis drei Menschenalter früher, in den Jahrzehnten von 1720 etwa bis 1740. Und auch für das Wirtschaftsleben des platten Landes hat, wie später zu erzählen sein wird, die Liquidation der mittelalterlichen Verhältnisse nicht erst im 19. Jahrhundert, sondern schon mit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts begonnen. Daß dabei nicht alsbald ein voller Umsturz der alten Rechtsordnung erreicht wurde, lag in der Natur der Dinge, zumal es eine bekannte Tatsache ist, daß jede neue Stufe der Volkswirtschaft, und nicht am wenigsten die des Wirtschaftslebens der Unternehmung, sich immer noch lange im Rahmen einer Ordnung

entwickelt hat, die so gut wie jedes Rechtsverhältnis verbot, dessen sie zu ihrem Dasein bedurfte.

Und so ergibt sich denn als Schluß, daß die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung auch in Deutschland nicht erst als mit dem 19. Jahrhundert, sondern als schon mit dem 18. Jahrhundert, ja der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnend anzusetzen ist: und um 1720 bis 1740 bereits ist das Emporblühen einer ersten Entwicklungsperiode zu setzen.

Freilich: die vollen Formen des modernen Wirtschaftslebens wies deshalb diese Zeit noch keineswegs auf. Was ihr fehlte, das hat gegen ihren Schluß niemand tiefer wenn auch symbolisch erfaßt als Goethe, der sich in seiner amtlichen Stellung als ein Mann von nicht gewöhnlicher wirtschaftlicher Einsicht bewährt hat. Wenn er Faust am Ende seines Lebens sein geistiges Dasein der Umwelt, ja dem Erdkreis kolonisierend aufprägen läßt, so stellt er ihm dazu die Kenntnis von Zauberkräften zur Verfügung, deren Wirkungen er in seiner frühesten Periode in einsamer Zelle erprobt hatte. Was dem 18. Jahrhundert, was der ganzen ersten Periode des modernen Wirtschaftslebens noch fehlte, das waren die Wunder der Technik. Im Faust ist das dadurch gleichsam auch wissenschaftsgeschichtlich ausgedrückt, daß der Held des Dramas als noch in der pandynamistischen Zauber- und Wundernaturwissenschaft des 16. Jahrhunderts lebend gedacht ist. Das 17. Jahrhundert aber hatte gegenüber dem Pandynamismus des 16. Jahrhunderts schon den Mechanismus Galileis und Newtons erstehen sehen: und in ihm die wissenschaftlichen Urgrundlagen der modernen Technik. Und alsbald hatte auch deren Ausgestaltung begonnen, wenn auch zunächst fast nur auf englischem Boden. Deutschland speziell war im 17. Jahrhundert und auch noch im 18. Jahrhundert, in der ganzen ersten Periode seines Wirtschaftslebens der Unternehmung, zu arm, um sich an dieser Ausgestaltung schöpferisch beteiligen zu können; erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und auch dann noch ganz vereinzelt, ist es zu modernen Motoren und Arbeitsmaschinen übergegangen,

und diese mußten noch längere Zeit hindurch fast durchweg aus England bezogen werden. Das erste Aufblühen einer deutschen Maschinen- und Motorenindustrie gehört erst den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts an.

Was aber bedeutete nun dieses Eingreifen der Technik volkswirtschaftlich? Es hieß dichte Konzentration der Manufakturarbeit um Motoren, welche zum großen Teile die Kraft, und um Maschinen, welche zu nicht geringem Teile die Geschicklichkeit des Menschen ersetzten: es hieß Übergang zur Fabrik. Das, was daher die erste Periode der deutschen Unternehmungswirtschaft am augenscheinlichsten von der zweiten unterscheidet, deren erstes Erblühen in die zwanziger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts zu setzen ist, das ist das grundsätzliche Fehlen der Fabrik. Und sie fehlte, weil die Nation nicht vermögend genug war, die moderne Technik zu entwickeln. Natürlich aber ist das nicht das einzige Unterscheidungsmittel der ersten und zweiten Periode; wir werden deren später noch weit mehr und tiefer begründete kennen lernen. Im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß die Erscheinungen der späteren Zeit in der ersten Periode fast alle schon, doch stets in primitiven, weniger entwickelten Formen auftreten. So das quantitative Prinzip der Erzeugung, dem staatliche Reglementierung noch qualitative Zügel anlegt; so der Grundsatz der freien Konkurrenz, der durch den Fortbestand mittelalterlicher Anschauungen und Einrichtungen noch vielfach gebunden erscheint; so der assoziative Trieb, dem der herrschende Individualismus der Kultur des 16. bis 18. Jahrhunderts noch wenig Entfaltungsfreiheit gestattet. Am charakteristischsten ist dabei auf den ersten Augenblick vielleicht die geringe Entwicklung des Kredits. Da erzählt uns noch Büsch, der Gründer der Hamburger Handlungsakademie vom Jahre 1767, es sei noch nicht so lange her, daß ein Kaufmann es als seinem Kredite schädlich ansah, wenn er einen Wechsel diskontieren ließ. Jetzt habe sich freilich, mit zunehmender Lebhaftigkeit des Handels, die Sitte eingebürgert, daß auch der solide Kaufmann es für jeden Tag als Verlust ansehe, wenn sein Geld müßig stehe. Doch läßt es auch jetzt

noch der Kaufmann „nicht gern zu jedermanns Wissenschaft kommen, daß er seine Wechsel zum Diskont weggegeben habe".

Selbstverständlich ist es, daß der Entwicklung einer ersten Periode der Unternehmungswirtschaft auch eine Um- und Neubildung der bürgerlichen sozialen Schichtung entsprach, wenn sie auch, bei der geringeren absoluten Höhe der neuen Wirtschaftsentwicklung, nicht so radikal erfolgte und alsbald in so auffälliger Neuheit hervortrat, wie früher die Um- und Neubildungen etwa des 14. und 15. Jahrhunderts. Denn wie festgelegt in seiner sozialen Schichtung auch das Bürgertum sein mochte durch die Verfallszeiten des 16. und 17. Jahrhunderts: immer hatte es doch die für seine Bildung überhaupt fundamentale Eigenschaft beibehalten, auf dem Scheidungsbegriffe des Berufes zu beruhen und darum nach Berufen in Klassen zu zerfallen.

Von solchen Klassen entstand nun zunächst eine neue durch die Entwicklung jenes neuen Handels an der Peripherie des deutschen Wesens wie in gewissen Städten Mitteldeutschlands, von der wir schon gehört haben. Dabei war es natürlich, daß diese Klasse aristokratischen Charakter annahm und sich daher mit den Resten patrizischer Standesbildungen vermischte, die aus dem Mittelalter oder aus dem 16. Jahrhundert noch in die Gegenwart hineinragten: so erscheinen z. B. in den Leipziger Kleiderordnungen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als „vornehmste" die Ratsgeschlechter und die wichtigsten Kaufleute, „welche an ausländischen Orten in grosso handeln und Wechsel schließen"; unter ihnen stehen als zweite Schicht die anderen Handelsleute, Kramer und vornehmen Bürger, als dritte die gemeinen Kramer und anderen Bürger, als vierte die Handwerksleute und endlich als fünfte die Trödel-, Klöppel- und andere Mägde und Dienstboten.

Indem sich nun aber eine solche neue Schicht aristokratischen Bürgertums wenigstens in einer Anzahl deutscher Städte heraushob, erwies sie sich doch als noch nicht stark genug, ihre Lebensideale in einer besonderen Kultur der äußeren Lebenshaltung auszugestalten. War das doch, gegen-

über dem Anwachsen der fürstlichen und adligen Tendenzen des 17. Jahrhunderts, selbst nicht einmal den Niederländern gelungen. Der alte Frans Hals, der achtzigjährig im Haarlemer Spittel starb, dieser vielleicht bezeichnendste Vertreter der gut bürgerlichen Zeit der Niederlande, man könnte sagen des merry old Holland, hat noch mit ansehen können, wie auf das edel demokratische Wesen des Bürgertums Philisterei und auf diese Philisterei höfisches Dasein folgte, wie in der Malerei der geleckte Dou und der Salonheld Frans van Mieris emporkamen, und wie auf der Bühne, die früher Brederoos vergnügliche Volksstücke einnahmen, die erhabenen Schicksale durchlauchtiger Personen gefeiert wurden. Was aber gar Flandern und das vlamische Land überhaupt betraf, so war schon Rubens ein Hofmann durch und durch gewesen und hatte van Dyck es als eine hohe Ehre empfunden, wenn Karl I. von England die Füße unter seinen Speisetisch streckte, während Tizian noch nicht mit der Wimper gezuckt hatte, als Karl V. ihm den Pinsel aufhob. Und da hätten die deutschen Anfänge eines neuen bürgerlichen Patriziates eine eigene Lebenshaltung entwickeln sollen?

Wir sehen, wie in Leipzig die schon genannten „Vornehmsten", die Ratspersonen und ihre Anverwandten wie die „Edlen von der Kaufmannschaft", in Prunkwaffen gleich dem Adel einherstolzieren, wie sie sich adlig tragen und wie sie die adlige Erziehung von Hofmeistern genießen, deren Wesen Neukirch in den hübschen Versen geschildert hat:

Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
Das, was der Spanier und der Toskaner sagt,
Und was der Brite spricht und der Franzose fragt,
Bis auf den Grund versteht, geübt, nach Kunst zu singen,
Mit Fechtern umzugehen, nach der Kadenz zu springen,
Bei fremden Wirten sich durch Witz bekannt gemacht
Und sieben Grafen schon halb durch die Welt gebracht.

Es sind Anforderungen, deren erzieherische Erfüllung noch in der Person des Goetheschen Wilhelm Meister in letzten Reflexen durchblickt. Von ihnen aus gestaltete sich dann das

Leben dieser bürgerlichen Aristokratie zunächst äußerlich fast ganz höfisch. Trugen ältere Leute, die im Anfange der Bildung der neuen Klasse, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten, noch das bürgerliche Schwarz und verwandte Farben früherer Zeiten, so wurde die Jugend schon damals adlig farbenfroh und langte über Mausefarben, Altgold und Graubraun schon bei der Farbe der Pfirsichblüte, bei einem hellen Krapprot und einer Art von auffallendem russischem Grün an. Dazu kam die Perücke auf, um Gewicht und Würde zu geben; schließlich trugen sie sogar Gymnasiasten, und im Jahre 1707 wurde die Frage, ob sie für Prediger zulässig sei, einer einschneidenden „wissenschaftlichen Untersuchung" unterworfen. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts näherte sich dann die Tracht dieser Kreise unter dem französischen Einfluß von Régence und Rococo immer mehr der der Frau: Sammet und Seide in allen Farben; Spitzen als Halsschmuck und als Manschetten; Stickereien in Gold, Silber, Seide; goldene Spangen, goldene mit Edelsteinen besetzte Knöpfe usw. Es war eine echte Höflingstracht: denn sie herstellen zu lassen und zu tragen kostete reichlich Zeit. Zugleich aber schritt damit die Individualisierung der Tracht fort, ein Vorgang, der sich, wie stets, nicht ohne Ärgernis erregende Dinge vollzog: schamlos entblößte Brüste, lächerliche Schminke und Schminkpflästerchen, Ringe „im Werte von 50 Talern auch bei Bürgerlichen".

Und nun färbte die neue Tracht, immerhin mit einigen speziell bürgerlichen Beigaben, gleichsam auch auf die Menschen ab: Jagd und Sport des 17. Jahrhunderts schlafen ein, die kostbare Toilette zwingt zu bisher unbekannten Rücksichten auf Wind und Wetter, man bewegt sich in Sänften und vergoldeten „Karreten" über schattige Straßen, lebt im Sommer in der Nähe der Stadt in kühlen Landhäusern, die ein Verhältnis zur Natur nur noch auf dem Wege einer zimperlichen Blumenpflege gestatten: wird selbst in Gottes freier Welt ein Zimmerbewohner. Und dem entspricht dann das blasse Gesicht, das bartlose Kinn mit seinem weichen fetten Fleisch und welke,

zarte Muskeln, die den Gesichtsausdruck nur mühsam regieren; etwas Altjungferliches liegt über der ganzen Figur, das durch immer häufiger werdende Beleibtheit nicht eben gehoben wird.

Die ausgesprochenen Vertreter des neuen Standes aber zeigen den gleichen läßlich-höfischen Charakter auch in ihren Kunstneigungen; statt hoher Kunst begünstigt man das Kunstgewerbe; das Bildnis, das fast allein mit Entschiedenheit gepflegt wird, wird repräsentativ: halbe oder ganze Figur vor seidenem Vorhang und neben antikem Säulenstumpf mit imperatorischer Geste, die Kinder ganz nach der Art der Alten, Mädchen in zartem Alter ausgeschnitten und in Stöckelschuhen, die den Gang knebeln. Im übrigen wird mehr auf Kunstpflege des Körpers als Pflege freier Kunst gegeben; und neben dem Maler und Bildhauer spielen Tanzlehrer und Perückenmacher eine beträchtliche Rolle. In Leipzig speziell, dem „Klein-Paris" und vielleicht ausgesprochensten Mittelpunkte dieser neuen bürgerlichen Kultur, trug der unter Monsieur Beauchamps in Paris gebildete Tanzmeister Pasch vieles zu „Civilität und galanter Conduite" bei; in einem seinerzeit berühmten Werke hat er seine Kunst nach den „Grundsätzen der Philosophie und Mathematik" entwickelt.

Beobachtet man tiefer, so sieht man freilich, wie diese nachgeahmte Gesellschaftskultur das neue bürgerliche Leben, das unter ihm sproßte, mit einem wunderlichen Konventionalismus überdeckte und dadurch im Grunde an seiner vollsten Entfaltung hinderte. Nichts ist in dieser Hinsicht mehr symptomatisch als das Bildnis: immer wieder dasselbe anerzogene, wohlanständig-stereotype Lächeln der Höflichkeit, und erst hinter ihm, nur halb zum Vorschein kommend, der Mensch. Und nichts ist weiterhin grundsätzlich vielleicht bezeichnender als etwas, was man die Maskerade der feinen Unsittlichen dieser Zeit nennen könnte: affektierte Sittsamkeit; geckenhafte Tugend; Verwechslung von Sitte und Sittlichkeit zugunsten der Sitte; Pedantismus, dessen man sich mit Affektation schämt; sexuelle Freiheit unter strengster Wahrung eines ehrbaren Äußern.

Natürlich war ein solches Zwitterwesen sozialer Bildung

zu verhältnismäßig frühem Untergange bestimmt; und schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts konnte das Verdikt gefällt werden, es sei während seiner Entwicklung eigentlich nichts mehr und nichts weniger verloren gegangen als die Sprache des Herzens.

Dennoch würde man die Vorgeschichte der höheren Kultur des 18. Jahrhunderts ohne eingehende Kenntnis dieses ersten, wirtschaftlich bereits ganz, gesellschaftlich wenigstens schon halb neueren Zeiten angehörenden Bürgertums schwerlich verstehen können: Straßburg ist die Wiege des Pietismus gewesen, während in den schweizerischen Städten Anfänge der neueren Literatur erwuchsen; Hamburg hatte im 17. Jahrhundert eine nicht zu verachtende bildende Kunst und die erste deutsche Oper; von Leipzig ging die Doppelbewegung der Spenerschen Theologie und der Philosophie des Thomasius aus, während es später die Stadt der literarischen Vorherrschaft Gottscheds war; von Breslau ist Christian Wolff gekommen. Gewiß haben diese Kreise für die bildende Kunst nicht getan, was sie zu leisten vermocht hätten; in Leipzig wird noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein kleines wanderndes Wachsfigurenkabinett von den „vornehmsten Personen" aufgesucht, während schon ein Moucheron bei Michelangelo die Gruppe der Maria mit dem Kinde bestellt hatte, die heute über seinem Grabe in der Liebfrauenkirche zu Brügge thront. Aber selbst auf diesem Gebiete soll die Basler und Leipziger Architektur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sollen die bürgerlichen Gemäldegallerien und Kuriositätenkabinette der Zeit nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Literarisch aber ist dies Bürgertum ohne Zweifel der soziale Träger der letzten Vorerscheinungen des Subjektivismus gewesen, wie sie in der Dichtung der Brockes und Hagedorn, der Gottsched und Gellert, der Bodmer und Breitinger schon früher geschildert worden sind[1].

Aber auch sozialgeschichtlich und verfassungsgeschichtlich

[1] S. Bd. VII 1, S. 282 ff.

wird an dem Stande gar manches zu rühmen sein, wenn wir einmal eingehendere Forschungen über das deutsche Städtewesen des 17. und 18. Jahrhunderts besitzen werden. Und jedenfalls endet sein Leben seit spätestens der Mitte des 18. Jahrhunderts in einer breiten und behaglichen Fürsorge für das Wohl der seiner Leitung anvertrauten Städte in jeglicher Richtung. Da sieht man philanthropische Neigungen auf dem Gebiete des Armenwesens erwachen, da wird den Fragen der öffentlichen Erziehung und des städtischen Unterrichts Gehör gegeben, da treten Gedanken der Stadtverschönerung auf: kein Problem fast der modernen Stadtwirtschaft und Großstadtkultur, das in seinen Anfängen nicht bis in diese Zeit zurückreichte.

Freilich: es war mehr das Ausleben einer bald reifen, ja rasch überreifen Kultur wenn auch schon eines neuen Zeitalters, als der urwüchsige Übergang zu völlig Neuem. Für Leipzig bezeugt eine ganze Literatur von Pamphleten, wie „Leipzig im Profil", „Leipzig im Taumel", „Leipziger Allerlei", den frühen Verfall; nicht ohne Grund spricht Goethe schon im Jahre 1768 von dem „verfluchten Leipzig", wo ein junger Mann „wegbrennt wie eine Pechfackel"; und auch für andere Städte des aristokratischen Bürgertums könnte von ähnlichen Pamphleten und Äußerungen berichtet werden. Um 1780 aber bildeten Leute, welche dieser frühesten bürgerlich-subjektivistischen Kultur noch anhingen, schon ein Kuriosum: „die duftenden, zarten, in Wonne zerfließenden Herrchen, die Hände in Handschuh versteckt, um sie vor der Luft zu bewahren, den Leib in eine Schnürbrust gezwungen, mit reich gestickter Weste und Atlashosen, mit zierlichem Toupet und gekräuselten Locken, in der Hand ein Chapeau-bas-Hütchen": ihre Zeit war vorüber.

Der Periode des aristokratischen Bürgertums war damals schon längst, in leisen von unten her aufsteigenden Anfängen, das Emporkommen eines mittleren Bürgertums gefolgt; um 1770 und 1780 stand es gefestigt da und übernahm, wenn nicht schon voll die wirtschaftliche, so doch die geistige Führung

der Nation. Und auch gesellschaftlich machte es sich bereits stark bemerklich. Mit Mitte des 18. Jahrhunderts wird die Tracht einfacher; Ende des Jahrhunderts wird die Seide der Männerkleidung durch Tuch abgelöst; der Rock, der anfangs noch farbig, hellgrün und hellblau, geblieben war und sich noch mit bunten seidenen Westen vertragen hatte, wird immer dunkler: dunkelblau, dunkelgrün, dunkelbraun: bis er, völlig freilich erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts und somit im Anfange der zweiten Periode des Subjektivismus, in nichts als Schattierungen von grau und schwarz übergeht und bei vorgeschrittenem Alter nicht einmal mehr den Schmuck einer buntfarbigen Halsbinde zuläßt. Es ist ein Verlauf, der sich, wenn gleich minder scharf, auch in der Geschichte der Frauentracht verfolgen läßt; und schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts war auch hier der Umschwung deutlich und die Vorliebe für die Modeideale des Mittelstandes entschieden. „Entweder einen nachlässigen Flor über das Haar gebreitet oder unter einem leichten Hütchen die wallenden Locken und das gewundene Haar versteckt, wer sähe das nicht lieber statt eines Drahtgerüstes oder der Nachahmung von unermeßlichen Felsen oder des Prahlens mit geborgtem Haar oder der Verbreitung des verworrenen, gesalbten und gefärbten Haares über die Stirne bis an die Augenbrauen? Gegenwärtig umwindet man das Haar oder den Hut mit Moos, aus dem Blümchen hervorsprossen". Dabei sah man hier und da selbst schon ein „vornehmes Frauenzimmer", das keinen Reifrock und Schuhe ohne Absätze und so geräumig trug, daß der Fuß ohne Zwang darin Platz hatte.

Es waren Symbole von tiefer greifenden Änderungen. Gleichzeitig verschwanden die üppig prunkenden Rokokorahmen der Porträts mit ihren reichen Schnitzformen, ihrer Ornamentik und ihrer Vergoldung, und aus dem Bilde schauten nicht mehr Männer in pomphafter Berufsstellung oder Schäfertracht oder Frauen in dem mythologischen Kostüm einer Diana, Aurora oder vielleicht gar Venus heraus, sondern sahen ernste Gestalten meist nur im Brustbild herab; der Kopf trat in den Vordergrund,

und die Intimität des geistigen Daseins und des Charakters wurde zum ersten Gegenstande malerischen Ausdrucks, wenn deren volle Wiedergabe auch erst mit dem Realismus der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts erreicht wurde.

Mit dem Emporkommen dieses Mittelstandes zeigen sich nun aber zugleich auch die frühesten Eigenschaften eines neuen Seelenlebens: Eigenschaften vor allem, wie die Zeit selbst es zusammengefaßt haben würde, des Herzens. Die Sitten erhalten den Grundzug des Einfachen unter einer deutlichen Abneigung gegen jedes Zeremoniell, der Sinn für das Natürliche überhaupt tritt hervor und äußert sich auch schon in leisen Wünschen einer spezifisch nationalen Bildung, zum Beispiel in einem gewissen Eifer für die Reinheit der Sprache; das sittliche Gefühl erhält eine merkbare Verstärkung und einen Zug zum Idealen, und dem Gefühlsleben wird stark und in vielen Kreisen bald unbedingt gehuldigt.

Wie aber waren nun diese sozialen Regungen eines neuen Mittelstandes mit dem Berufs- und Wirtschaftsleben verknüpft? Vor allem waren die Städte der Standort der neuen Bewegung. Und hier läßt sich wiederum von den größeren Städten sagen, daß für die neue Bildung der Unterschied zwischen Regierenden und Regierten, wie er auch im bloßen Bereiche der bürgerlichen Klassen des 18. Jahrhunderts stark hervortrat, vielleicht am ehesten eine zunächst freilich noch unbestimmte Abgrenzung erlaubt: die neue Gesellschaft bestand im allgemeinen aus den höheren Schichten der Regierten. Damit trafen sich in ihr der kleinere Rentner, der bessere Handwerker und vor allem der mittlere Kaufmann und endlich der mittlere Beamte, wie auch der Gelehrte mittleren Standes: in dieser Richtung hat Abbt einmal die große, die gelehrte und die geschäftliche Welt unterschieden. Charakteristisch ist dabei das verhältnismäßig starke Hervortreten der Beamten und Gelehrten. Man muß sich da erinnern, daß alle Zeiten eines Absolutismus auch in den Städten von Beamtenschaft zu strotzen pflegen; innerhalb der deutschen Entwicklung speziell des 16. bis 18. Jahrhunderts machte zum Beispiel in Heidel-

berg die Menge der Personen, die Besoldung erhielt, schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts etwa ein Viertel aller Steuerzahler aus, und für Leipzig versichert man gegen Schluß der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die Zahl der Subalternen sei beträchtlich, und alle Geschäfte würden noch gut besorgt werden können, wenn das Korps der Schreiber um ein Dritteil verringert würde. Nicht minder zahlreich aber waren die Gelehrten; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es geradezu zu einer Überfüllung dieses Standes, insbesondere des theologischen Berufes, und Basedow klagte in seinem Methodenbuch, die Menge untüchtiger und besonders armer Gelehrter sei eines der größten Hindernisse der öffentlichen Glückseligkeit. Freilich: würde ohne diese Überfüllung das geistige Leben der Zeit den Umschwung sondergleichen genommen haben, den wir kennen lernen werden? Vor allem das evangelische Pfarr- und Schulhaus ist an diesem Aufschwunge in hohem Grade beteiligt gewesen: und man kann in gewissem Sinne keinen Zufall darin sehen, daß in Klopstock der Sohn eines Pfarrers bei seinem Abschied aus einer protestantischen Klosterschule den Plan jenes Gedichtes entwickelte, das den Anfang der klassischen Literatur des Subjektivismus bezeichnet hat.

Die an Zahl aber immerhin weit überwiegenden wirtschaftlichen Klassen des Mittelstandes fanden sich wenigstens in größeren Städten mit diesen Elementen leicht zusammen. Mochten ihre Angehörigen auch nicht stets, gleich Hans Sachs seligen Gedächtnisses, eine Lateinschule besucht und das Quadrivium durchgemacht haben: immer standen sie doch gelehrten Studien nicht ganz fern, und die Gleichheit der äußeren Lebenshaltung tat ein übriges, sie dem mittleren Beamten- und Gelehrtentum zu verbinden.

Mit diesen Kreisen fühlten aber auch gewisse, an Individuen nicht eben zahlreiche Gruppen der kleinen Städte. Denn gewiß waren diese Städte der Hauptsache nach noch wesentlich agrarischen Charakters: der Ackerbürger herrschte in ihnen, der Handel war der Hauptsache nach Kleinhandel, der Hand-

werker lieferte für den Kunden, und der Wert des beweglichen Besitzes mag schwerlich mehr als ein Viertel des unbeweglichen betragen haben. Dennoch aber lebten in dieser Kleinwelt fast überall geistig bewegte Elemente, der Pfarrer, der Apotheker, der Richter, auch wohl der Bürgermeister: Elemente, die Goethes Hermann und Dorothea in einem konkreten Falle zwar nicht vollständig, in der gegebenen Auswahl aber mit unübertrefflicher Treue gezeichnet hat.

Diese ganze Masse setzte sich nun seit spätestens etwa 1740 in Bewegung. Nur schwer ist dabei ihr sozialer Fortschritt im einzelnen zu verfolgen; unmerklich für uns schreitet sie und doch wuchtig vorwärts, so wie Gletscher fließen. Denn sie hat noch keine Zeit, Denkwürdigkeiten zu hinterlassen; ihr Leben heißt Arbeit, und so bleibt sie geschichtslos, wie einstmals die Anfänge der Karlinge oder der Ottonen oder die ersten Zeiten des frühmittelalterlichen Bürgertums fast geschichtslos geblieben sind. Aber wenn von irgendeiner Gemeinschaft der deutschen Geschichte, so gilt von ihr, daß man sie an ihren Früchten erkennen soll. Goethes Urgroßvater ist Hufschmied gewesen, sein Großvater Schneider, dann Wirt mit schon etwas höfisch-bürgerlichen Manieren, sein Vater, wieder mehr kleinbürgerlich gesinnt, war kaiserlicher Rat und heiratete eine Tochter aus der bürgerlichen Aristokratie: nur nebenher aus dem alten vornehmen Bürgertum, der Hauptsache nach von Ahnen des Mittelstandes kam der Dichter her. Schillers Vater war Wundarzt, später Major; sein Großvater, Urgroßvater, Ururgroßvater sind Bäcker gewesen. Und gleichen sozialen Ursprungs waren, in bald naher und nächster, bald fernerer Beziehung zu Handwerk und mittlerem Beamtentum: Schubart, Bürger; Winckelmann, Heyne; Herder, Kant; Friedrich August Wolf, Fichte und tausend andere. Aber noch stärker als die bloße Mitgift des Blutes und der sozialen Haltung erwies sich in diesen Kreisen die gleiche geistige Mitgift: die Richtung auf das Große fernab von kleinlichen Forderungen des Tages, der Zug zum Unbedingten einer neuen Zeit, das enthusiastische Streben nach unbekannten Idealen.

Wie wurde nun alles dies dem neuen Mittelstande, wie wurde auch schon dem aristokratischen Bürgertum der Übergangszeit neben aller Nachahmung höfischer Kultur sein besonderer Sinn für Musik und Dichtung, seine Neigung zum Genießen und Schaffen höherer geistiger Werte überhaupt vermittelt? Wir stehen hier vor einer der einschneidendsten Fragen der deutschen geschichtlichen Entwicklung überhaupt.

Schon in der Zeit selbst ist sie gelegentlich erörtert worden. In letzte Tiefen vordringend hat sie, so scheint es, nur einer beantwortet: Kant. In seiner Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784)[1] heißt es: „Bürgerliche Freiheit kann jetzt auch nicht sehr wohl angetastet werden, ohne den Nachteil davon in allen Gewerben, vornehmlich dem Handel, dadurch aber auch die Abnahme der Kräfte des Staates im äußeren Verhältnisse, zu fühlen. Diese Freiheit geht aber allmählich weiter. Wenn man den Bürger hindert, seine Wohlfahrt auf alle ihm selbst beliebige Art, die nur mit der Freiheit anderer zusammen bestehen kann, zu suchen, so hemmt man die Lebhaftigkeit des durchgängigen Betriebes, und hiermit wiederum die Kräfte des Ganzen. Daher wird die persönliche Einschränkung in seinem Tun und Lassen immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion nachgegeben; und so entspringt allmählich, mit unterlaufendem Wahne und Grillen, Aufklärung, als ein großes Gut, welches das menschliche Geschlecht sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vorteil verstehen."

Was Kant an dieser Stelle Aufklärung nennt, ist nicht das aufklärerische Geistesleben des ausgehenden Individualismus, sondern vielmehr der erste sich regende Hauch des neuen Seelenlebens: ist der Anfang des Subjektivismus. Und ihn leitet nun der Philosoph aus dem steigenden Umtriebe der modernen bürgerlichen Betätigung her: einen unmittelbaren

[1] Werke (Rosenkranz und Schubert) Bd. 7, 331.

Zusammenhang sieht er zwischen sich wandelndem Seelenleben und sich wandelnder Form der Wirtschaft.

Es ist kein Zweifel, daß er damit richtig beobachtet hat. So wenig hoch die Wogen der ersten Periode des Unternehmertums gegangen sind, so selten auf ihren Bergen jene weißen Schaumkämme erscheinen, die selbst dem oberflächlichsten Zuschauer das Phänomen der Bewegung bezeugen: so kräftig war doch der ihnen zugrunde liegende Anstoß und um so nachhaltiger ihr Anprall und ihre Wirkung. Denn nicht diejenigen Bewegungen des Wassers, die am sichtbarsten sind, bezeichnen zugleich immer seine gewaltigste Kraft: in den tiefen Wassern des Stillen Ozeans z. B. verläuft die Woge flach, und erst wo sie Widerstand findet, zeigt sich die ungeheuere Wucht ihrer Bewegung in auflodernden Zerstäuben.

Der Kulturgeschichte der Gegenwart ist es weniger schwer, als den Zeiten Kants, die Wirkungen eines neuen Wirtschaftslebens auf das Seelenleben der Hauptsache nach zu analysieren, selbst wenn sie im 18. Jahrhundert weit langsamer wirkend auftraten als zu jüngeren Zeiten, in der zweiten Periode des Wirtschaftslebens der Unternehmung.

Zunächst führte ein freierer Verkehr jedem Bedürfnisse das entsprechende Gut und jedes Gut dem entsprechenden Bedürfnisse weit sicherer, rascher und aus größerer Ferne zu. Es war ein Vorgang, in dessen auf Wechselwirkungen beruhendem Verlaufe sich die Zahl der Bedürfnisse wie die Höhe des Verkehrs und der Produktion beständig steigerte. Damit wurde die produktive Arbeit wie der Handel der Schranken immer mehr ledig, die lokale Nachfrage und begrenzter Bedarf gezogen hatten: neben das Ideal der Qualität trat für sie, immer mehr alles beherrschend, das Ziel möglichst quantitativer Erzeugung und quantitativen Vertriebes.

Es war ein Vorgang, der an sich schon die Spannung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung immer mehr vergrößerte und darum eine immer höhere Steigerung der Verstandes- und Willenskräfte zu deren Überbrückung hervorrief. Außerdem aber lief er, beim Aufsuchen immer ent-

fernterer Absatzgelegenheiten, auf die Überbrückung immer größerer Erdenräume hinaus und vermittelte von diesen her immer stärker vermehrte Summen frischer Reize, die dann zu neuen Vorstellungskreisen, und bei der Entwicklung dieser zur Auslösung bisher unbekannter Arten seelischer Affekte führen mußten. Es ist ein Vorgang, der schon bei stärkerer Raumbezwingung auf europäischem Boden eintrat, sobald sich, im Verlaufe der Handelsgeschichte des 17. Jahrhunderts, die bisher mehr getrennten Handelsgebiete des deutschen Südens und Nordens zu vermischen und über sie hinweg starke Wege eines mitteldeutschen Handels zu bilden begannen. Denn schon damit entstand ein lebhafterer Reiseverkehr; eine Reiseliteratur kam auf, und die Welt gesehen zu haben gehörte von nun ab zu den ersten Anforderungen, die auch an den bürgerlichen Kavalier gestellt wurden. Welcher Fortschritt aber von diesem immerhin noch begrenzten Horizonte bis zu den Möglichkeiten, welche schon die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erfüllt sah! Das war die Zeit, in der über die Reisebeschreibungen früherer Menschenalter hinweg die wissenschaftliche Geographie und in ihr Bücher wie Büschings Neue Erdbeschreibung entstanden, in der an die Stelle der abenteuerlichen und kuriosen Auslandsreisen der Vorzeit die Reise zu wissenschaftlichen Zwecken trat und der gelehrte Reisebericht eines Pallas, Georg Forster und Carsten Niebuhr.

Wie der Raum, so wurde von dem langsam erwachenden neuen Wirtschaftsleben aber gleichsam auch die Zeit überbrückt. Gewiß erscheinen uns die Menschen des 18. Jahrhunderts noch in einem überaus behaglichen Tempo des Lebens: sie arbeiten läßlich, sie bedürfen noch erst selten der Erholung von Überarbeitung in häufigen und längeren Ferien: gleichmäßiger fließt noch der Strom des Lebens dahin. Dennoch: in welchem Fortschritte der Zeitabkürzung befand man sich bereits gegenüber dem 17. Jahrhundert mit seinen vielfach nur acht- und vierzehntägigen Postverbindungen, seinen schlechten Straßen, seinem Mangel an fast jeder genügenden Personenbeförderung! Schon wurde Zeit langsam zu Geld; und langlebige und zu-

gleich scharfe Beobachter, wie Goethe, sind sich des Wechsels wohl bewußt gewesen. Auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens im besonderen aber mußte schon die Tatsache des Unternehmens an sich, weil den Beruf des Händlers und des Produzenten vereinigend, zu einem rascheren Zeitmaße der Beschäftigung führen: wie sie zugleich eine ebenso reich gegliederte wie eben dadurch höchst freie Tätigkeit mit sich brachte.

Wurde durch all diese Vorgänge schon die Einzelpersönlichkeit ganz anders als je vorher angeregt, auf eigene Füße gestellt und neuen Idealen des Lebens entgegengeführt, so trug die steigende Wohlhabenheit zugleich dazu bei, daß sie diese neue Lage nun auch nutzen konnte. Inwiefern dies zunächst konsumtiv geschah, läßt sich aus dem raschen Steigen der Zahl der allgemeinen Genußmittel erkennen: es ist die Zeit des zunehmenden Alkoholgenusses, namentlich der Liköre, trotz aller Zimperlichkeit des Rokokos; es sind die Jahre der Einführung des Kaffee- und später des Teegenusses, der sich freilich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf die Küstengegenden der Nordsee beschränkte, die Jahre auch steigender Salonfähigkeit, wenn nicht schon des Rauchens, so doch des Schnupfens[1].

Die entschiedenste Freiheit des einzelnen freilich wurde, wie sie wirtschaftlichen Vorgängen verdankt wurde, so schließlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete gewonnen. Die Persönlichkeit begann sich hier loszulösen von allen noch bestehenden Bindungen früherer Zeit, selbst von der der Familie: als Trägerin eigener Wirtschaftskraft trat sie hervor: die Anfänge des modernen Kreditbegriffes, als des Inbegriffes der wirtschaftlichen Potenz eines Einzelnen, begannen sich zu entwickeln. Und indem dies geschah, wurde der wirtschaftliche Egoismus der Fesseln, die ihn bisher aus dem Seelenleben des Einzelnen wie aus den Einwirkungen des Staates her ge-

[1] Rauchen und Schnupfen verbreitet sich schon im Laufe der zwei letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts durch alle Stände. Anbau des Tabaks seit ca. 1660 im oberen Elsaß, in der Grafschaft Hanau, im Bistum Speier, in Baden und im Breisgau, um Magdeburg und Halle, in Thüringen, Brandenburg und Schlesien. Falke 2, 355.

bunden hatten, los und ledig: und das Prinzip des freien wirtschaftlichen Wettbewerbes aller ergab sich als die eigentliche wirtschaftliche Lösung des neuen Zeitalters.

Freilich: in der Frühzeit, in der sich unsere Erzählung zunächst bewegt und bei der sie noch auf lange verweilen wird, leuchtete dieser Grundsatz erst leise anglühend aus den Wandlungen des fortschreitenden Wirtschaftslebens hervor: noch fehlte ihm jeder mammonistische Zug, noch galt bloßes Streben nach Gewinn als voller Lebensinhalt für gemein und verächtlich. Es war ein Zustand, der noch die Amalgamierung der bisher geschilderten sozialen und seelischen Entwicklung mit einer sehr merkwürdigen anderen Erscheinung der gleichen Zeit gestattete: mit der Entstehung und Entwicklung einer allgemeinen nationalen Bildung.

2. In einem Aufsatze Laskers über Halbbildung findet sich der Satz: „Die Aufgabe der Erziehung ist, auf alle denkbaren Lagen vorzubereiten; auf sie eingerichtet sein, ist der Inhalt der Bildung." Und Schmoller bemerkt in seinem Buche über das Kleingewerbe, für die Lösung der sozialen Übel des 19. Jahrhunderts sei der Besitz längst nicht so wichtig, wie die persönlichen Eigenschaften. Die Hauptsache sei die geistige und technische Hebung des Arbeiter- und Handwerkerstandes, seine Erziehung zu anderen gesellschaftlichen Gewohnheiten, zu anderen häuslichen Sitten, zu einem weiteren Blicke, zu höherer technischer Bildung: bei der Rechts- und Staatsverfassung der Zeit seien alle sozialen Gegensätze zunächst Bildungsgegensätze.

Es sind zwei Urteile aus der Zeit, da die Unterscheidung der Volksgenossen in Gebildete und Ungebildete vielleicht am entschiedensten durchgeführt war: aus den Endjahren der ersten Periode des Subjektivismus, aus der Blütezeit des konsequenten politischen Liberalismus. Man sieht: damals wurde unter Bildung im weitesten Sinne genügende persönliche Vorbereitung für ein erfolgreiches Leben in subjektivistischer Zeit verstanden, wobei diese Vorbereitung als eine doch wesentliche intellektualistische gedacht war.

Heutzutage, in Zeiten, da der Gegensatz von Bildung und Unbildung die umfassende Bedeutung der sechziger bis achtziger Jahre, wenn nicht der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überhaupt zu verlieren beginnt, gilt als Merkmal des Gebildeten entweder der Besitz einer bestimmten geistigen Ausbildung vornehmlich verstandesmäßiger Art, oder der Begriff wird gar nur auf wirtschaftlich-soziale Motive bezogen: so sieht z. B. Paulsen das entscheidende Kennzeichen des Gebildeten darin, „ob einer selbst mit der Hand arbeitet oder andere anweist, für ihn zu arbeiten". Mit der ersten dieser beiden Auffassungen ist das Wort, eine in der Geschichte des Verfalls der Begriffe häufige Erscheinung, nach einer übermächtigen Ausdehnung seines Sinnes dem nächsten, äußeren Eindrucke nach zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgekehrt. Denn als gebildet galt ursprünglich, wer mit starker Verstandesdurchbildung, so, wie sie etwa der vollständige Unterricht einer Mittelschule, insbesondere aber eines Gymnasiums gewährte, eine gewisse Bildung des Herzens, das, was man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Humanität zu nennen begann, verband.

Dieses Wesen der Bildung ergibt schon, daß sie ihre Entstehung noch dem ausgehenden Rationalismus, ihre volle Entfaltung aber erst dem frühesten Emporblühen des Subjektivismus verdankte; um 1800 konnte sie als voll entwickelt gelten; und das Wort „volkstümlich", das der Turnvater Jahn aufbrachte, stand zu ihr schon in einem gewissen Gegensatz.

Behält man diese Zusammenhänge im Auge, so erscheint es als selbstverständlich, daß die Entwicklung der Bildung mit der Übertragung der höchsten speziell verstandesmäßigen Kultur des ausgehenden Individualismus in breite Schichten der Nation begann. Hierzu aber war die Übertragung dieser Kultur, die sich noch durchweg des Lateinischen und dazu nicht selten auch einer ungewöhnlichen Masse von Kunstausdrücken bediente, in gemeinfaßliches Deutsch die erste Voraussetzung. An der Zunahme der deutsch geschriebenen Bücher wird man mithin bis zu einem gewissen Grade ihre Entstehung und ihren Sieg ver-

folgen können. Und da bedeutet nun das Jahr 1681 einen wichtigen Abschnitt. Während ein Jahrhundert vorher, im Jahre 1570, noch siebzig Prozent aller in Deutschland gedruckten Bücher lateinisch abgefaßt waren, läßt sich in diesem Jahre zum erstenmal ein Übergewicht der deutschen über die lateinischen Bücher feststellen: freilich haben im Jahre 1691 noch einmal, aber nun zum letztenmal, die lateinischen Schriften die deutschen überwogen. Im ganzen aber gewinnen die deutschen Bücher nun entschieden den Vorrang; schon im Jahre 1714 haben sie die doppelte Anzahl der lateinischen erreicht. Im Jahre 1730 beträgt dann die lateinisch geschriebene Literatur auf deutschem Boden nur noch dreißig Prozent des Büchermarktes, um von da an, namentlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts reißend abzunehmen: 1754 ist das Verhältnis wie 1 : 4, 1759, 1764, 1772, 1781, 1783, 1787 wie 1 : 5, 6, 7, 8, 9, 10; 1799 ist das Verhältnis auf 1 : 20 gefallen. Dabei hatte gleichzeitig die absolute Höhe der Produktion und auch die Höhe der Auflage des einzelnen Buches mächtig zugenommen; in Leipzig, dem Mittelpunkte des Buchhandels, gab es am Schlusse des 18. Jahrhunderts mehr als 50 Buchhandlungen und waren 18 Buchdruckereien „mit täglich zwischen 70 und 80 Personen" im Gange.

Welche geistige Entwicklung birgt sich nun hinter diesen Daten und Ziffern? Goethe bemerkt einmal in der Schrift zur Farbenlehre: „Dasjenige, wovon das Publikum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studierzimmern der Gelehrten beschäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehen, wenn die Wissenden sich laut davon unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Redigierende, Epitomisierende, Ausziehende, Urteilende, Vorurteilende; die launigen Schriftsteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu tun"; — und er fährt fort: „der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten". Es ist die lebendige Schilderung eines geistigen Vorganges, der in Goethes älteren Tagen noch immer anhielt, während er schon gegen Schluß des 17. Jahrhunderts mit den

Bestrebungen von Thomasius begonnen hatte: die erste Entwicklungsstufe der Bildung popularisierte die Wissenschaften.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung der Wissenschaften zu einem sozialen Ferment, ja ihr teilweise voraus, ging, wie Goethe das auch andeutet, ihre Befreiung von der Herrschaft der Theologie. Diese war schon um 1700 soweit gelungen, daß sich die Folgen, die sich in den Wissenschaften für die einzelnen konkreten Fragen teilweise erst viel später einstellten, in den sittlichen Beziehungen der Gesellschaft zur Wissenschaft geltend zu machen begannen. Man sah jetzt in der Emanzipation der Wissenschaften von der Theologie und in der immer stärkeren Entwicklung eines breiten wissenschaftlichen Interesses Vorgänge, die es gestatteten, sich auf deren Ergebnisse als sichere Errungenschaften der Vernunft auch bei dem vollen Ausbau einer veränderten Weltanschauung zu stützen: die Aufklärung und mit ihr die Popularphilosophie jenseits der Mitte des 18. Jahrhunderts zogen herauf. Und hier war es denn namentlich das schier unerschöpfliche Thema von der Glückseligkeit, das immer und immer wieder angeschlagen wurde: zum Beweise, daß den Menschen dieser Zeit noch immer mehr das Individuum als solches, als das Individuum in seinem sozialen Zusammenhange fesselte.

Schon vorher aber hatte sich eine andere Wendung vollzogen, die schließlich über die Aufklärung weit hinausführte. Indem die Wissenschaft in der Popularisierung praktisch zu werden begann, verlor sie zunächst viel leeren Kram, viel Pedanterie, viel Zunftstolz. Als dann aber der große Hochzeitstag nahte, da sie sich ganz dem Leben vermählen sollte, da begann sie sich teilweise in der Richtung auf heitere Kunst, auf freundliche Impromptus, auf frische Lebensweisheit vorwärts zu strecken: sie wollte belehren, unterhalten, erfreuen: die Periode der sogenannten schönen Wissenschaften brach an; und indem sie zugleich die Zeit einer letzten, gekünstelten, für lehr- und lernbar erachteten Poesie des Rationalismus war, schien es, als ob die ewigen Schranken zwischen Dichtung und Wissenschaft zu fallen bestimmt seien.

Aber es war klar, daß es sich nur um einen Augenblick des Überganges handeln konnte. Und jenseits dieses Augenblickes mußte die in einer jetzt eben aufs wunderbarste anschwellenden Literatur vertretene Bildung einen bisher schon immer stärker, aber noch nicht überwiegend betretenen Weg nun vollends einschlagen: den Weg hinein in die Gefilde der Dichtung. Denn inzwischen waren die Anfänge des subjektivistischen Seelenlebens erwachsen, und feurig belebt, wie jeglicher Beginn eines neuen menschlich großen Schicksals, erschien den vorwärts drängenden Zeitgenossen die Welt zunächst in den poetischen Farben des Enthusiasmus. Und so ging die Bildung der Erwachsenen vornehmlich in Kenntnis und Genuß der neuen Literatur auf: „statt daß sonst nur Phrase, Familienvorfälle und Schwächen der Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt von Schauspielen und anderen Gegenständen der Literatur". Und mit welchem Feuer nahm man das Neue auf! „Ich kann Ihnen nicht beschreiben," teilt Stolberg Bürger mit, „wie sehr Ihre Leonore hier bewundert wird . . . Ich bin mehr als einmal Zeuge gewesen, daß beim Spieltisch die Damen den Almanach aus der Tasche gekriegt und die Leonore laut gelesen haben. Die Karten wurden beiseite gelegt, und von anderen Spieltischen stand man auf und horchte zu." Natürlich, daß auch diese Begeisterung Modesache wurde. Der „Humeur" mancher Dame, die früher nur Bologneserhündchen liebte, legte sich auf literarische Lektüre; und von Leipzig heißt es im Jahre 1799: „Wir lesen alles bei der Erde weg, Wielands Agathon und Gustav Waldmann, Walter von Monberry und den Burgfrieden, den Pächter Martin und den Eulenspiegel, Heidenreichs Erbauungen und die Liaisons dangereuses. Das Höckerweib hinter dem Käsekorb liest sowie die Dame an der Toilette; der Markthelfer macht sich über die Lektüre seines Herrn, sobald jener den Rücken wendet; die Jungmagd holt ihr Buch bei dem Bücherverleiher, Kinder lesen, Greise lesen . . . es ist eine Lesewut in dies Volk gefahren."

Gewiß zeigt dabei das Leipziger Beispiel, daß nicht immer

das Beste gelesen wurde. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß das Ergebnis außerordentlich und schließlich gut war. Ein Strahl des gewaltigen Aufschwunges der Dichtung fiel auch in enge Herzen, das Ideal der Humanität, von dem die Dichtung schließlich durchtränkt war, blieb nicht ohne Frucht; und im Beginne des neuen Jahrhunderts hatte die energische Arbeit dieser Dichtung und dieser Weltanschauung es erreicht, daß auch Handelsangestellte von Fichte für gebildet genug erachtet wurden, um der Darlegung der Grundlagen seiner abstrakten Philosophie bei Auseinandersetzungen im lebendigen Vortrage mit Verständnis zu folgen.

So waren denn die gebildeten Kreise jetzt an erster Stelle die literarischen und philosophischen; eben in diesem Sinne war Gelehrsamkeit und Dichtung zur Bildung geworden; noch fehlten die politischen Akzente; und auch eine ästhetische Bildung der bildenden Kunst, ja teilweise auch der Musik stand nicht im Mittelpunkte der Entwicklung.

Auf literarischem Gebiete aber hatte die jetzt mehr als ein Jahrhundert alte Bewegung geradezu zu den Anfängen einer neuen Standesbildung geführt. Schon gegen Schluß des 17. Jahrhunderts hatte man eingesehen, daß man mit den bisherigen Veröffentlichungsarten der Wissenschaft, mit gelehrten Folianten und den schwerfälligen Bänden etwa der Acta Eruditorum ein Bildungspublikum nicht werde befriedigen können. Und schon begann England, wo verwandte Bewegungen früher verliefen, ein Beispiel zu geben, wie man der Aufgabe besser gerecht werden könne: mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts kamen hier die ersten großen Wochenschriften zur Popularisierung der Wissenschaft auf, der Tatler 1709, der Spectator 1711 und 1713 der Guardian. Es war ein Vorbild, dem auf deutschem Boden bald eifrig nachgelebt wurde; hunderte von Zeitschriften für alle möglichen Leserkreise und Bildungszwecke sind hier schon bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erschienen: und dessen erste Hälfte kann geradezu als eine der bildungshungrigsten unserer Geschichte bezeichnet werden. Daneben trat aber noch eine andere, minder

bekannte Veröffentlichungsweise der nun schon „anmutigen" Gelehrsamkeit: die in Sammelwerken, in Bassins gleichsam, in denen in meist schon gefälliger Form dargeboten wurde, was aus den erweiterten Gebieten der verschiedenen Wissenschaften als allgemeines Interesse darbietend zusammenfloß. So erzählt Gottsched in der Vorrede zu seinem Handlexikon der schönen Wissenschaften und freien Künste: „ein Staats- und Zeitungslexikon, ein Natur-, Kunst- und Bergwerkslexikon, ein Lexikon aller Wissenschaften und Künste wurden bald durch ein Gelehrtenlexikon und ein Frauenzimmerlexikon abgelöst. Ein Realschullexikon bekam bald ein Antiquitätslexikon und dieses ein Heiligenlexikon zum Nachfolger; und daß auf das geographische auch ein Handelslexikon, ja mitten unter allen auch ein mathematisches, ein philosophisches und so manches theologische und juristische Reallexikon ans Licht getreten, wird gleichfalls vielen noch in frischem Andenken ruhen. Endlich können auch das große historische Lexikon, das noch größere Universallexikon nebst dem Bayleschen Wörterbuche und das Adelslexikon hier unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden." Es war eine Bewegung, die schon damals die Klage der „Pedanten" gegen Halbbildung hervorrief. Aber das hinderte nicht, daß Männer wie Buddeus, Hübner, Schöttgen, Jablonski, Wolf, Hederich, Mencke und Jöcher ihr Wissen der Bildung suchenden Masse in dieser Form darboten.

Im übrigen ist es verständlich, daß sich mit der Verschiebung des Bildungsideals aus dem Rationalen und Verstandesmäßigen ins Ästhetische und Ethische und schließlich auch Philosophische auch eine Wandlung der Formen vollzog, in denen der neue Bildungsinhalt an das größere Publikum herantrat. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts namentlich zwei Erscheinungen: das Aufkommen der Musenalmanache und verwandter Zeitschriften und das Aufblühen der Leihbibliotheken. Musenalmanache sind nach französischem Muster seit 1770 erschienen; der erste wurde von Boie und Gotter herausgegeben; bald aber hatten die

meisten Landschaften und Städte, in denen man auf „Geschmack" hielt, ihre poetischen Blumenlesen. Viele von ihnen standen freilich auf sehr niedriger Stufe, und nicht wenige gingen nach kurzem Bestehen wieder ein. Und auch solchen von höchster Bedeutung ist das zugestoßen; so ist Schiller nicht bloß mit dem schwäbischen Musenalmanach seiner Jugendzeit gescheitert, auch für seine Horen (1795), das Organ des weimarischen Idealismus, fand sich nicht die genügende Zahl von Abnehmern. Im ganzen wünschte man eben, und bei zunehmender Verbreitung der Bildung in minder hochstehende Schichten um so mehr, auch Hausmannskost, der deshalb Pfeffer und andere starke Gewürze keineswegs fehlten. Die Leihbibliotheken, die namentlich gegen Schluß des Jahrhunderts zugenommen zu haben scheinen, geben in ihren Katalogen von dieser Wandlung beredte Kunde. Von Leipzig hören wir, daß es um diese Zeit zwei sehr große von 6—8000 Bänden gab, die dem Publikum alle neuen und die besten älteren Schriften, Romane, Schauspiele, historische, philosophische, moralische, sogar theologische Werke darboten, nebst allen Journalen, „mit denen unser wertes Vaterland zum großen Nutzen der Wissenschaften gesegnet ist". Dabei liest man nicht, wie zum Teil in kleineren Orten, nur Liebes- und Helden-, Diebes- und Mordgeschichten, Faßmanns Totengespräche und, wenn's hoch kommt, Siegwart, Burgheim und Konsorten. Freilich werden auch empfindsame Romane die Hülle und die Fülle verschlungen, freilich diese und Schauspiele und kleine tändelnde Gedichte mehr als ernstere Schriften gelesen: aber doch kann man auch Mendelssohn und Spalding und Robertson und hundert der besten Schriftsteller in den Händen sogar der Damen erblicken.

Neben dem philosophischen und schöngeistigen Interesse aber erwuchs seit den sechziger Jahren immer mehr auch ein weiteres, so recht der allgemeinen Bildung angehöriges, das nun noch mehr, als Dichtung und Weltanschauung, von der enzyklopädischen Stufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu praktischer Betätigung hinüberführte: das humanitäre, soziale,

politische. Und es fand seinen vollendeten Ausdruck schließlich in einer neuen Art der Zeitung.

Vor Friedrich dem Großen hat es in Deutschland kaum publizistische Organe gegeben, die sich mit Besprechung und Kritik öffentlicher Zustände beschäftigt hätten; es gab nur eine gelehrte staatsrechtliche Literatur. Da gab König Friedrich den beiden Zeitungen Berlins eine größere Freiheit, wenn er auch den reichlichsten Gebrauch von dieser nur in eigener Person machte. Und bald folgten dem allenthalben die „Wochen-" und „Intelligenzblätter", die neben Belehrungen gemeinnützigen Inhaltes sich auch mit Fragen des bürgerlichen und politischen Lebens zu beschäftigen begannen: allen vorweg Mösers prächtige Osnabrückische Intelligenzblätter (1766—82), für Süddeutschland besonders eindringlich die „Deutsche Chronik" des unglücklichen Schubart (von 1774 ab). Und von da an verbreitete und vertiefte sich diese Strömung am Schlusse des Jahrhunderts so, daß man schon von einer nicht unbedeutenden periodischen Presse reden konnte. Göckingk teilt in dem Prospekt zu seinem Journal von und für Deutschland (1784) mit, daß er 217 Zeitungen, Intelligenzblätter und Adreßnachrichten in Deutschland kenne, daß er aber Grund habe zu vermuten, das sei noch nicht die Hälfte aller vorhandenen. Freilich seien viele darunter nur primitive Annonzenblätter.

Bei einer solchen Entwicklung der öffentlichen Presse drängt sich sofort die Frage auf, ob es denn schon einen Journalistenstand gegeben habe. Denkt man dabei an den modernen Journalismus, so ist sie zu verneinen. Doch gab es schon eine Vorstufe des heutigen Standes, die mehr war, als die Stufe des Gelehrtentums des 18. Jahrhunderts, und eben parallel der Entwicklung der allgemeinen Bildung war sie erwachsen: als die des Literatentums kann sie bezeichnet werden.

Die Honorare des Buchhändlers Cotta an Schiller betrugen mehr als 33000 Gulden; er und seine Erben haben im ganzen etwa 275000 Mark Honorar erhalten. Goethe bezog bei seinen Lebzeiten etwa 147500 Reichstaler, rund 450000 Mark Honorar. Es waren in der deutschen Geschichte

beinah völlig neue Vorgänge; das „gebildete Publikum" hätte durch seine Beiträge schon so ziemlich seine beiden größesten Dichter erhalten können.

Die ersten deutschen Schriftsteller, die auf diese Weise von ihren Honoraren zu leben gesucht haben, freilich nicht ohne noch nebenher Hoffnung auf ein fürstliches Jahresgehalt zu setzen, waren Klopstock, Lessing und Wieland: die Helden des ausgehenden Individualismus und des emporblühenden neuen Zeitalters. Denn vor ihnen hat höchstens der wunderliche Philipp von Zesen als freier Literat zu bestehen versucht; und die Berufsdichter noch des 17. Jahrhunderts waren die fürstlichen Pritschmeister und Hofpoeten gewesen. Man durchdringe sich ganz mit der Bedeutung dieser Tatsache. Sie besagt zunächst, daß die Schriftsteller nun dem großen Publikum allein zu dienen beginnen. Wo bleibt jetzt der feierliche Panegyrikus des Humanisten auf das Wohlwollen irgendeines Fürsten oder städtischen Rates, der ihn einmal bei Brote erhalten hat, wo auch die höfische Lobhudelei des 17. Jahrhunderts? Das Buchhändlerhonorar beginnt den Dichter und den Denker zum vollen Herrn erst seines Schaffens zu machen. Und damit ziehen ganz andere literarische Zustände ein: echt literarischer Subjektivismus in gegenseitigem Wettbewerb; stärkstes Cliquenwesen, gegen das selbst das Geschützfeuer der Xenien wenig hilft; Eindringen junger Männer; Überschätzung des Berufes; einseitige Leidenschaft des Schaffens; der „Schriftsteller nach der Mode". Und den Übergang von den alten zu den neuen Zuständen bezeichnet die Diktatur Gottscheds, die durch mehrere Zeitschriften, die „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725), den „Biedermann" und andere ausgeübt wird, sowie der Kampf gegen sie: das ist die kulturgeschichtliche Bedeutung der in der literarischen Personengeschichte des 18. Jahrhunderts so peinlich anmutenden Kämpfe der dreißiger und vierziger Jahre.

Im allgemeinen Verlaufe unserer Erzählung aber hat die Entstehung des Literatenstandes seit 1740 und 1750, so klein

auch noch die Zahl der Personen war, die ihm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörten[1], eine noch höhere Bedeutung: sie beweist, daß das gebildete Publikum der Mäcen des deutschen Geisteslebens zu werden begann, sie zeigt den tiefen Einfluß der Bildung auf die Anfänge des ausgeprägteren Subjektivismus.

Und waren sie denn mit diesen sozialen Beziehungen erschöpft, in denen sie nur besonders deutlich hervortraten? Wer wollte es annehmen. Indem die geistig vorwärts drängenden Schichten der Nation sich mehrere Menschenalter hindurch immer und immer stärker mit all dem Neuen, das Wissenschaft und Weltanschauung, Denken und Dichten boten, von Grund aus erfüllten, unterlagen sie der Zuführung ganz außerordentlicher Mengen neuer Reize: und wurden eben durch diese Zufuhr, die das ganze Seelenleben umbildete, nicht minder wie durch die Reizauslösungen des neuen Wirtschaftslebens voran gedrängt, hinein in die seelischen Zustände eines neuen Zeitalters.

So darf man es sagen: neue Bildung und neues Wirtschaftsleben gemeinsam sind die sozialen und seelischen Voraussetzungen für den Eintritt jener ersten Periode des Subjektivismus gewesen, die seit etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts begann. Und nicht wenige Stellen hat es gegeben, in denen die beiden so verschiedenartigen Einflüsse, die nur in der gemeinsamen Auswirkungsform der neuen Reize zusammentrafen, sich unmittelbar gegenseitig berührten. So kann es z. B. keinem Zweifel unterliegen, daß die Reizmassen, die aus

[1] Schiller schreibt noch 1790: „Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt . . . unvereinbar." Und Athenäum I 2 S. 7 heißt es: „Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man bloß Schriftsteller war. Noch jetzt regt sich dies Vorurteil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beispiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerei ist, je nachdem sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Tugend."

der tatsächlichen räumlichen Erweiterung des Horizontes in Verkehr und Handel hervorgingen, wesentlich durch die weit verbreitete und überaus beliebte Lektüre unzähliger Reisebeschreibungen verstärkt worden sind — z. B. haben Kant und Schiller, die beide nicht viel gereist sind, diese Lektüre in besonderem Maße getrieben und dadurch den Mangel einer direkten Anregung durch Ortsveränderung ausgeglichen, wenn nicht überholt —: und es ist eine Tatsache von charakteristischer Bedeutung, daß seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben den ökonomischen Reisen die besondere Form der wissenschaftlichen Reise aufzutreten begann, in der literarisch-gelehrte Interessen mit solchen der tatsächlichen Raumdurchmessung zusammentrafen.

Wenn aber so neben wirtschaftlichen Faktoren rein geistige Vorgänge glückbringend in die neue Zeit hinübergeführt haben, so ist die Frage von hohem Interesse, in wie weit sich die Wirkung beider Faktoren in derselben sozialen Welt vollzogen haben mag.

Ehe sie beantwortet werden kann, muß freilich betont werden, daß die Entwicklung der neuen Bildung keineswegs in ganz Deutschland gleichmäßig erfolgte. Für Österreich unternahm es Josef II. vergebens, wenigstens in Wien ein literarisches Zentrum zu schaffen, zu welchem Zwecke er u. a. Lessing dorthin zu ziehen versuchte; es gelang ihm ebensowenig, wie dem Kurfürsten Max Joseph in München, dessen Bestrebungen gemeinsam von Klerus und Beamtentum als den „an der Spitze der Nationalignoranz stehenden" Schichten vereitelt wurden. Dabei ist klar, daß es vor allem der Boden des reinen Katholizismus war, der sich für die Aufnahme der neuen Bildung als unfruchtbar erwies, wie er denn auch der Entwicklung des neuen Wirtschaftslebens ungünstig blieb; in Bayern schloß noch das Bürgerliche Gesetzbuch von 1756 jeden Nichtkatholiken von dem Eintritt, insbesondere auch vom Erbrecht in Liegenschaften aus; im Kurfürstentum Trier erhielten Nichtkatholiken erst 1786 das Niederlassungsrecht.

Allein auch die protestantischen Gebiete waren nicht überall

Sitze oder wenigstens frühe Heimstätten der neuen Bildung. In seiner württembergischen Heimat dichtete Schubart:

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Und braun ist mein Gesicht;
Der Sachsenmädchen Gaben
Besitz' ich freilich nicht.

Die können Bücher lesen,
Den Wieland und den Gleim,
Und ihr Gezier und Wesen
Ist süß wie Honigseim.

Und spät noch bedauerte man in den Kreisen der Tübinger Professoren, daß das Land „schöne Geister zu Professoren bekomme, die in Empfindungen zerschmelzen und die Gesellschaften mit Liedern unterhalten".

Im allgemeinen war es in dieser Hinsicht bezeichnend, daß es in dem ganzen Süden und Westen noch gegen Schluß des 18. Jahrhunderts erst einen einzigen großen Buchverlag gab, den von Cotta in Stuttgart. Und auch mit den größeren Sortimentern sah es schlecht aus. „In Südwesten," erzählt Perthes, „befand sich von Wien bis Regensburg — einige Verleger katholisch-asketischer Werke ausgenommen — keine, von Regensburg bis Tyrol nur eine Buchhandlung — in Augsburg. Nürnberg war es, welches den geringen Bedarf dieses großen Landstriches allein befriedigte. In Tübingen und Heidelberg waren blühende Geschäfte; aber der ganze Nordwesten, wo Münster als letzter literarischer Vorposten vorgeschoben war, wurde von Frankfurt a. M. aus spärlich versorgt. Dagegen hatte der Buchhandel im ganzen nordöstlichen Deutschland schon seit geraumer Zeit einen lebhaften Aufschwung genommen." Vergleicht man nun das von Perthes abgegrenzte Gebiet mit dem der Städte, in denen die Entwicklung des geistigen Lebens des 18. Jahrhunderts vor allem stattgefunden hat, mit den Schweizerstädten einerseits, anderseits Hamburg, Leipzig, Berlin, Göttingen, dazu Weimar, Gotha, Meiningen, Darmstadt, Braunschweig, Oldenburg, Eutin und überhaupt Holstein: so bemerkt man leicht, daß die Gebiete literarischer

Produktion und Konsumtion im allgemeinen zusammenfielen, und daß sie doch nicht viel mehr als etwa ein starkes Drittel des deutschen und etwa vier Fünftel des protestantischen Bodens ausmachten.

Und sehr deutlich drängt sich daneben noch eine andere Beobachtung auf: innerhalb dieses Gebietes sind die größeren und mittleren Städte Trägerinnen der Bewegung. Das ist in der Tat das Entscheidende: auf dem einmal gegebenen Boden hat das Bürgertum vor allem die neue Bildung gepflegt: wirtschaftlicher Fortschritt und Aufnahme neuer Bildung fallen, sozial betrachtet, zusammen. Und diese Erscheinung ist in der Tat bis zu dem Grade sicher, daß die wirtschaftliche und soziale Haltung des Bürgertums sich in tausend sekundären Eigenschaften der neuen Bildung widerspiegelt, ja daß man sagen darf, eben der dem Bürgertum des 18. Jahrhunderts eigene Geist des Fortschritts noch ohne allzustarkes Hasten, das festina lente der Städte, die Erscheinung noch reichlicher Mußestunden zu froher Aufnahme geistiger Kost habe dem Aufschwunge der Bildung als gesellschaftliche Grundlage gedient.

Von diesem Bürgertume kam aber für den eigentlichen Übergang zur neuen Zeit nicht mehr so sehr die alte Aristokratie, die ihre Entwicklungshöhe etwa mit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts erreicht hatte, als der spätere Mittelstand in Betracht. Schon der Charakter des Unterrichts in beiden Klassen zeigt es; der der Aristokratie ist immer stark international gewesen, und neben den fremden Sprachen kamen hier ästhetisch-gesellschaftliche Momente, Ballwerfen, Tanzen, Fechten, Reiten, daneben auch einige Unterweisung in den bildenden Künsten, Zeichnen, Malen, Kupferstechen in Betracht; der Unterricht des Mittelstandes dagegen blieb stets national, und über die Elementarkenntnisse hinaus erstreckte er sich in die Kenntnisse und später die Humanitätsethik der Mittelschule. Auch die Tatsache, daß erst mit dem Emporkommen dieses Standes, seit Mitte des 18. Jahrhunderts, die Literatur teilweise eine spezifisch bürgerliche Färbung annimmt, weist in derselben Richtung: Lessings Miß Sara Sampson (1755) war

das erste bürgerliche Schauspiel, von Thümmels Wilhelmine (1764) der erste bürgerliche Roman auf deutschem Boden. Und trägt nicht der erste große Abschnitt des Seelenlebens des neuen Zeitalters, die Zeit der Empfindsamkeit, so ganz die unverkennbaren Züge des bürgerlichen Mittelstandes: in der gespreizten Beschäftigung mit den kleinsten, persönlichen Begebenheiten des Lebens; in dem breit wuchernden Sonderlingswesen, in das z. B. Goethes Dichtung und Wahrheit so verwunderlich einführt; in der philiströsen Gefühlsäußerung endlich, von der sich sogar ein Lessing in seiner Miß Sara Sampson gründlich erfüllt zeigt? Ja kann man nicht sagen, daß dieses Bürgertum längere Zeit hindurch beinah mehr durch die besonderen Formen der fortschreitenden Bildung charakterisiert erscheine, als durch die Wandlungen des reinen Wirtschaftslebens, dessen freie Bewegung so vielfach durch fürstlichen Regalismus, überhaupt Regierungsfürsorge verdeckt wurde? Der in der Geschichte des Seelenlebens nicht seltene Fall trat ein, daß eine soziale Bewegung durch eine mächtige geistige Strömung in dem Grade mit fortgerissen und gleichsam gedeckt wurde, daß sie fast nur nach dieser orientiert schien.

Erst wenn man diesen Zusammenhang in seiner ganzen Breite auf sich wirken läßt, schließt sich auch die geistige Kultur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer vollen Ausdehnung zu einer wirklichen Einheit zusammen. Denn dies Bürgertum — das mittlere und schon vor ihm und noch mit ihm die bürgerliche Aristokratie — ist nicht bloß der soziale und der Bildungsträger der literarischen, sondern ganz ebenso der musikalischen, philosophischen, künstlerischen, überhaupt der seelischen Bewegung der Zeit. Die Grundlage ist dabei immer dieselbe: eine reichliche, zu starker geistiger Aufnahme befähigende Muße. Wie es einmal von Berlin heißt (Berliner Monatsschrift von 1781), in der Stadt gäbe es viele wohlhabende, aber wenig müßiggängerische Leute, viele, die nach vollbrachten Geschäften ein anständiges, simples, nicht zu kostbares, nicht zu viel vorheriges Raffinement erforderndes Vergnügen suchten und zu genießen verständen. Solche Ver-

gnügen ergaben sich für den minder wählerischen Geschmack der tieferen bürgerlichen Schichten in den Kuchen- und Milchgärten, in den Tanzstunden und von Tanzmeistern veranstalteten Abendvergnügungen, des Weiteren in Gartenkonzert und Theater. Darüber hinaus wurden die neu angelegten Promenaden Sammelplatz der feineren Welt, und schon spielten hier die Frauen eine noch erheblichere Rolle, wie in den Vergnügungen des tieferen Mittelstandes. Vor allem aber wurde die vornehme Welt durch Musik und Theater gelockt: und sie an erster Stelle haben sie, wie einst die Kirche alles Volk, vergeselligt. Zwar Musik vermochte man auch daheim zu machen und zu genießen; schon war der Gebrauch des Klaviers allgemein bis hinunter in tiefe Schichten; und in Leipzig konnte man gegen Ende des 18. Jahrhunderts Klavierstunden haben zu sechs Groschen und auch zu sechs Pfennigen. Allein den vollen, gleichsam auch sozialen Genuß der Musik gewährte doch erst das Concerto grosso des Musiksaales, und eben in ihm traf sich aus mittleren und oberen Ständen des Bürgertums, was auf Bildung Wert legte. Daneben stand als eine der sozial versöhnenden und einigenden Mächte des bürgerlichen Lebens das Theater. Denn hier trafen sich neben Studenten und Gelehrten alle Kreise der städtischen Einwohnerschaft: in manchen Irrungen lernten sie sich kennen und schließlich schätzen: und erst der Verlauf dieses Zusammenlebens über mehrere Menschenalter hin ermöglichte Schillers Anschauungen vom Berufe der Bühne.

Wie sehr so eine Einheit des seelischen Daseins erreicht wurde, das zeigt vielleicht nichts besser, als die Einordnung der bildenden Künste. Ein klassisches Beispiel, wie man diese verstand, bieten u. a. die Bestrebungen des 18. Jahrhunderts in Frankfurt a. M. Nach einem früheren Versuche, dem Vorbilde anderer Städte folgend eine Malerschule einzurichten, beginnen angesehene Bürger damit im Jahre 1781 von neuem: eine Akademie der freien, schönen, bildenden Künste und Wissenschaften soll erstehen; ihre Aufgabe soll sein, wahre Bildung zu verbreiten und diese zur Grundlage praktischer Tätigkeit zu

machen. Dabei tritt schon die Idee auf, den Kaufmannsstand durch akademische Vorbildung zu heben; ein Kunstgewerbe solle erzogen werden; und der Handel bedürfe der Förderung durch eine seitens der Wissenschaften unterstützte Industrie. Vor allem aber handle es sich um die Pflege der bürgerlichen Gemeingüter.

Die Frankfurter Akademie von 1781 ist nicht zustande gekommen; erst 1816 entstanden als bruchstücksweise Verwirklichungen der ihr zugrunde liegenden Idee die Polytechnische Gesellschaft und das Städelsche Institut mit seiner Kunstschule. Ein beinahe symbolischer Vorgang. Diese Vermählung der Bildung mit dem deutschen Bürgertum der mittleren und oberen Stufen, zweifelsohne einer der wichtigsten Vorgänge unserer neueren Geschichte, ist doch nirgends ganz und bis zu vollster Verschmelzung zustande gekommen. Und die Zeit selbst war sich dieses Mangels, ja auch der Unmöglichkeit, ihm abzuhelfen, wohl bewußt. Vor allem fehlten die großen einigenden politischen Impulse; erst die Freiheitskriege haben sie im höheren Sinne gebracht. Von diesem Standpunkte aus schrieb Karl Friedrich von Moser den resignierten Satz: „Es fehlt uns diejenige vermittelnde Macht, welche Montesquieu sogar für die Stütze einer guten Monarchie und für den Schutz ansieht, daß solche nicht in Verwesung oder zum Despotismus übergehe: le tiers état." Aber es fehlte noch mehr. Es fehlte jene letzte Vollendung der Bildungseinheit, die vielleicht nur eine einzige große Hauptstadt geben kann — und damit fehlte, um nur eines der äußeren Kennzeichen der Unvollendung anzuführen — die charaktervolle Stimmung einer einzigen in sich klaren und einheitlichen geistigen Gesellschaft, fehlte festester Stil dichterischen und künstlerischen Schaffens vom wuchtigen Vortrag des großen Kunstwerkes herab bis zum inhaltlich und formell fein rythmisierten Kunsthandwerke und Plauderton. Selbst zur Ausbildung eines klaren Begriffes der geistigen Ebenbürtigkeit ohne Rücksicht auf Unterschiede der Herkunft und des Standes kam es daher nicht; und der Gelehrte sah noch gern auf den Literaten als einen Proletarier herab und

verachtete selbst den Nachruhm, der literarischem Pöbel zu winken schien.

Konnte unter diesen Umständen die zunächst bürgerlich charakterisierte Bildung auch nur auf andere Stände übergehen? War sie im Grunde doch nur ein Zubehör, im besten Falle ein gefälliger Exponent des jungen Wirtschaftslebens der Unternehmung? Oder gewann sie wenigstens, eine Macht für sich, zum Teil die übrigen Stände?

Den Unterschied der einzelnen Stände voneinander kann man sich für das 18. Jahrhundert nicht leicht zu schroff vorstellen[1]; er war seit dem 17. Jahrhundert eher noch gewachsen; wie es zu gehen pflegt, war er unmittelbar vor seiner drohenden Zerstörung durch Subjektivismus und neues Wirtschaftsleben stärker als je. Selbst in den Städten machte er sich, trotz aller Elemente, die die einzelnen bürgerlichen Klassen vereinigten, entschieden geltend; in Leipzig sind Ratspersonen und Beamte, Edle von der Kaufmannschaft und Handwerker an verschiedener Tracht und Haltung kenntlich; daneben fühlt sich der Rektor der Universität in den fürstlichen Insignien seiner Herrschaft wie ein kleiner Souverän, und Professoren und Studenten leben in einer wohlabgegrenzten Welt, von deren Höhen selbst der Student auf den Kaufmann herabblickt. Am auffallendsten kommen diese Unterschiede, die sich immer noch ein wenig aus dem Kreise der Sitte in den des Rechtes verschieben ließen, vielleicht in der Luxusgesetzgebung zum Vorschein. Bei der Hochzeit müssen gemeine Leute in Leipzig schon früh achteinhalb Uhr mit dem Zuge in der Kirche sein; nur eine geringe Anzahl von Paaren im Zuge sind ihnen erlaubt, für jedes Paar darüber ist eine Strafe von sechs Groschen zu zahlen. Vornehme dagegen dürfen bis halb elf Uhr verziehen, ehe ihr Zug in der Kirche erscheint, ja auch nachmittags sich trauen lassen. Bei Kindtaufsschmäusen kann von den Vornehmen ein Marzipan oder Kuchen zum „Gevatterstückchen" gegeben werden; Handwerks- und gemeinen Leuten ist das

[1] Vgl. zum Folgenden Bd. VII, 1, 31 ff.

verboten, „ingleichen das weitläufige Ausschicken in die Häuser und unnötige Ansagen bei denen, welche nicht Blutsverwandte und Gevattern sind". Bei Beerdigungen endlich hat das Bekleiden der Häuser, das Absingen von Motetten vor der Tür, die Abdankung und die Austeilung vieler Leichenkarmina bei Kindern und niedrigen Standespersonen zu unterbleiben und soll nur vornehmen Handelsleuten und alten wohlverdienten Bürgern bewilligt werden.

Nun haben allerdings diese Vorschriften im Laufe des 18. Jahrhunderts Abschwächungen erfahren und sind vermutlich tatsächlich oft überschritten worden. Indes der ihnen zugrunde liegende Geist wich doch nur langsam: nach wie vor sonderten sich die „Vornehmen" von den anderen Bürgern durch einen Repräsentationsluxus ab, der das wohlige Bürgerleben früherer Zeiten einem mehr erkünstelten Dasein annäherte, nach wie vor ersetzte der konventionelle Ehrbegriff der Reputation noch einen Teil des sozialen, ja des persönlichen Gewissens: und wenn sich diese Lage auch nicht mehr in neuen positiven Maßregeln auswirkte, so war sie doch stark genug befestigt, um einer großen Anzahl alter volkstümlicher und gemeinsamer Bürgerfeste, Schützenauszüge, ständiger Lustbarkeiten, Volksgebräuche den Tod zu bringen: in Leipzig war von dem reichen Kranze solcher Sitten im Jahre 1799 nur noch das Fischerstechen übrig geblieben.

Wenn es so in den Städten aussah, so ist leicht vorzustellen, daß für die Stände des platten Landes und der Territorien erst recht strengste Unterschiede galten: wie entschieden sie noch empfunden und durchgeführt wurden, zeigt vielleicht nichts deutlicher, als die Tatsache, daß noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch neue Systeme von Standes-, Rang- und Berufssteuern entwickelt wurden; noch hatte auf diesem Gebiete das junge Wirtschaftsleben des Kapitalismus so gut wie gar nicht eingewirkt. Aufgehoben wurde unter diesen Umständen der Unterschied der Stände eigentlich nur in den geheimen Gesellschaften der Freimaurer und der Rosenkreuzer: also auf einem besonders konstruierten, idealen Boden:

hier allerdings waren im Laufe des 18. Jahrhunderts starke Fortschritte zu verzeichnen, und die Beliebtheit von allerlei Geheimgesellschaften und sozialen Maskeraden bis hinein ins 19. Jahrhundert geht nicht zum geringsten auf diese sozial ausgleichende Wirksamkeit zurück.

Im ganzen aber war klar, daß das alte System der Standesscheidung noch nicht durchbrochen war und am wenigsten sein wenn auch noch nicht tiefster Unterbau, die soziale und wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land, schon mehr als ausnahmsweise Durchbrechung erfahren hatte: in Meißen wollte die adlige Jugend vom platten Lande nicht einmal gemeinsam mit der bürgerlichen die Fürstenschule besuchen!

Damit war denn das Bauerntum von vornherein noch auf lange von der Anteilnahme an der höheren sozialen Bewegung und dem Fortschritte der Bildung ausgeschlossen: hatte es doch die Fühlung mit der höheren geistigen Entwicklung der Nation schon seit spätestens dem 14., wenn man will seit dem 12. Jahrhundert eingebüßt und seinem dumpfen, halb unbewußten Ingrimm über diesen schwersten aller Verluste schließlich nur in einem ohnmächtigen Hasse gegen Stadt und Bürger, gegen Gelehrsamkeit und Wissenschaft Luft gemacht. Jetzt aber war die Trennung so weit gediehen, daß das Bauerntum dem Städter selbst als etwas Fremdes nicht mehr interessant war. Wo finden sich im 18. Jahrhundert noch Gegenstücke zu der Bauernmalerei der niederländischen Schulen des 17. Jahrhunderts? Die neue Bildung hat sich auch literarisch um den Bauer so gut wie nicht gekümmert; und selbst den Kleinstädter dichterisch zu behandeln, galt im Grunde als unzulässig. Gewisse Kreise tadelten an Goethes Hermann und Dorothea noch gegen Schluß des Jahrhunderts, daß es sich in dem Gedichte um die Schicksale eines Gastwirtes und Apothekers und der Ihrigen handle: da standen doch Vossens Luise und der redliche Thamm immer noch höher! Ernster gepackt hat die bäuerlichen Klassen allerdings schon der Maler Müller, wie überhaupt der Sturm und Drang noch am ehesten

zu ihnen in Beziehung trat. Aber doch erst Jeremias Gotthelf, der Pfarrherr und Seelsorger, hat wieder von und für Bauern geschrieben: und auch ihm folgte noch die unwahre Süßlichkeit der Bauerndichtung Auerbachs, ehe die moderne Literatur der wichtigsten sozialen Schicht des platten Landes gerecht wurde.

Im Gegensatze zu den bäuerlichen Klassen, so hätte man denken können, hätten die Klassen der Kopfarbeiter, Gelehrte und Beamte, dem neuen Wirtschaftsleben und vor allem der neuen Bildung mehr gerecht werden müssen. Indes auch hier waren die Widerstände beträchtlich. Veranlassung war an erster Stelle, daß diese Klassen, besonders die Beamtenschaft, noch lange nach den Anforderungen der fürstlichen Kultur des 17. Jahrhunderts orientiert blieben. Und so verharrten sie in Bombast und Titelwesen, in Servilismus und Schwulst; so entwöhnten sie sich nur schwer des Gedankens der Protektion und gewannen damit jene Freiheit und Wahrhaftigkeit, welche die erste Voraussetzung der Teilnahme an dem neuen Geistesleben bildete.

Am frühesten und schließlich so gut wie vollständig fanden sich noch die Gelehrten in die Wandlung. Von vornherein den Anfängen der neuen Bildung, die wesentlich noch rein wissenschaftlich waren, verbunden, wurden sie durch deren Verlauf in Weltanschauung und wissenschaftlicher Problemstellung mit fortgerissen: nahmen mit der Entwicklung der neuen Dichtung die Forschungen über Ästhetik, mit der Entfaltung der Sehnsucht nach höheren Lebensidealen die ethischen Probleme, mit dem Werdegang einer neuen Persönlichkeit die psychologischen Untersuchungen, kurz mit dem emporblühenden Subjektivismus die ganze Breite subjektivistischer Wissenschaft in Angriff, warfen sich damit schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den intellektualistischen Führern der neuen Bewegung auf und entwickelten um die Jahrhundertwende bereits wissenschaftliche Systeme von Weltanschauungen, die ihrem innersten Drange entsprangen und genügten. So standen sie mit am Webstuhle der Zeit, und Zettel und Einschlag, wie

sie ihn schufen und verknüpften, sind maßgebend geworden nicht bloß für die erste Periode des Subjektivismus: auch die Gegenwart, wenn sie sich in den verworrenen Lebens- und Forschungsproblemen der zweiten Periode zurechtfinden will, schaut in dankbarer und zugleich führungsbedürftiger Hoffnung auf die radikalen Lösungen der wichtigsten subjektivistischen Probleme zurück, wie sie das Werk Herders und Kants, Schellings und Fichtes, der Psychologie und der Naturphilosophie dieser Frühzeit gewesen sind. Denn das ist der unvergängliche Vorteil aller Anfangsperioden seelischer Zeitalter, daß in ihnen die Rätsel der kommenden Lebensgestaltung, weil im Kontraste zur Lebenshaltung des vorhergehenden Zeitalters erblickt, mit einer grundsätzlichen und hellsehend radikalen Deutlichkeit geschaut werden, deren Glück späteren Abschnitten desselben Zeitalters nur zu häufig versagt ist.

War indes mit diesem Übertritte der gelehrten Welt in den Bereich der neuen Bildung, mit ihrer damit erreichten außerordentlichen Stellung im Geistesleben des Subjektivismus sozialgeschichtlich so außerordentlich viel gewonnen? Man erinnere sich, daß aus der philosophischen Fakultät des 18. Jahrhunderts fast noch gar keine, aus der medizinischen Fakultät nur wenige und an Zahl geringe Berufsstände hervorgingen. Sozialgeschichtlich waren die theologischen und juristischen Studien noch von ungleich größerer Bedeutung; und da die Geistlichkeit sich durch rationalistische Unterwühlung des dogmatischen Christentums und damit auch vielfach der Kirche einstweilen in den Hintergrund der Entwicklung gedrängt sah, so handelte es sich vor allem um die Juristen; noch galt das vorwurfsvoll gemeinte Wort des Cellarius: Jus, jus, jus, et nihil plus!

Juristerei aber hieß Beamtentum. Im Beamtentum aber stießen, wie schon früher, zwei der älteren Berufsstände, der der Bürger und der der Adligen, zusammen. Konnte es dabei den Anschein haben, als wenn zunächst der bürgerliche Bestandteil den adligen in die neue Kultur habe hineinreißen müssen, so stand dem entgegen, daß im Verlaufe des 18. Jahrhunderts

die Bürgerlichen namentlich in der höheren Beamtenwelt eher zu- als abnahmen. So nahm z. B. in Preußen Friedrich der Große im Gegensatze zu seinem Vater die höheren Beamten fast nur aus dem Adel, und nur zu den Kabinettsräten, mit denen er täglich arbeitete, erschienen ihm Bürgerliche eher tauglich; und nicht minder herrschte in der österreichischen Beamtenschaft der Adel. Was aber gar die kleineren Staaten betrifft, in denen die Person des Fürsten mehr mit der breiten Verwaltung in Berührung kam, so waren erst recht Adlige erwünscht: in Bayern pflegte selbst Max Joseph, wenn ihm ein Bürgerlicher zu einer bedeutenderen Stelle vorgeschlagen wurde, auszurufen: „Muß es denn so ein Abenteurer sein?“ Die Bürgerlichen aber selbst der mehr untergeordneten Laufbahn waren Routiniers, die, wenn der Vater Rat gewesen war, wieder in die Ratsstube, wenn Sekretär, wieder in das Sekretariat, wenn Richter, wieder in den gleichen Gerichtsdienst eintraten: wie hätte man bei ihnen anderes als einen schnöden Standeshochmut gegenüber den ringenden Kräften einer neuen Zeit erwarten sollen? Es gab herrliche und glänzende Ausnahmen wie Möser oder Abbt, und schließlich sind Herder und Goethe Beamte gewesen: im ganzen sah selbst der Advokatenstand auf Bildung und Bürger herab.

Dabei war diese Haltung doch schon innerlich hohl. Stark war von jeher unter Deutschen die Achtung vor dem Idealisten, dem Dichter, dem Denker, ja dem Mann der Feder überhaupt; mögen unsere Volkslieder nun von dem „stolzen schriber“ rühmend melden oder mag eine hochgeborene Frau, wie die Kurfürstin Anna von Brandenburg, ihre Anerkennung hinter den Worten „laufigter Tintenfresser“ bergen. Wie hätte da ein Stand der Kopfarbeiter, wie das höhere Beamtentum insbesondere, den geistigen Wandlungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf die Dauer fern bleiben sollen. Ihre Wogen und Wellen durften nur bis in das politische und administrative Gebiet überschlagen, wie das gegen Schluß des Jahrhunderts immer mehr geschah, und die Stunde der

Hingabe kam: ganz hat sie dann in dem läuternden Feuer der Freiheitskriege geschlagen.

Im übrigen aber führte sich die Frage nach dem Verhalten des Beamtentums im Verlaufe des 18. Jahrhunderts auf die Frage nach dem Verhalten des Adels zurück.

Goethe, seiner Geburt nach ein bürgerlicher Patrizier, der von seiner Nobilitierung wegwerfend sprechen konnte, hat doch einmal sehr ernsthaft geäußert: „In Deutschland ist nur dem Edelmanne eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf persönelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienste erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden: seine Persönlichkeit aber geht verloren, er mag sich stellen, wie er will." Es war im Jahre 1782; 1781 ist der Dichter geadelt worden. Seine Worte enthalten doch viel Wahres. Der Bürgerliche gehörte der allgemeinen Meinung nach immer einem Erwerbsstande an, der Adlige nicht: mit dem Tempelherrn der Dichtung Lessings, aber auch mit dem geschichtlichen Adel fast aller Übergangszeiten von Natural- zu Geldwirtschaft sah dieser in dem Erwerbsleben im Grunde eine Beschäftigung des Armen. Und das gab ihm eine willens- und geistesfreie Stellung: jenen wahrhaften Adel der Erziehung und der Gesinnung, von dem noch heute der Junkerstand des deutschen Nordostens zehrt.

So hätte man denken sollen, dieser Adel würde sich mit offenen Armen der neuen Bildung entgegengeworfen, ihre hohen Ideale anerkannt, und sich in dieser Bewegung mit dem höheren Bürgertum zu einer einzigen, überwältigend starken Gesellschaft der Bildung verbunden haben. Und welche Ergebnisse von höchster Bedeutung würde ein solcher Verlauf gezeitigt haben!

Aber er trat doch nur in geringem Grade ein. Gewiß vermischen sich die Grenzen zwischen Adligen und Bürgerlichen seit Mitte des 18. Jahrhunderts tatsächlich ein wenig. In der Armee des großen Königs erscheinen während des Siebenjährigen Krieges, nachher wenigstens hier und da in den Spezialwaffen auch Bürgerliche. In einer Anzahl von Ländern

erwerben Bürgerliche immer mehr Rittergüter; in der Gegend fortgeschrittenster sozialer Bewegung, im Umkreise von Leipzig, waren von 58 Rittergütern im Jahre 1726 schon 32 in bürgerliche Hände übergegangen; und Homann, der Stammvater der heutigen Grafen von Hohenthal, ein reich gewordener Leipziger Fuhrherr, hat allein 13 Rittergüter in der Umgebung der Stadt an sich gebracht. Und was mehr war: in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann die spezifisch höfisch-adlige Literatur zu verfallen. Man hört nichts mehr von Handbüchern des Galanthomme und von einem Übergewicht adliger Memoires, die Journale der höfischen Gesellschaft gehen ein: das Theatrum Europaeum 1738, die Europäische Fama 1756, nicht minder das Cabinet des princes de l'Europe. Aber wurden sie etwa durch eine andere adlige oder adlig-bürgerliche Literatur im neuen Geiste ersetzt? Es zeigte sich, daß der deutsche Adel zwar edel, aber im ganzen zu bildungsfremd war, um in der Entwicklung des neuen Geisteslebens voll den Platz einzunehmen, der ihm sonst gebührt hätte. Schon im 16. Jahrhundert war der Adlige bei gleicher Lebenshaltung im allgemeinen ungebildeter gewesen als der Bürgerliche. Dann hatte er sich an dem schöpferischen Geistesleben der Nation im 17. Jahrhundert nur gering beteiligt. Gegen Schluß des 18. Jahrhunderts aber mußte er es mit anhören, daß ihm mit Recht vorgeworfen wurde, er sei im Grunde unter den Deutschen noch der verhältnismäßig „ungebildetste", ja „unkultivierteste Teil", und fern sei er den liebenswürdigen Sitten des französischen Edelmanns.

So kam es dazu, daß der Adel an der Entwicklung der neuen Kultur nicht eigentlich selbständigen Anteil nahm; soweit er sich an ihr beteiligte, geschah es im Bereiche mehr bürgerlicher Anschauungen: und spezifisch bürgerlich entwickelte sich darum der Charakter der neuen Bildung. In diesem Sinne schon, wenn auch noch mit etwas adliger Eigenart, war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Graf von Tschirnhausen Kenner der Naturwissenschaften und auf ihrem Gebiete wie in dem der eng angeschlossenen Philosophie

auch schöpferisch tätig gewesen; gehörte der Graf von Bünau-Dahlen, der Gönner Winckelmanns, unter die besten Historiker der Zeit; hat sich ein Graf Manteuffel als eifriger und einsichtsvoll werbender Anhänger der Wolffschen Philosophie bewährt; wurde endlich der Freiherr von Münchhausen zum hochgebildeten Pfleger der jungen Universität Göttingen. Aber damit war auch für diese Frühzeit der Anteil des Adels an der Entwicklung der neuen Bildung, soweit bekanntere Namen in Betracht kommen, wohl der Hauptsache nach erschöpft. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde die Teilnahme dann freilich stärker: die Stolberge, die Humboldts, Hofleute wie von Thümmel und von Einsiedel, Militärs wie von Knebel gehörten der neuen Kultur unmittelbar an; und nirgends hat sie vielleicht enthusiastischere Anhänger und Mäcene gefunden als im holsteinischen Adel. Aber zugleich verlor sich doch erst recht jeder spezifisch adlige Charakter; die literarischen Zirkel in Oldenburg und sonstwo, in denen Bürgerliche und Adlige gemeinsam verkehrten, hatten vornehmlich bürgerliche Färbung, und die Tatsache, daß Johann Heinrich Voß, der Enkel noch eines Leibeignen und als Informator selbst noch dem Gesinde einer mecklenburgischen Adelsfamilie angehörig, nicht lange nach seiner Ankunft in Göttingen mit dem reichsunmittelbaren Grafen von Stolberg als Gleicher mit Gleichem verkehrte, an sich höchst erfreulich, beweist doch, daß auch unter günstigen Verhältnissen der spezifisch-soziale Beitrag des Adels zum geistigen Fortschritte gering war.

Und so blieb denn die Verbindung bürgerlicher und adliger Kreise geschweige denn ihre Verschmelzung in dem Fortgange des neuen Seelenlebens ein frommer Wunsch; auch hier hat erst die politische Durchbildung des Subjektivismus vornehmlich im 19. Jahrhundert die Fesseln stärker gelöst. Wohl aber kam es schon früh zu einem freundlichen Zusammenarbeiten der Spitzen beider Stände; und nur in der Tiefe gleichsam fortdauernder Sedimentärzustände früherer Zeiten blieb es einer Reichsfreifrau von Wöllwarth auf Neubronn vorbehalten, sich zu der Überzeugung zu bekennen, Adel und

Bürger seien zwei verschiedene Rassen, und der Rassenunterschied werde auch im Jenseits fortdauern.

Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß die Haltung des Adels auch vielfach durch die Haltung der fürstlichen Höfe beeinflußt wurde: denn der Adel bedarf, um zu leben, des Abhebens und der Anerkennung seiner Bedeutung von unten wie oben. Zwar dachten keineswegs alle Adligen wie jener Hofmarschall in Kabale und Liebe: „Ich — mon Dieu! was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlassen?" Aber von irgendwelchem Fürsten abhängig war doch fast jedes bekanntere Geschlecht — und wohl wieder nur der holsteinische Adel machte hier zum Teil eine Ausnahme.

Haben nun aber etwa die Fürsten die neue Kultur in geistiger Selbständigkeit gefördert? Im ganzen genommen war davon keine Rede. Es gab in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts dritthalbhundert fürstliche Hofhaltungen: wie hätten sie da zunächst besonders starke geistige Machtmittel, den weisen Sinn etwa und das selbständige Mäcenat auch nur der Valois oder Tudors entfalten sollen! Selbst in der Hofburg zu Wien war die Grandezza ärmlich und plump genug im Vergleich zur spanischen. Und wie hätte das freudige, tanzlustige und in naivem Phäakentum ausgelassene Wien Mittelpunkt ernsteren, speziell geistigen Strebens werden können? Man sehe nur die langen Reihen von Bildern der Hof- und Bürgerfeste des 17. und 18. Jahrhunderts im Historischen Museum der Stadt durch, und man wird überzeugt sein: in dieser Umgebung konnte günstigenfalls nur die Musik gedeihen. Schlimmer war es, daß auch Preußen, daß Friedrich II. versagte. Konnte der König noch im Jahre 1757 in einem französischen Gedichte Gottsched die Aufgabe zuweisen, den literarischen Ruhm Deutschlands zu begründen, so bedurfte es wirklich nicht noch der Schrift De la litterature allemande vom Jahre 1780, um den Beweis zu erbringen, daß Friedrich in seinem eigenen Lande schließlich geistigem Anachronismus verfallen war. Und welch andere Stellung hätte dieser König in der deutschen Entwicklung einnehmen können! Im Jahre

1764 sang Klopstock mit deutlicher Bezugnahme auf ihn, wenn auch nicht eben sehr poetisch, von Kaiser Heinrich VI., dem Staufer:

Wenn jetzt du lebtest, Edelster deines Volks
Und Kaiser, würdest du, bei der Deutschen Streit
Mit Hämus' Dichtern und mit jenen
Am Kapitol, unerwecklich schlummern? —
Du sängest selber, Heinrich!

Und es änderte die Lage nicht, daß der König persönlich den Mangel einsah. Im Jahre 1756 hat er zu Gottsched gesagt: „Ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher): jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Berlin war zur Zeit des großen Königs ein Standort vor allem französischer, erst in zweiter Stelle deutscher Dichtung und Wissenschaft.

Nun blieb bei dem Versagen der großen freilich den kleinen Fürsten um so bessere Gelegenheit, sich im nationalen Geistesleben mit Erfolg zu betätigen. Und wer wollte so vielen mittleren und kleinen Residenzen dieser Zeit den Ruhm bestreiten, mehr oder minder Musenhöfe gewesen zu sein: dem Hofe von Weimar vor allem, aber auch den Höfen von Dessau, Gotha, Meiningen, Darmstadt, ferner Braunschweig und Eutin, Karlsruhe und Bückeburg? Allein trotzdem wird man nicht behaupten können, daß diese Höfe der neuen Bildung materiell besondere Färbung und auch nur teilweise eigenen Charakter gegeben hätten. In Goethes Schaffen sind die Weimarer Erfahrungen gewiß nicht ohne Einfluß gewesen, Herder wurde in Bückeburg in fürstliches Seelenleben hineingezogen, ein wenig haben auch andere Höfe innerlich eingewirkt: im ganzen aber blieb der Zusammenhang mehr ein äußerer. Bezeichnend dafür ist, daß sich der Ton der deutschen Literatur im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht höfisch gestaltete, sondern vielmehr umgekehrt Stimmung und Ton dieser wesentlich bürgerlichen Literatur an den Höfen eindrang: selbst in den mündlichen Umgangsformen ist dieser

Verlauf der Entwicklung wahrzunehmen: in wie anderen Weisen haben nacheinander Gottsched, Gellert, Klopstock, Schiller, Goethe mit deutschen Fürsten geredet. Und so blieb es denn dabei: während sich um 1700 das deutsche Bürgerleben verfürstlicht hatte, verbürgerlichte sich um 1800 das Fürstenleben; die Bildung in doch wesentlich bürgerlicher Form hatte gesiegt, wenn sie sich auch in den höchsten Erzeugnissen des Klassizismus auf allen Gebieten, und vornehmlich dem der Dichtung, zu schönsten Höhen aristokratischen, adligen Empfindens erhob und damit auch die Geburtsaristokratie der Nation schließlich zu einem nicht geringen Teile fesselte.

Suchen wir jetzt zu einer Übersicht des Gesamtverlaufes zu gelangen, so läßt sich sagen: gewiß waren die Entwicklung der deutschen Bildung des 18. Jahrhunderts und das Emporblühen eines neuen Wirtschaftslebens zunächst getrennte Vorgänge, die allgemeiner vielleicht nur insofern zusammenhingen, als dies Wirtschaftsleben noch ein Dasein der Muße ermöglichte, das geistigen Interessen zugute kommen konnte: — allein gleichwohl bleibt bestehen, daß der Träger dieses neuen Wirtschaftslebens, das Bürgertum, doch auch zugleich der Hauptsache nach der Träger der neuen Bildung war, und daß diese daher bei allem Universalismus einen spezifisch bürgerlichen Charakter annahm.

Es ist ein Ergebnis, das eigentlich nicht überraschen kann, denn es findet Analogien in der früheren Geschichte unseres Volkes. Die Ministerialität des 12. Jahrhunderts, aus der sich das niedere Rittertum der Stauferzeit vornehmlich rekrutierte, war ein wirtschaftlich aufsteigender Stand; sie ist zugleich auch soziale Trägerin der ritterlichen Bildung des 12. und 13. Jahrhunderts gewesen. Der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts gehörte der wirtschaftlich aufs gewaltigste fortschreitenden Bildung des Bürgertums dieser Zeit an, und bürgerlich war auch die allgemeine Kultur der Reformation und Renaissance.

Indem aber diese Analogien herangezogen werden, ergibt sich zugleich ein Unterschied, der auf den schließlichen Verlauf

der Bildung des 18. Jahrhunderts ein starkes Licht wirft. Die Bildung der ritterlichen Gesellschaft war wesentlich ästhetisch, denn sie beruhte auf den Tageseindrücken eines vornehmlich kriegerischen Berufes. Die Bildung des 16. Jahrhunderts ist ästhetisch und intellektuell zugleich gewesen; spiegelte sich einerseits in ihr schon das tägliche Verstandesdasein des Bürgertums ab, so empfing sie doch durch den Humanismus, wenigstens in ihrer vollsten Blüte, noch die Impulse eines starken Phantasielebens. Die Bildung des 18. Jahrhunderts war im Grunde vornehmlich intellektuell: ihre sozialen Träger waren diejenigen Schichten des Bürgertums, die am meisten dem Kalkül, der verstandesmäßigen Abwägung, dem Rechnen lebten. Und so ist Intellektualismus ein Grundbestandteil dieser Bildung von Anbeginn; kein Enthusiasmus der Dichtung, kein Mystizismus der Philosophie um 1800 kann darüber hinwegtäuschen. Im 19. Jahrhundert ist dann diese starke Bevorzugung der Verstandeskräfte an entscheidender Stelle, im allgemeinen Charakter der Erziehung und des Unterrichts immer stärker hervorgetreten. Zugleich aber ergibt sich, daß die neue Bildung in dieser Einseitigkeit den herandrängenden sozialen Problemen des 19. Jahrhunderts je länger je weniger gewachsen sein mußte. In Zeiten neuer sozialer Bildung haben sich ihre Vertreter gegen die Geldaristokratie devot, gegen den vierten Stand und die Demokratie hochmütig: in beiden Fällen also ratlos erwiesen, und so war in dieser Richtung ihr Schicksal besiegelt.

Die Bildung des 18. Jahrhunderts als Ganzes lebt heute nur noch in Trümmern fort; neue Kräfte sozialen und geistigen Charakters sind erstanden, nicht das Bürgertum allein ist noch auch nur hauptsächlichster Träger des nationalen Geisteslebens: von neuen Grundlagen streben wir neuen Idealen zu.

Aber über ein Jahrhundert, von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts, hat dies ältere Geistesleben, aus so merkwürdigem Grunde heraus geboren, die Nation beherrscht, eine der gewaltigsten Erscheinungen unserer Geschichte: und so wird es die Aufgabe unserer Er-

zählung sein müssen, seine ersten Anfänge und Äußerungen eingehend zu verfolgen.

3. Das neue geistige Leben, das sich seit etwa 1740 oder 1750 Bahn brach, erschien den Zeitgenossen als etwas innerlichst noch nie Erlebtes: der alternde Herder hat von dieser Periode gesagt, in ihr sei den Europäern „in der alltäglichen eine neue Welt aufgegangen". So empfand es auch Goethe, und für das literarische Gebiet insbesondere stand er unter dem lebhaften Eindrucke des Elementaren der Bewegung; er erzählt einmal vom Sturm und Drange als „jener deutschen literarischen Revolution", „von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten".

Und auch darüber war Goethe sich klar, daß die ganze Bewegung im Kerne einheimisch und, äußerlich betrachtet, im Gewande der Reaktion gegen das Seelenleben der vorhergehenden Zeit erfolgt sei; so wenigstens läßt sich im Zusammenhange mit dem eben Ausgeführten aus dem berühmten Satze des siebenten Buches von Dichtung und Wahrheit schließen: „Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch."

Durch Widerspruch! Ein inhaltvolles Wort. In der Tat war der Vorgang der, daß die ganze Lebensdominante des individualistischen Zeitalters, sein besonderes Selbstbewußtsein gleichsam, verloren ging, sich auflöste, ohne daß sogleich der feste Charakter eines neuen Zeitalters, eine subjektivistische Dominante, an seine Stelle trat. Denn jedes Zeitalter löst sich schließlich dadurch innerlichst auf, daß es langsam anfängt, sich selbst zu erkennen, allmählich intellektualisiert wird: wie man mit richtigem Bilde sagen kann, seine Analyse vollzieht. Ganz besonders augenscheinlich und stark aber vollzog sich dieser Prozeß in einem Zeitalter, das an sich schon, wie das individualistische, einer entschiedenen Bevorzugung der Verstandeskräfte zuneigte.

Was aber trat an die Stelle, als sich diese Auflösung

vollzog? Der jugendliche Goethe hat es einmal mit hinreißender Beredtsamkeit ausgeführt. „Natur, wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, in sie tiefer hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen" ..... Die Natur „hat mich hereingestellt; sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit uns schalten. Sie wird ihr Werk nicht lassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist, und was falsch ist, alles hat sie mir gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst". Es ist der Determinismus der Empfindsamkeit; es sind die Tage spinozistischer Schwärmereien. An den Busen der Natur wirft man sich, in ihr will man aufgehen, und nicht am wenigsten in der Empfindung des eigenen Herzens; all die gewaltigen Summen neuer Reize, die von der neuen Zeit der Bildung und von den indirekten Einwirkungen des neuen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens herkommen: sie will man passiv, willenslos gleichsam, von den Dingen nur eben getragen, erleben, erforschen, genießen.

In diesem Sinne ist Neugier eine der bezeichnendsten und frühesten Eigenschaften des neuen Zeitalters, und innigst mit der wichtigsten ihrer wirtschaftlichen Motivationen verkuppelt, wird sie uns in dem Satze des fein empfindenden von Creutz vorgeführt: „Die itzige Welt ist so eigennützig als sie neugierig ist." Wo aber konnte diese Neugier ein treffenderes Zentrum ihrer Betätigung finden, als in der Beobachtung des eigenen Herzens? Sie eben steht darum ganz im Vordergrunde der Zeit, ist gleichsam einer der frühesten Atemzüge des Subjektivismus. Da will z. B. ein tapferer Mitstreiter des großen Friedrich im Siebenjährigen Kriege aus diesen Jahren blutigen Kampfes und drängender Ereignisse nichts anderes heimbringen, als die „Geschichte seines Herzens" (1763). Und da meint von Creutz, der schon eben als Zeuge angerufene, vielleicht früheste Psychologe des Subjektivismus, in seinem „Versuche über die Seele" (1754): „Ich würde ... die Feder

niedergelegt haben, wenn mir nicht allzuviel daran gelegen wäre, mit meiner Seele oder mir selbst etwas näher bekannt zu werden."

Indem man aber so der Neugier psychologischer Selbstbeobachtung verfiel, stellte sich, wenigstens bei hervorragenden Menschen, leicht jenes Nebeneinander von Reflexion und Gemüt, jene menschliche Zwieheit gleichsam ein, der „der Dialog des Ichs mit dem Ich eine angenehme Unterhaltung" und die „Selbstverdoppelung ein heiteres Spiel" ist. In dieser frohen Entdeckerlaune drang man nun in das Innere der Seele ein — in Tiefen, die bis dahin unentschleiert, in Kammern, die verschlossen geblieben waren —: und mit immer größerem Eifer, schließlich mit fieberhafter Leidenschaft grub und wühlte man fort. Das ist die Erscheinung, die Kant an Hamann schildert: „die Krankheiten seiner Leidenschaften geben ihm eine Stärke, zu denken und zu empfinden, wie sie ein Gesunder nicht besitzt."

Und was entdeckte man? Wir werden über den Befund später noch genauer zu berichten haben. Im allgemeinen betrachtet, erschienen die seelischen Beziehungen der Persönlichkeit, wie man sie nun staunend erkannte, unendlich viel feiner und reicher als bisher: die unbewußten Funktionen menschlichen Daseins zuckten bloßgelegt; das Herz mit seinen Gemütsregungen schien wie unter einer Glasglocke zu pulsieren: und ein Drang dieser neuen Überfülle, sich gleichsam im Unendlichen aufzulösen, ein Hang zum unerwartet Gewaltigen, unfaßbar Erhabenen schien die erkennende Seele beinahe zu sprengen. Eine merkwürdig nervöse, schließlich empfindsam getaufte Haltung trat ein und wurde zur Grundsignatur der nächstkommenden Zeiten.

Indem sich aber so aus anormaler Neugier und im höchsten Grade erweiterter Aufnahmefähigkeit eine dauernde Spannung der psychischen Funktionen von größerer Weite, als bisher, entwickelte, eine Spannung, die zunächst der Anschauung zugute kam, begann die Betätigung von Streben und Wollen auf längere Zeit zu kränkeln. Eine gewisse Entschlußschwere bis zur Willensautomatie trat ein, die nirgends besser, als in

den Leiden des jungen Werthers geschildert ist. Nur dem Herzen will man noch folgen, frei von Regeln und Gesetzen, von jeder Fessel gelöst, nur den Gefühlen des Schauens hingegeben: bis man das eigene Herz verhätschelt sieht. Mit Verachtung und Mitleid blickt man dabei auf die Träger ständig und regelmäßig in Anspruch nehmender Berufe herab. So wenden sich nicht wenige, namentlich jüngere Zeitgenossen von einem sicheren Berufe ab oder treiben sich von einem zum anderen um, innerer Unruhe voll; und selbst ein bürgerlich so trefflicher Mann, wie Goethes Schwager Schlosser, kann sich im Deutschen Museum (1777) vernehmen lassen: „Gelehrtenstand — Stand? Pfui! .... Himmel, was für Stände! — Der Gelehrtenstand, der Juristenstand, der Predigerstand, der Autorenstand, der Poetenstand — überall Stände und nirgends Menschen! .... Warum ist Weisheit, Erfahrung, Menschenkenntnis so selten bei euren Männern von Geschäften! Weil sie so viel studieren müssen, so wenig leben. Warum ist so wenig bei euren Gelehrten? Weil sie einen Stand ausmachen."

Aber schlimmer und auffallender als die Entschlußschwere waren noch andere Krankheiten des Willens, die nun heraufzogen. Die allgemeine Erregtheit hatte starke Schwankungen der Entschlußfähigkeit zur Folge, und nicht wenige Träger eben jüngster seelischer Fortschritte endeten in Mutlosigkeit. Bei anderen wiederum ging die Schwärmerei, die sich so leicht aus der Erregtheit entwickelt, entweder in verzehrende Sentimentalität über, die in Selbstmord enden konnte, oder verlief in eine Vertrauensseligkeit und Unbesonnenheit, von der vielleicht Lavater eines der besten Beispiele bietet. Vor allem aber gab der Verfall der Willensfestigkeit den schweren Leidenschaften freies Feld. In diesem Zusammenhange hat Hamann, nach zeitgenössischem Zeugnisse selbst „ein wunderbares Gemisch wahrer Kindlichkeit und der Heftigkeiten des leidenschaftlichsten Menschen", die Leidenschaft geradezu als Leben und Waffe der Menschheit seiner Zeit bezeichnen können: „sie kennt keine Regel, sie will keinen logischen Beweis; sie ist der Odem des Genies".

Denn nur in der Leidenschaft gedeihe Denken und Dichten: „Wo sind schnellere Schlüsse, wo wird der rollende Donner der Beredtsamkeit erzeugt und sein Geselle — der Blitz?" Von allen Leidenschaften aber war es natürlich die der Liebe, die der Zeit am jähesten über den Kopf wuchs. In diesem Zusammenhange hat Schubart ausgerufen: „Leidenschaft, meine Tyrannin, wie hast du deinen Sklaven erniedrigt!" Wie ekelhaft sie in den spielerischen Formen der Liebeständelei auftreten konnte, davon geben die Briefe von und an Lavater mehr als ein Zeugnis: so wenn die Marchesa Branconi, Mätresse des Erbprinzen von Braunschweig, an den Züricher Apostel schreiben durfte: „Seele meiner Seele . . . Dein Taschentuch, Deine Haare sind für mich, was für Dich meine Strumpfbänder." Da sind denn doch die Liebeleien der Anakreontiker, dieser Vorboten der Empfindsamkeit, noch erträglicher: „nun schwärme ich wieder, heut verwundet mich ein blaues Aug' tödlich, morgen vergeß' ich's bei einem braunen" [1]. Allein die charakteristischen Fälle verlaufen weit schwerer. So die Schicksale Sprickmanns, die wohl als typisch gelten können. „Nachdem ihm ein Freund das Mädchen seiner ersten Liebe geraubt hatte, zwangen ihn Familienverhältnisse, eine einfache, wenig gebildete, aber seelensgute Frau ohne Liebe zu heiraten. Sie vermochte ihn nicht dauernd zu fesseln. Eine vornehme Dame in Münster zog ihn an. Der Minister Fürstenberg schickte ihn November 1777 auf Reisen nach Wetzlar, Regensburg und Wien. Er sollte ein Jahr ausbleiben: in Regensburg kehrte er plötzlich wieder um und knüpfte in München ein schwärmerisches Liebesverhältnis mit Lotte Einem an, der einstigen Geliebten Millers vom Göttinger Hainbund. Vergebens bemühte man sich, das unselige Verhältnis zu lösen; es dauerte einige Jahre an, und Lotte litt zuletzt schwer unter ihm. Dann kam Sprickmann unter die Gewalt der Fürstin Gallitzin, und Lotte machte die Entdeckung, daß sie das Herz

[1] Der junge Gesner in einem Briefe an Schultheß, Wölfflin, S. Gesner, S. 151 f.

des leidenschaftlich geliebten Mannes eine Zeitlang mit Johanna Gatterer geteilt hatte, die an diesem Verhältnisse hinsiechte. Anfang 1780 beichtete der nun dreißigjährige Sprickmann seiner todkranken Frau all diese Torheiten, gab ihr seine Briefe und schwur ihr, sich um kein weibliches Geschöpf mehr zu kümmern“ [1]. Es ist eine Zeit der sogenannten Seelenehen, in der wir uns bewegen; und Bürger ist an den furchtbaren Folgen sogar einer tatsächlichen Doppelehe an Seele und Leib zugrunde gegangen.

Natürlich fielen namentlich die jüngeren Zeitgenossen dieser zunächst zersetzenden Wirkung der neuen Zeit, dieser inneren Auflösung in den Dissoziationsvorgängen der alten, zum Opfer. Die Kehrseite dieser traurigen Erscheinung aber tritt darin hervor, daß auch die schöpferische, positive Entwicklung der neuen Kultur sich vor allem in den Reihen der jungen Leute vollzog: so auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, so vor allem aber in den eigentlichen Regionen des Geistes. In der Dichtung z. B. waren studierende Jugend und frühes Mannesalter, das den akademischen Jahren noch nicht allzu fern stand, die Vertreter des Fortschritts: dieses junge Deutschland war darum Schriftsteller und Publikum zugleich und sorgte als Publikum gleichzeitig für den Ruhm und die dem Schriftsteller der Zeit fast noch notwendigeren Subskribenten. So hat z. B. der Hainbund für Klopstocks tolle Gelehrten-Republik allein in Göttingen 342 Subskribenten zusammengebracht, während sich in dem geistig weit bedeutenderen Leipzig ohne diese Agitation nur 35 einstellten.

Sind aber die geschilderten Erscheinungen der Strebens- und Willensstörungen mehr vorübergehender Art, ohne den inneren Gang der Sittengeschichte unmittelbar allzu stark zu bestimmen, so nehmen die gleichzeitig auftretenden Störungen der gewohnten Art des Anschauens und Urteilens die Aufmerksamkeit um so stärker in Anspruch. Denn die Unsicherheit, die auf diesem Gebiete eintrat, das Tasten und das

[1] Vgl. Sauer, Kürschners Deutsche Nat.-Lit. 79, 34—35.

Meinen, führte zu Autosuggestionen und Suggestibilitäten höchst bezeichnender Art, je nachdem die einzelnen Personen einer mehr aktiven oder passiven Lebensführung zuneigten.

Charakteristisch ist zunächst die allgemein verbreitete Neigung zum Dämmernden, intellektuell Unentschiedenen, Halbverständlichen und wohl gar ganz Unverständlichen, das Ahnen, Staunen, Verstummen, die Durchsetzung des Erkennens mit Andacht, ja Gebet: um mit Hamann zu reden, die „Unwissenheit der Empfindung" als Erkenntnisprinzip. Der Zustand, der auf diese Weise entstand, wurde von Hamann mit den Worten empfohlen: „Denken Sie weniger, leben Sie mehr!" — von Kant aber in dem monumentalen Satze verurteilt: „Wer allenthalben Anschauungen an die Stelle ordentlicher Reflexionen des Verstandes und der Vernunft setzt — schwärmt." Zugrunde liegt die Erscheinung, daß die neuen Reize, die zum Subjektivismus überführten, mit Vorliebe auf Momente gingen, die noch nicht klar vorstellbar waren — Momente, die im Seelenleben der Zeit gleichsam erst über die psychophysische Schwelle empordrängten.

In der damit gegebenen Unsicherheit des Urteilens blühte nun vor allem, und zunächst wiederum bei der Jugend, die Neigung zum Größenwahn als die verbreitetste Form von Autosuggestion bei schlecht entwickelter Willensfestigkeit auf: und ihr soziales Produkt war der Begriff des Genialen.

Zugrunde lag dieser Entwicklung am Ende ein zwar um 1760 und 1770 noch neuer, aber an sich völlig normaler Begriff des emporkommenden Zeitalters, die Vorstellung nämlich einer jeden Persönlichkeit als eines subjektiven Mittelpunktes und Erkenntnisorganes der Welt. „Wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut": so hat man wohl später ausgerufen, und so ahnte man schon in empfindsamen Zeiten. Damit verband sich aber ein erhöhtes Gefühl und bald auch eine gesteigerte Theorie der Freiheit.

Ließen ältere Zeitgenossen den Willen noch auf gut rationalistisch vom Verstande abhängen, so gab ihm eine Partei des Überganges schon eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen erregende Vorstellungen; noch weiter Fortgeschrittene verliehen ihm das Vermögen, seine Beweggründe selbst zu schaffen oder wenigstens zu verändern; die Leute des ganz Neuen aber, der vollendeten Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges riefen: „kein Mensch muß müssen"; „man kann, was man will," und Hamann verkündete triumphierend: „Der freie Wille ist das Höchste, das Schöpferische in Gott und im Menschen," und selbst Sprache und Volkspoesie erschienen ihm als dessen Geschöpfe.

Von dieser Entwicklungsreihe her ergab sich nun zunächst, gleichsam als eine erste Stufe subjektivistischen Selbstbewußtseins, die Vorstellung eines Genius, die niemand besser umschrieben hat als Herder in einem berühmten Briefe an seine Braut Karoline Flachsland. „Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius, das ist, im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet ..... Das war der Dämon des Sokrates, er hat ihn nicht betrogen, er betrügt nie; und er ist so schnell, seine Blicke so fein, so geistig, es gehört auch zu ihm so viel innerliche Treue und Aufmerksamkeit, daß ihn nur achtsame Seelen, die nicht aus gemeinem Kot geformt sind und die eine gewisse innerliche Unschuld haben, bemerken." Es ist jenes aristokratische Daimonion, das u. a. Goethe von Herder übernahm:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.

Es ist der Genius zugleich, von dem Klinger rühmt, daß er, in Sturm und Drang, mit Feuerströmen in ihm brause.

Hamann ist dann wohl der erste gewesen, der einen klaren Begriff von diesem Genius hatte, wenn er substanziert und damit zur vollen Person, zum Genie erweitert auftrat. Genie ist ihm jemand, der seine verborgenen Kräfte unbewußt wie die Natur entfaltet, dessen Schaffen aus der Seele, nicht aus

der Vernunft hervordringt. So ist ihm das Geniale das Fleisch gewordene Göttliche, und der Glaube an das Genie wird der Zeit zum religiösen Gefühl.

Man versteht, was ein solcher Begriff in den primitiven Jahren des Subjektivismus bedeutete: an die Stelle der objektiven sieben Gaben des Geistes, die im Mittelalter große Männer durch Gottes Gnade zierten, trat er, eine höchst subjektive Vorstellung: ein Inbegriff all der Unklarheiten und Gärungsvorgänge, welche die Psyche der Übergangszeit durchtosten.

Und so gaben sich ihm die geistigen Vertreter dieser Zeit gefangen, große und vornehmlich kleine, der brausende Most, der später Wein werden sollte, und die trübe Flut der mittleren Masse. Wie bestrickend die Wirkung war, zeigt vielleicht nichts besser als die rapide Entwicklung Bürgers zum Selbstglauben an seine geniale Berufung. Noch am 20. September 1772 spricht er von seinem „kleinen poetischen Talent"; sechs Wochen später taumelt er als Originalgenie in den Dunstkreis der Auserwählten. „Genius! Genius Shakespeares, gib mir Schwingen, das Ziel zu erfliegen, welches mein Auge sieht! So wahr ich lebe! ich bin itzt in einer so heißen, brennenden Begeisterung, daß mir die Backen glühen ... Ihr sollt alle mit bebenden Knien vor mir niederfallen und mich für den Dschengis-Khan ... erklären, und ich will meinen Fuß auf eure Hälse setzen!" So hob sich aus dem Chaos der Leidenschaften und aus der ungeheuer raschen Bewegung des geistigen Lebens, die morgen abgestorben erscheinen ließ, was heute blühte, die selbst Wieland dem wandlungsreichen die Besorgnis einflößte, er möge „aus der Mode kommen", und die den Schriften eines Gellert schon 1762 mit der Bezeichnung „eitlen Gewäsches" zu nahe trat, das Originalgenie, die gesteigerte Persönlichkeit, die nur sich noch kannte, die heroisch sich hinwegsetzte über alle Schranken des Dagewesenen und des Bestehenden, die sich als Ausdruck des höchsten Sehnens der Zeit empfand und in der Verheißung ruhmvoller Unsterblichkeit dahinschwebte.

Kein Wunder, wenn dieser Übermut selbst an den Tüchtigeren schon bei Lebzeiten von den Göttern gestraft wurde. Um im Bereiche nur der Dichtung zu bleiben, so kennt man das furchtbare Schicksal von Lenz; Maler Müller verkam moralisch; Leisewitz verfiel hypochondrischer Grübelei; Bürgern richtete sein sinnlich gewendetes „neues Herz" zugrunde. Und wie erging es gar solchen Genies, die nicht einmal die Grundlage einer freien, aber doch noch geregelten Betätigung, wie sie die Beschäftigung mit der Dichtung darbot, einem festeren Lebensaufbau zugute kommen lassen konnten. Christoph Kaufmann, der „wellenhaarige Kraftapostel", der Liebling Lavaters, einer der typischsten Vertreter dieser Zeit, ein Routinier des Sturmes und Dranges, mindestens schon Charlatan, vielleicht geradezu Schwindler, ist schließlich elendiglich zugrunde gegangen; das Los manches anderen war, günstiger, eine verdiente Vergessenheit.

In den achtziger Jahren aber war dieser Taumel im Weichen. Die Sache wurde jetzt vulgär, und das war natürlich ihr Ende. „Den glänzenden Namen Genie erhält man bald und wohlfeil," heißt es im Jahre 1783. „Eine kleine Portion deutscher Lektüre, ein Wips ins Schauspiel, hier Possen oder Deklamation weggehascht, aus jedem Studio ein paar Kunstwörter, aus Dichtern und Reisebeschreibungen aller Zeit eine Periode auswendig gelernt, die Miene eines Verehrers der Kunst angenommen, so wie man ein Buch sieht oder nennen höret, es zu kennen scheinen, von großen Männern wie von Dummköpfen sprechen, anmaßlich über alles, was auf Erden ist, urteilen, einen Roman über Geniesucht schreiben, die Bühne zu bereichern nicht vergessen, die Werke eines verstorbenen großen Dichters sammeln und mit seinen eigenen Gedichten durchwässert herausgeben, das Publikum heimlich betrügen, Musenalmanache und Journale mit Beiträgen unterstützen, die Dame seiner Gedanken in ungereimten Versen oder Epigrammen der Nachwelt bekannt machen, mit seichtem Raisonnement eine Gesellschaft unterhalten, einen witzigen Einfall so lange brauchen, bis man einen anderen gestohlen

hat — das heißt jetzt Genie haben, Genie sein . . . Das Publikum liest jetzt in jeder deutschen Stadt und in Leipzig, in dieser Autoren-Provinz, am allermeisten. Was nicht öffentlich gedruckt werden darf, wird heimlich gedruckt . . . Unter zehn jungen Herren kann man sicher acht für seinwollende Genies halten. Sie lassen ein gut verdauendes Publikum nicht verhungern[1]."

Inzwischen aber hatte sich dem Genieweſen parallel eine nicht minder abnorme Erscheinung entwickelt, der Geniekultus. Denn wenn gegenüber der Dissoziation des alten Anschauens und Denkens wie des früheren Wollens und Strebens kräftigere Geister die eigene Selbständigkeit ins Unermessene steigerten und damit den Indeterminismus der Geniezeit begründeten, bevor dieser zur kraftlosen Mode wurde, so gab es doch auch in den Anfängen der Geniezeit noch bei weitem mehr machtlose geistige Existenzen, die sich den neuen Einflüssen und zugleich der Suggestion des Genies selbst willenlos auslieferten: die Determinierten gleichsam der Empfindsamkeit und noch mehr des Sturmes und Dranges. Will man ihre Pathologie recht kennen lernen, so empfiehlt sich dafür nichts mehr als das Studium der Briefe Lavaters, dieses Wundertäters, Apostels, Sektenbildners von erstaunlich-suggestiver Kraft. Wie hat ihn doch Goethe auch in dieser Hinsicht reizvoll geschildert. „Die tiefe Sanftmut seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches andere, das ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja, seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen."

So war denn das Genie nicht bloß als das Anormale anerkannt; obgleich Ausnahme, hatte es dennoch auch noch den Freipaß des Modischen, für jedermann Erstrebenswerten erhalten. Und damit erschien denn wiederum, wie einstmals in

[1] Tableau von Leipzig 1783, S. 57.

der Reformationszeit, obgleich aus ganz anderen Gründen, die Vernunft der Welt erst recht als eine Metze, wenn sie ein galanteres Zeitalter auch nur als „Störerin der Empfindung und des Vergnügens" tadelte; und gleichzeitig nahm der Geschmack an den geistigen Perversitäten des Daseins zu: Ahnungen, wunderbare Träume, Wahnsinn, Selbstmordstimmungen trage man ihm vor, klagt Moritz in seinem Magazin für Erfahrungsseelenkunde (1762 f.), während Nachrichten über normales Seelenleben selten seien. Es ist die Zeit, in der auch viele der Besten dem allgemeinen Zuge der Entwicklung merkwürdige Zugeständnisse machten. Die einfachsten Grundlagen der sittlichen Welt begannen angezweifelt und bestritten zu werden; ein flaues und halbhysterisches Interesse für Verbrecher trat ein, man forderte die Abschaffung der Todesstrafe, und die poetische Verherrlichung von Kindesmörderinnen wurde zu einem typischen Zuge der Zeit: bis Goethe das Thema aus der massiven Diskussion der Bürger, H. L. Wagner und Sprickmann in die lichten Höhen der Faustragödie emporzog. Aber auch im übrigen wurde eine das Ziel weit überholende Kritik sozialer und sittlicher Einrichtungen beliebt; es bedarf nur der Lektüre einiger Dramen des Sturmes und Dranges, z. B. von Klingers Leidendem Weib oder Lenzens Hofmeister, um sich davon zu überzeugen. Von diesen Exzessen des sittlichen Gefühls aber war dann nur noch ein Schritt zu Exzessen auch der Anschauung; der Spiritismus gewann zusehends Anhänger und breiteres Feld, bis Gaßner und Mesmer Triumphe feierten.

Aus alledem ergab sich auch für breitere Schichten mindestens die äußerliche Nachahmung des Genialen. Weg, hieß es jetzt, mit den turmhohen Toupets, den übers Maß festen Schnürleibern, den stelzenartigen Absätzen der Stöckelschuhe; weg mit Puder und weg mit Reifrock. Statt dessen wurde eine natürlichere Haartracht Losung, und ihr sekundierte die Mode langwallender Kleider für die Frauen, während den Männern die Werthertracht in der Einfachheit ihres Schnittes,

ihrer Farbe und ihrer Fußbekleidung zufiel. Darüber hinaus aber wurde nach geselliger Ungezwungenheit gestrebt: bei Tisch gab es keine peinliche Rangordnung mehr, und ein Moderner vermied die alte Plage hergebrachter oder gar vorgeschriebener Redensarten und Gespräche. Kurz: eine nicht geringe Anzahl von Konventionalismen fielen, was vielfach als Erleichterung empfunden wurde. Aber die ganz Modernen gingen weiter. Sie verpönten das Kaffeehaus, den klassischen Zusammenkunftsort des Rokokos, und zogen in dunkle Kneipen oder in die hadernde Natur bei Donner und Blitz, sie rauchten bei jeder Gelegenheit Tabak und kümmerten sich den Teufel darum, ob dadurch die „wohlriechenden Kleider der Frauenzimmer" das Gegenteil ihrer Eigenschaft erhielten; sie wüteten im Theater bei Stücken des Sturmes und Dranges wie halb Wahnsinnige, und sie ersetzten in der Liebe die zierliche Phraseologie des anakreontischen Cupido wie ihr Objekt durch robustere Mittel. Der grobe Verfall einer hetäristischen Gesellschaft zog ein, und das Räuspern und Spucken der armen Schlucker, die sich auf Originalgenie eingestellt hatten, wurde zur Ungezogenheit.

Über all diesen Begleiterscheinungen aber, ja über den genialischen Auswüchsen der Zeit überhaupt darf nicht übersehen werden, was schon die Jahrzehnte des Überganges zu dem neuen Zeitalter Großes und auf Jahrhunderte Unsterbliches gebracht haben. Eine den Zeitgenossen selbst fast ungeheuerlich erscheinende Weitung des Seelenlebens trat ein: ganz neue Gebiete, unerforschte Regionen der eigenen Brust erschlossen sich, und unter dem Einflusse ihres Lebens wandelten sich auch die schon bekannten seelischen Aktualitäten, indem sie sich zu bei weitem feineren Schattierungen ihrer bisher bekannten Entwicklung und Auswirkung umbildeten. Es ist der Prozeß, der recht eigentlich die neue Zeit einleitete, und dessen Ergebnisse dauernd erhalten geblieben sind bis auf heute; im nächsten Abschnitte soll er in wenigstens den wichtigsten Richtungen dieser dauernden Wirkung geschildert werden.

Anfangs aber trat auch dies positiv Neue doch noch merkwürdig übertrieben auf.

Die Lektüre des Messias wird mit dem Verse empfohlen:

Willst du dich auf gen Himmel schwingen
Und hören, wie die Engel singen,
Und hören, was Jehovah spricht: —
So lies dies göttliche Gedicht.

Nach der Lektüre des ersten Teiles von Werthers Leiden mußte Zimmermann vierzehn Tage verstreichen lassen, ehe er sich an die des zweiten Teiles heranwagte; Stolberg empfand bei dem Lesen des Romanes die heftigste Neigung, Goethe zu umarmen; Bürgern erschien Goethe nach der Lektüre im Traume. Dramen des Sturmes und Dranges wurden unter einer erstaunlichen Beteiligung des Publikums gegeben; bei der Aufführung von Schillers Räubern eilte man in Leipzig schon drei Stunden vor Beginn auf die Theaterplätze.

Der Briefstil, dieser Prüfstein des Pulsschlages einer Zeit, war überhitzt, atemlos, antithesenreich, sprunghaft, abgerissen; begeistert und manieriert, affektiert und prophetisch. Dithyrambisch und wilderzentrisch drängten die Gefühle in die Sätze; schnell ging's aus dem Kopfe auf das Papier, den „Wisch". So kommt es Goethe, einem der ruhigsten noch der schöpferischen Köpfe, „immer vom Herzen, wenn ich schreibe; und wenn ich erst nachdenken oder studieren und rücken sollte: was? kriegten Sie in Ewigkeit keinen Brief". Klinger aber kann schreiben: „Lauf' Schlittschuh wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, lese meine Griechen und was mit ihnen. Mach' Gedichten und Zeug, hab' vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menschengefühl[1]." Ein leidenschaftliches Stammeln, durch fortwährende Ausrufe unterbrochen, bei denen die Ahs und Ohs nicht mehr genügen: daneben tritt das Haha! des Lachens. Das alles genialisch derb; Dutzen häufig, Brüder und Jungens die gewöhnliche Anrede; auch sonst ein Überspülen in die ungezügelten Wässer der Dialekte: in Summa allgemeine Erregtheit.

[1] Steinhausen, Gesch. d. D. Briefes 2, 276, 278.

Erregtheit, ein ständig wogendes Affektleben infolge der Aufmunterung der Gefühlsseite der Seele durch neue Reize: das ist die allgemeinste Signatur der Zeit. Darum der Kultus des Herzens, dessen Fülle zu erreichen höchster Wunsch ist, darum die Vorliebe für Musik und vor allem die neue pathetische Musik, die Gluck, der „Sonnenflieger", gebracht hat: darum der Satz Goethes, vom Gefühl müsse alles ausgehen und dahin zurückkommen.

Innerhalb des Gefühlslebens aber waren bei der allgemeinen Erregtheit der Zeit nicht die einfachen, sondern die sogenannten Mischgefühle, das Bitter-Süße, das Lustig-Traurige, das Wehmütige, das Rührende charakteristisch: eben nach ihnen hieß ihre erste Periode die der Empfindsamkeit. Da redet schon Heinse Gleim als „Grazienheiligen" an und schreibt ihm: „Ich drücke Sie noch einmal an mein wehmütiges Herz und gebe Ihnen den Kuß der zärtlichsten Schmerzen." Da schreibt Lavater an Herder in seinem ersten Briefe mit zugespitzter Feder und aus phosphoreszierendem Tintenfaß: „Jetzt, Freund, kann ich nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte lieber weinen — hinübergeistern — zerfließen — an deiner Brust liegen — meine Herzensfreude, zwei Freundinnen mit mir dir zuführen — und sogar — nicht sagen, blicken, drücken, atmen: „Du bist und wir sind." Und Tränen werden, wie einstens im zehnten Jahrhundert, ständige Zeichen und Begleiterinnen gesteigerter Empfindung. Wieland weint Tränen des Entzückens über Klopstocks Messias; Gleim weint, als er den Tod des Patroklus liest, Garve weint über Werther, und Herder schreibt: „O süße Tränen meines Lebens, im Arm der Freunde geweint! O süße Tränen der Freundschaft, wie göttlich seid ihr!" [1] So werden Tränen Zeugen der vornehmen Geburt neuer Weltanschauung: Wilhelm von Humboldt fühlt in seinen Jugendjahren unter tausend heißen Tränen eine neue Welt in sich erstehen; und so werden sie zu falschen Perlen literarischer Modeprodukte: in Johann

[1] Steinhausen a. a. O. 2, 285 ff.

Martin Millers Klostergeschichte „Siegwart" vergießt alles Tränen von der Erde bis an den Himmel, denn selbst der Mond sieht sich zu weinen veranlaßt.

Es ist die Stimmung, die später im Weltschmerze der Romantik in edleren Formen auftritt. Am Schlusse dieser Periode aber entwickelte sich aus ihr jener durch Tränen lächelnde, andeutungsreiche Humor, dessen Meister Jean Paul gewesen ist. Er beruht einmal auf der Empfindung, daß sich das Beste an den Gefühlen am Ende doch durch die Sprache nicht wiedergeben lasse, sondern nur symbolischer Andeutung fähig sei. In diesem Sinne hat schon Herder gemeint, daß sich „die besten Silberlaute des Herzens und Teilempfindungen nicht schreiben ließen". Und jener Humor ist anderseits in dem Bestreben begründet, sich aus dem Reiche der Empfindungen durch deren resignierte Objektivierung in das Reich einer höheren geistigen Freiheit zu retten: insofern wird er zu einem farbigen Spiegel, in dem das Edle nur liebenswürdig, das erschütternd Gewaltige nur kraftvoll, das Gemeine bloß toll, das Unverständige nicht mehr als tölpisch erscheint: und bedeutet einen leisen Anfang der Selbstaufhebung des erregten Gesamtzustandes der Zeiten sowohl der Empfindsamkeit wie des Sturmes und Dranges.

Im übrigen hat es diesem Zustande natürlich selbst in der Blüte seiner Entwicklung nicht an Gegnern gefehlt. Insbesondere kehrte sich der noch keineswegs abgestorbene Rationalismus gegen ihn bis zu dem Grade, daß er selbst einige der entschiedensten Anhänger von Sturm und Drang in sein Lager hinüberzog: und eben in diesem Kampfe hat die Aufklärung noch einmal eine radikalere Richtung entwickelt. Aber auch ein so sanfter Mann wie Wieland, der kluge Redakteur des „Merkur", konnte schon im Jahre 1771 in seinem Blatte die treuherzige Frage zur Beantwortung stellen: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?" Und ergingen sich damals die meisten Autoren noch in heftigen Angriffen

gegen die Luzianischen Geister, so schlug doch die Stimmung schließlich um, und Lichtenberg schrieb dem Enthusiasmus die boshafte Grabschrift: „Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Rezension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwei, drei, da geschahen tiefe Blicke ins menschliche Herz, man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntnis."

Schon um 1780 schien es, als ob die Bewegung im Abschwellen sei; wenigstens die Wogen des Sturmes und Dranges glätteten sich, und nur Empfindsamkeit allein schien als Dünung noch einstweilen zurückzubleiben: so „ennuyierten" z. B. in Leipzig bereits Dramen wie Hamlet, Lear, Julius von Tarent; was man sehen wollte, waren die dramatisierten Leiden des jungen Werthers. Da führte, jetzt wohl in wenigstens zunächst nur literarischer Bewegung, das Auftreten des jugendlichen Schiller noch einmal ein Aufflackern der seelischen Erscheinungen und Motivenreihen des Sturmes und Dranges, wenn auch in zusammengeschnürter Form, herbei; es kamen die Jahre der Räuber, des Fiesco, der Kabale und Liebe; und nur das unterscheidet diesen letzten verspäteten Wellenschlag, wie er sich bei so vielen sozialpsychischen Erscheinungen von Bedeutung wahrnehmen läßt, von der Originalzeit, daß in ihm schon konkretere, namentlich politische Motive überwogen.

Im übrigen aber wird man ruhiger. Die Geister, die sich während des Taumels als klar bewährt hatten, auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft ein Lichtenberg, Lessing, Kant, gewannen in der Nachwirkung früherer Schriften wie in neuer geistiger Betätigung das Ohr der Nation; und die Besten der Jungen, ein Herder, Goethe, Schiller, schlossen sich ihnen an, wenn nicht inhaltlich, so doch in der wachsenden Gleichmäßigkeit ihrer Anschauungen und Gefühle. Und eben von ihrem Wirken her entstand allmählich, von der Nation schließlich mit höherer Wärme aufgenommen, eine geistige

Strömung, die, bei aller Anerkennung der Errungenschaften des primitiven Subjektivismus, doch weniger dessen erste enthusiastische Lebensäußerungen festhalten, als die neue seelische Haltung verstehen und erleben, ja in neuer Weltanschauung und Dichtung schon als Ganzes ausmünzen wollte. Es sind die Anfänge der geistigen Grundlagen des Klassizismus.

Daneben dauern dann freilich Empfindsamkeit und Sturm und Drang als Unterströmungen noch fort. Neben die resignierten Genies von tragikomischem Humor und einem kleinen Stiche ins Närrische tritt das, was Jean Paul Titane genannt hat: Menschen, die „die Milchstraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantasie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollen, ohne eine Sehne darüber ziehen zu können," die problematischen Naturen jener Zeit, denen, wie sie Goethe beschreibt, keine Situation genug tut, und die keiner genügen. Und anderseits flüchtet sich die zur Konvention gewordene Sentimentalität der Gefühlszeit mit obligatem Kosmopolitismus und ein wenig Frivolität in das mittlere Bürgertum, soweit es philisterhaft ist oder eben durch diesen Prozeß den Charakter des Philiströsen erhält. Das ist das Lesepublikum der sogenannten Gesellschaftsromane des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der Erzeugnisse der Lafontaine und Kotzebue, der Schilling, Laun und A. W. Lindau. In ihren Büchern erscheinen, der bezeichnendste sozialgeschichtliche Zug vielleicht, empfindsame Sinnlichkeit und tränenreiche Moral als tatsächlich gleichberechtigt, wenn auch eine Zeit prophezeit wird, „wo Grundsätze allein die Quellen unserer Tugend wie unseres Glückes sein werden": noch verhindert in diesen Kreisen ein leiser Schlußwirbel der Erregtheit die Ausbildung einer neuen sittlich-subjektivistischen Dominante.

Aber auch sonst, als eine Form des Gefühlsausdruckes, in der Gestalt der „empfindsamen Reflexion", haben sich Spuren der Empfindsamkeit namentlich bei Frauen noch über den Wechsel des Jahrhunderts hinaus ziemlich allgemein erhalten. So schreibt die Königin Luise von Preußen im Mai 1807 an den Zaren: „On voit se réaliser en vous des perfections

qu'on aimait sans doute toujours beaucoup, comme un bel idéal avec lequel on occupe son âme sans jamais croire le voir réalisé."

Wichtiger ist ein anderer Zusammenhang: aus der sentimentalen Färbung des Subjektivismus entsteht durch Sturm und Drang hindurch und unter den Jahren des Klassizismus hinweg allmählich die seelische Disposition der Zeit der Romantik. Will man diesen Entwicklungsgang verstehen, so verlohnt es sich, von einem etwas veränderten Standpunkte noch einmal auf den Weg des jungen Subjektivismus zurückzublicken.

Geäußert hatte sich das neue Seelenleben zunächst in einer Erregtheit, die sich in tausend Gefühlen und Empfindungen brach. Eine überspannte Sinnigkeit, eine überreizte Tätigkeit der Vorstellungskraft hatte ein Schwelgen und Schwärmen, ein Sichwiegen und Sichhätscheln in schwellenden und schwirrenden Gefühlen herbeigeführt, in entschiedenen Fällen bis zur Unfähigkeit, sich den Gefühlsergüssen durch verstandesgemäße Vorstellungen zu entziehen oder gar zu willensstarken Taten treiben zu lassen. Es war ein Gefühlsüberschwang, der, wenn bis zum äußersten fortentwickelt, den Keim der Selbstvernichtung in sich trug.

Dabei hatten nun diese Gefühle nicht unbewußt und gleichsam naiv ausgetönt, sondern sie waren reflektiert worden. Der Einzelne hatte, eben weil er sich als Subjekt fühlte, seinem Innenleben kontrollierend, nicht selten bespiegelnd gegenüber gestanden; er war durch Reflexion ihr Zuschauer geworden. Auf diese Weise hatte die ständig lauernde Reflexion die Unmittelbarkeit der Gefühlsäußerung derart durchsetzt, daß diese, an sich schon sentimental schattiert, nun noch einmal und erst recht gebrochen ausklang.

Konnte nun die Selbstemanzipation des Subjektes auf die Dauer allein in dieser Selbstbewegung, die zugleich eine Selbstentäußerung war, bestehen? Sehr bald fanden die Menschen der sechsziger bis achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts in der Empfindsamkeit nicht mehr Ruhe; enttäuscht gingen sie dazu über, nur auf sich gestellt, ohne quietistische

Selbstbeobachtung Welt und Menschheit zu bezwingen. Es war die Periode des Sturmes und Dranges.

Aber auch sie war nur ein vorübergehendes Stadium der Selbstherrlichkeit. Am Ende sah man sich doch sehr objektiv in die Welt der Natur und Geschichte gestellt. Und indem man dies nun in der Form anerkennen mußte, daß man sich nicht mehr, zunächst auf dem Wege einer reflektierten Selbstbeobachtung, in sie verlor, begann man sich in eine neue, dritte Auffassung einzuleben. Diese Auffassung setzte die Welt der Gefühle nicht mehr bloß in Verhältnis zum menschlichen Innern, sondern vor allem auch zur Außenwelt, zur psychischen wie zur physischen, zu Natur und Geschichte. Indem dies geschah, war nun ein Doppeltes möglich. Entweder konnte sich der Widerspruch zum eigenen Ich mit einem Widerspruch zu der Welt der außer uns stehenden Erscheinungen kombinieren. Dann entstand ein Widerspruch des Subjektes zu jeglicher Wirklichkeit überhaupt: unvermittelt schieden sich Ideal und Wirklichkeit: und aus den Tiefen des Spaltes, der sie trennte, quoll der Weltschmerz der Romantik. Da kann denn das Individuum romantischer Zeiten tränenreich sein und leidesschwer; die Welt wird zum Friedhof der Menschheit, Todesgedanken schweben um jedes Haupt; der Frühling wird zum Symbol eines Lebens, das da frühe welken wird; bleicher Mondschein beherrscht selbst den Tag, und der Gedanke des Unterganges alles Edlen auf Erden bricht herein.

Aber auch eine zweite Lösung war denkbar. Das Individuum ordnete sich, obwohl seines eigenen Wertes klar bewußt, in der frohen Erkenntnis eben eines letzten harmonischen Zusammenhanges seines Daseins mit dem des Alls diesem All ein und durchflog lobsingend und begeisterungsselig seine weiten Gefilde in Natur und Geschichte. Dann mußte eine reiche, wenn auch noch philosophisch mystische Durchdringung der allgemeinsten natürlichen und historischen Zusammenhänge die Folge sein, die sich nur langsam zu mehr objektiver Beobachtung und Erforschung abklären konnte.

In der romantischen Periode sind beide Möglichkeiten ver-

wirklicht worden. Fruchtbar im höchsten Sinne wurde natürlich nur die Verwirklichung der zweiten; und in ihr geht die Zeit der Romantik langsam in die Periode jenes Realismus über, der für die dreißiger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts charakteristisch gewesen ist.

4. Es bezeichnet die Kurzsichtigkeit der älteren herkömmlichen Geschichtsbetrachtung, daß man die ganze reiche und überaus wichtige seelische Bewegung, von der bisher die Rede gewesen ist, aus nichts als den literarischen Vorgängen der fünfziger bis siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts herzuleiten pflegt. Da soll Klopstocks Messias die Empfindsamkeit, Goethes Götz von Berlichingen Sturm und Drang hervorgerufen haben. Welch naive Umkehrung von Ursache und Wirkung, und welche Armut der geschichtlichen Anschauung! Aber auch damit hat sich dieser und jener Forscher noch nicht begnügt. Innerhalb der literarischen Strömung sollen es wiederum fremde Einflüsse gewesen sein, die den „eigentlichen" Ausschlag gaben: und für den Übergang der Nation von einem seelischen Zeitalter zum anderen, von der schon so wundersam reichen Kultur des Individualismus zu der noch ungleich höheren und umfassenderen des Subjektivismus werden schließlich Shakespeare und Rousseau, ja am Ende wohl gar Ossian und Yoricks Empfindsame Reise verantwortlich gemacht.

Gegenüber solchen Auffassungen kann die Kritik der älteren historischen Methode einfach sein; es genügt, sie in die biblischen Worte: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, zusammenzufassen, — und es bedarf wahrlich nicht mehr des Nachweises, den ungewollt und fast unbewußt der Inhalt der ganzen Erzählung dieses Bandes erbringt: daß Weltanschauung und Dichtung, bildende Kunst und Musik, daß alle historisch neuen Lebensäußerungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt dem einen großen Ursachenkomplexe, dem Übergange zu einer subjektivistischen Form des Seelenlebens verdankt werden.

Damit werden natürlich fremde Einflüsse nicht geleugnet.

Aber es ist dringend an der Zeit, sie auf das Maß ihrer tatsächlichen Wirkung zurückzuführen, das selbstverständlich nicht durch den bloßen Nachweis einiger direkten, vielleicht nur auf wörtlichen Übereinstimmungen beruhenden Zusammenhänge zwischen Autoren und Büchern des In- und Auslandes und dergleichen bestimmt werden kann.

Da ist denn zunächst kein Zweifel, daß die beiden größten westeuropäischen Völker, Engländer und Franzosen, früher als die Deutschen in die Kultur eines subjektivistischen Zeitalters eingetreten sind. Und das hatte zur natürlichen Folge, daß sich bei ihnen auch manche Ergebnisse frühsubjektivistischer Kultur früher einstellten als in Deutschland, und daß damit bei dem bestehenden regen west- und mitteleuropäischen Verkehre ein Austausch geistiger Errungenschaften eintrat, der vornehmlich Deutschland zugute kam. Verlief er vielfach unmerklich, und sind seine Bahnen, namentlich so weit es sich um geistige Einfuhr aus England handelte, noch nicht völlig aufgeklärt, so stellte sich daneben die besonders leicht zu übersehende Einwirkung einzelner hochragender Geisteshelden ein, unter denen auf französischer Seite vornehmlich Rousseau und auf englischer Shakespeare und Macpherson hervorragen.

Der geringere Einfluß kam, ins Ganze gerechnet, wohl von Frankreich. Goethe hat für einen Teil dieses Einflusses das Alterswort geprägt: „Wo die Franzosen des 18. Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend". In der Tat hielten sich in Frankreich, vornehmlich infolge der Wirksamkeit Voltaires, des großen Gegners Rousseaus, zu viel Elemente des Rationalismus, als daß deutsche Empfindsamkeit und deutscher Sturm und Drang von ihnen auch nur an einem Punkte entscheidend hätten gefördert werden können.

Anders stand es mit Rousseau. Aber war Rousseau so ganz ein Vertreter der französischen Kultur? Voltaire hat die neue Héloïse „un sermon suisse" und Rousseau „demi-Gaulois, demi-Allemand" genannt[1]. In der Tat ist er kulturgeschicht-

[1] Zitate bei Texte in Petit de Julleville 8, 691.

lich neben den älteren Haller zu setzen; beider Wiegen standen nicht weit voneinander; sie sind wie gleichgeartete Quellen, deren Wässer nach verschiedenen Ozeanen ablaufen. Und ist die literargeschichtliche Stellung der Schweiz mit ihren verschiedenen Volksbestandteilen nicht schon mehr als einmal gleichsam die einer Wetterwarte zwischen dem romanischen und dem germanischen Europa gewesen? Die Eidgenossen gleichen hierin den Vlamen, die an dem anderen Flügel der germanischen kontinentalen Westgrenze eine ähnliche Rolle gespielt haben: in der Vermittlung keltogermanischer Stoffe der Dichtung während des früheren Mittelalters, in der großen Städtepolitik des 14. und 15. Jahrhunderts, in den Einflüssen der Antwerpener Malerschule, neuerdings in dem Wirken von Männern wie Meunier und Maeterlinck.

Von Rousseau hat der Contrat social in Deutschland weniger gewirkt; man war im alten Reiche des politischen Theoretisierens müde. Desto mehr schlug der Emile durch — mehr selbst als in Frankreich; es war einer der schweizerischen Erziehungsromane, die in Deutschland stets Teilnahme gefunden haben. Geringer wiederum, aber doch noch stark genug war die Wirkung der Neuen Héloïse. Daß aber durch sie Elementargefühle der Empfindsamkeit und gar erst des Sturmes und Dranges ausgelöst worden wären, läßt sich nur mit großer Vorsicht und in enger Begrenzung behaupten; vielmehr waren es auf sie begründete besondere Lehren, die zündeten. Und auch in ihnen war der einfache Drang zur Natur, wie sich bald zeigen wird, die unvermeidbare Folge der in Deutschland selbständig entwickelten seelischen Umwälzungen, und höchstens für deren Konsequenz, das Aufsuchen der Natur als des Originalen, unbewußt Genialen, die Menschen mit primitivem Segen Beglückenden, läßt sich Rousseaus Vorbild stärker betonen. Aber auch hier darf nicht vergessen werden, daß Hamann Rousseau geradezu abgeneigt war; daß Herder eher im Gegensatze, als in Zustimmung zu ihm stand, da ihm seine eingehenderen geschichtlichen Kenntnisse die Rousseausche Überschätzung des Naturzustandes verboten; daß später selbst Humboldt sich von Rousseau kaum

berührt zeigt, obwohl sein Lehrer Forster ein Apostel Rousseaus gewesen ist. Im ganzen erscheint der Einfluß Rousseaus in den Zeiten des primitiven deutschen Subjektivismus doch noch unvermittelt, so wie eine äußerliche Gewalt, ein Platzregen etwa, einwirkt; innerlich aufgenommen, dann aber auch zu etwas ganz Neuem verarbeitet, haben ihn erst die Romantiker, ein Arndt, Wackernagel oder Wolfgang Menzel.

Tiefer haben zu früher Zeit in gewissem Sinne die Engländer eingegriffen. Noch durch die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus in den Spitzen ihrer geistigen Bewegung von den Niederländern geführt, dann seit der glorreichen Revolution in frischerem Leben dem Subjektivismus zustrebend und somit den Deutschen um eben nicht viel mehr als etwa zwei Menschenalter voraus, schufen sie bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein Werke, die der deutschen Entwicklung so ständig und stetig vorausgingen, daß sie von dieser kaum übersehen werden konnten. Da wirkten Pope und Milton; da verkörperte Defoes Robinson Crusoe lange vor Haller und Rousseau und auch noch vor Schnabels Insel Felsenburg den Drang in die Ferne und den Reiz des Primitiven; da stimmten Richardsons Romane rührsam und nährten Youngs Nachtgedanken seraphische Gluten. Dann tauchte zuerst der Kultus Shakespeares in spärlichen Anfängen auf, bis der Dichter dem Sturm und Drange ein irreführender Lehrer dramatischer Komposition wurde; Macphersons Ossianlieder hauchten Äolsharfenklänge in die Herzen einer verderbten Menschheit, wenn der Sänger des Abends, zwischen Leben und Tod, bei dem bleichen Scheine der Sterne oder des stillen Freundes, des Mondes, die Harfe hob, um im säuselnden Hall der Töne den Sang anzustimmen von Stimmungen des Uranfanges und Gefühlen der Vorzeit — und Lorenz Sternes, des geriebenen Landpfarrers, Tristram Shandy und Empfindsame Reise[1] gewann auch denen Rührung ab,

[1] Der Übersetzung der Sentimental journey of Yorick (1768), in der das Wort sentimental mit empfindsam wiedergegeben war, verdankt die Periode der Empfindsamkeit auch ihren Namen. Das Wort verbreitete sich

die gelegentlich andere als empfindsame Gedanken nicht verschmähten: Jacobi hat sie in seinen „Sommer- und Winterreisen" nachgeahmt, und alles in diesen atmet Sanftmut, Weichheit und Duldung „selbst gegen Tiere und Jesuiten".

Dabei war die Wirkung teilweise gewaltig: wer wird sich ihr selbst heute noch entziehen, wenn er sich in der Lektüre von Werthers Leiden den Stellen nähert, da Übersetzungen aus Ossian die Stimmung vertiefen und erbreitern? Aber häufig blieb sie auch äußerlich. In welcher Art, mag ein Detail aus dem Leben Johann Georg Jacobis zeigen. Der Dichter las in Düsseldorf zusammen mit seinem philosophischen Bruder Heinrich Yoricks Empfindsame Reise. „Wir sahen einander stillschweigend an; ein jeder freute sich, in den Augen des anderen Tränen zu finden. Wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers ... Sanftmut, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, diese ersten Tugenden lehrte er seine Schüler; wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der meisten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden! Wir alle kauften uns eine Schnupftabaksdose von Horn, worauf mit goldenen Buchstaben auswendig der Name „Pater Lorenzo" und inwendig „Yorick" steht; wir alle taten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte sich in unserer Gesellschaft einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung

sehr rasch; 1774 war es so bekannt, daß es Adelung in sein Wörterbuch aufnahm. Hamann braucht dafür in einem Briefe an Jacobi sehr bezeichnend Empfindseligkeit. Der Vorschlag Abbts (Vom Verdienste, 1768, S. 115), für Sentiment Empfindnis zu sagen, drang nicht durch. Das Gegenteil von empfindsam bezeichnete der Übersetzer Gregorys 1778 mit unfühlbar, Goethe um eben diese Zeit mit unfühlend, Schiller 1789 mit fühllos. Die Sache war natürlich weit älter als alle diese Wörter.

auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dies nicht sogleich den verlangten Eindruck auf ihn macht, so muß er zur Strafe die hörnerne Dose mit einer anderen vertauschen, bis er sie durch eine besonders gutherzige oder sanftmütige Tat sich wieder erwirbt. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttische eine solche Dose stehen haben, denn ihnen gehören in einem höheren Grade die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihren Tönen, aus ihren Urteilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk, die Lorenzdose, ... als ein uns heiliges Ordenszeichen. Anderen soll dieser gedruckte Brief unsere Gedanken mitteilen." Dieser Brief wurde die Stiftungsurkunde eines Lorenzoordens, dessen Symbol die Dose, dessen Wahlspruch: auswendig Mönch, inwendig Yorick! war. Jacobi gelobte sich, an fremden Orten jeden ihm aufstoßenden Unbekannten mit der Dose sofort als Bruder zu umarmen. In Hamburg und Frankfurt a. M. wurden Lorenzodosen in Fülle gefertigt; sie wurden Gegenstand kaufmännischen Vertriebes und gingen bis Dänemark und Livland. Schließlich verbreitete sich die Dosenverbrüderung bis nach Italien und Sizilien und verschwisterte sich hier mit theosophischen Schwärmereien. —

Nicht immer natürlich sind die fremden Einwirkungen gleich sichtbar — wir müssen freilich auch sagen: gleich unbedeutend. Eben da, wo sie stärker mitspielen, vermischen sie sich auch eingehender mit dem schlechthin Einheimischen der Entwicklung, so daß sie nur mit diesem vereint zur Darstellung gelangen können. Und da zeigt sich denn, daß, so original auch die primitiven Wirkungen heimischer Reizvorgänge auf das Seelenleben in Gefühl und Empfindung waren, doch schon der Ausprägung dieser neuen Gefühlsaktualität in der Anschauung und selbst im Willen fremde Zusätze, wenn auch mit geringer spezifischer Wirkung, beiwohnten.

Inwieweit das auf dem Gebiete der Anschauung der Fall

war, ergibt sich, wenn wir jetzt den Naturalismus betrachten, der in einer bisher unerhörten Intensität die natürliche Folge einer anfangs fast unbedingten und willenlosen Hingabe an die Welt der psychischen wie physischen Erscheinungen gewesen ist.

Am einfachsten und frühesten äußerte sich dieser Naturalismus als Naturgefühl. Von diesem Punkte aus wurde die Naturanschauung schon früh in den Anfängen der Robinsonaden geweckt, wie sie bis auf den Simplizissimus zurückgehen. Daneben trat, nicht minder früh, eine vermehrte Vorliebe des Städters für das platte Land und insofern die freie Natur überhaupt; der Garten beginnt eine Rolle zu spielen, und was man in der Natur sucht, ist vor allem die Anmut: „die Anmut, welche schattigte Gebüsche und das Rieseln des vorbeifließenden Wassers verursachen". Doch bald greift man weiter, der Eindruck des Erhabenen wird aufgesucht, und die Zeit der Fahrten ins Hochgebirge bricht an. Dabei werden die ersten, noch keineswegs ungefährlichen Reisen, wie z. B. die zahlreichen Exkursionen Scheuchzers, in gewissem Sinne auch noch die Hallers, vornehmlich in wissenschaftlichem Interesse unternommen.

Allein schon in Hallers Berichten, vor allem in seinem Gedichte „Die Alpen", wird doch auch eine anderer Ton angeschlagen: die große Natur in ihren ästhetischen Werten war es, die neben der Einfachheit der Schweizersitten anzog. Es ist die Richtung, der dann der Genfer Eidgenosse Rousseau mächtiger Bahn brach; erst die Neue Héloise (1761) vermittelte der ganzen mitteleuropäischen Welt in der noch ungekannten Alpennatur einen Quell neuer Genüsse.

Nun wagte man sich langsam auch an das eigentliche Hochgebirg. Voran ging wiederum der Eifer großer Naturforscher, in denen sich Naturfreude und Wissenstrieb verbanden. So bestieg Saussure 1787 den Montblanc, von Hohenwart und Genossen bezwangen 1800 und 1802 den Großglockner, und 1804 und 1805 wurde von Pichler und Gebhard der Ortler erklommen.

Während man aber so das Gebirge eroberte, erschloß man in weiten Ritten und Fußfahrten auch mehr als je und noch früher das platte Land; und tägliches Spazierengehen aus Gesundheitsrücksichten wurde gewöhnlicher, während Professor Baumgarten in Halle aus diesem Grunde noch Holz — im Zimmer — gesägt hatte.

Ja sogar dem flüchtigen Elemente des Wassers in Strom und See näherte man sich. Noch im 17. Jahrhundert war in Deutschland im Freien gebadet worden, wie ein ansprechendes und von seiner sonstigen Art abweichendes Bild Ph. Wouwermans in der Liechtensteinischen Galerie beweist. Dann aber hatte man sich von der Natur bis zu dem Grade zurückgezogen, daß jedes Baden im Freien als unanständig galt. Nun brachte es die neue Gesellschaft, und in ihr besonders die höheren Schichten, wiederum zu Ansehen; mit als die ersten haben sich die jungen Grafen Stolberg von neuem in freiem Wasser getummelt. Gegen Schluß des Jahrhunderts verlief die Bewegung dann so breit, daß, von den Schweriner Fürsten begründet, im Jahre 1793 zu Heiligendamm bei Doberan das erste deutsche Seebad eröffnet werden konnte. Und noch heute stehen hier die ursprünglichen Bauten, worunter der Festsaal im griechischen Stil mit der Aufschrift in Giebelfeld:

Hic te laetitia invitat post balnea sanum.

Lief nun diese Annäherung an die Natur auf ein wirkliches Leben in ihr und auf Stählung des Körpers durch sie, also auf ein im ganzen mehr unbewußtes Einordnen der eigenen Person in sie hinaus, so wurde daneben, für die geistige Entwicklung noch wichtiger, zugleich auch ein viel subjektiveres Verhältnis des Menschen zur Natur überhaupt begründet.

Auf dem Gebiete der Weltanschauung hatte die Teleologie des Rationalismus zur Auffassung der Natur zunächst als der Verkörperung eines allweisen Schöpfers geführt: eine Auffassung, die für weite Kreise noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein in aller Frische erhalten geblieben ist. Innerhalb dieses

Ideenkreises fand nun schon der noch halbschürige Subjektivismus der pietistischen und der spätrationalistischen Welt reiche Gelegenheit, die ganze Schöpfung mit frommen Gefühlen zu erfüllen. So hat schon Brockes sein Irdisches Vergnügen in Gott von diesem Standpunkte aus geschrieben, und tausend Nachahmungen sind seiner Dichtung gefolgt. Bald aber galt die Empfindungsseligkeit der Natur auch ohne diesen frommen Einschuß, und selbst vom Standpunkte des Rationalismus konnte sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts motiviert werden. So schreibt 1749 Buffon, der in Deutschland mit Liebe und Begeisterung gelesene französische Naturforscher: „Der Mensch verkehrt die Natur seiner Seele, wenn er sie nur anwendet, um zu empfinden; sie ist ihm gegeben, um zu erkennen. In dem ruhigen, aber unablässigen Fortschritte des Erkennens erhöht die Seele sich selbst; sie lernt sich selbst genügen und den Selbstgenuß im Genuß des Universums finden." Indes die Meinung der deutschen Empfindsamkeit war das doch nicht: sie hat vielmehr um ein paar Jahrzehnte später Friedrich Leopold Stolberg mit dem frommen Verse getroffen:

Süße heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband.

Gewiß: „Selbstgenuß im Genuß des Universums": aber ein Genuß, der das Ausruhen des ungeteilten, in unbewußter Empfindung seines Daseins als Ganzes lebenden Menschen in der Naturbeseelung bedeutete und Einverleibung der Natur in die Seele in diesem Sinne: das war es, was man mit allen Fibern erstrebte. Da wurde das Wogen der Saaten zum Gesang, da begannen Tag und Nacht sich im abendlichen Dämmerschein leise zu grüßen, da streute der Mond seinen Silberglanz über Berg und Tal, während die Sterne als Phantasien der Natur am Firmamente hinzogen: da war die Natur freigebig und heiter, ernst und wehmütig, ja lachte und scherzte: und jegliche Landschaft sah man im ganzen Widerhall der eigenen Gefühle: nicht symbolisch, sondern in tatsächlicher Übertragung menschlicher

Empfindung schien sie beseelt. Und wie die Morgenröte verklärt oder das Sonnenlicht küßt, so spricht das Schilf am See und die Tanne auf schroffem Felsgezack, und der Tau des Grashalms wird zu perlenden Tränen.

Mit welch außerordentlicher Intensität unter solchen Umständen eine besonders große Natur auf hochbegabte und hochgemute Seelen wirkte, das hat, in den Ausgangszeiten des Frühsubjektivismus, wohl niemand besser erfahren oder wenigstens geschildert, als Wilhelm von Humboldt, da er die Alpen gesehen hatte. „Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder und widerstrebend trotzender Stärke erfüllt; nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele mehr ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft. Wenn ich manchmal aus einem engen, umschlossenen Tal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah: wie sich die Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blickes in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte!"

So heroischer Empfindungen freilich wurden die Zeitgenossen der Empfindsamkeit und selbst des Sturmes und Dranges im allgemeinen noch nicht gewürdigt. Aber auch für sie, für jeden höher und frischer Empfindenden der Zeit wurde der sympathische Zusammenhang dunklen menschlichen Fühlens, der halb unbewußten Vorgänge in der Seele mit der Natur so gut wie ständig hergestellt: und ein Goethe konnte in diesem Zusammenhange gar von „einer wundersamen Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur" reden, „von einem innigen Anklingen, einem Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tages- und Jahreszeiten oder was sonst sich ereignen konnte, . . aufs innigste berührte."

Es sind Empfindungen, in denen die Natur immer wieder doch nicht bloß als objektiv beseelt erscheint, sondern gleichsam als subjektiv und selbsttätig mitfühlend, als triebbegabt, als drangvoll und sehnsuchtsreich eigener Hingabe an das menschliche Empfinden zueilend. Eine Auffassung war damit erreicht, die sich durch die bloße Belebung der Natur allein doch nicht erklären läßt. Voll verständlich wird sie erst durch die wunderbaren Formen, die inzwischen der Verkehr zwischen Mensch und Menschen angenommen hatte: denn sie ist bis zu einem gewissen Grade eine Nachbildung, ein Abklatsch dieses Verkehres.

Da liegt es nun in der Natur der Sache, daß jeder zunehmende Subjektivismus den Verkehr unter den Menschen steigern mußte: denn während die individualistische Persönlichkeit in sich abgeschlossen gelebt hatte, ist es die Eigentümlichkeit der subjektivistischen, im Trieb- und Willensleben wie in der Gefühlsäußerung aus sich herauszugehen: schon die Wandlungen des Wirtschaftslebens, die auf einem stetig verstärkten Verkehre beruhen, weisen in dieser Richtung. Mit welcher Wucht aber, mit welcher Leidenschaft und welcher rastlosen Energie nahm das neue Zeitalter diesen Verkehr auf! Nicht äußerlich entwickelte man ihn; wiederfinden wollte man sich selbst in seinen Nachbarn, und ganz allgemein war der Mensch dem Menschen interessant. Es sind Zusammenhänge, die von jugendlichen Menschen mit all der Emphase der Empfindsamkeit ausgesprochen wurden:

> Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
> Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
> Und umarmend küßt' ich sie. (Schiller.)

Aber auch der besonnene Denker huldigte dieser Theorie des gegenseitigen Einverleibens und Ineinsfindens. So führt J. A. Eberhard in seiner „Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens" (1776) in Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie aus, daß wir uns „in den geselligen Empfindungen mit dem Gegenstande vermischen und uns in anderen zu vergnügen glauben"; und diese „Verschmelzung

unseres eigenen Vergnügens mit dem außer uns an anderen zu wirkenden, weit entfernt, der menschlichen Natur zum Vorwurf zu gereichen, ist ihr" seiner Meinung nach „die größte Ehre". Es ist jener Untergrund psychologischer Auffassung, aus dem die Sehnsucht nach intimen gegenseitigen Beziehungen, ja mehr: der enthusiastische Freundschaftskult als eines der auffallendsten Wahrzeichen des frühen Subjektivismus hervorquillt. Wie tief ergreifend klingt doch dieser Kult schon jenseits der Jahre seiner eigentlichen Blüte noch in Schillers Don Carlos nach, da der Prinz den Marquis Posa nach längerer Trennung zum erstenmal wiedersieht:

Ist's möglich?
Ist's wahr? Ist's wirklich? — Bist du's? — O, du bist's!
Ich drück' an ‚meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen!

Und wie gewinnt dieser Kult in seinem eigensten Kern, in dem Aufgehen der Persönlichkeiten der Freunde ineinander, in diesem Aufsaugen zu einem einzigen, ununterschiedenem Ganzen klassisch-typischen Ausdruck in Goethes Versen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

In den starken Zeiten des Freundschaftskultes aber schließt man heilige Bünde zu Mondnachtsstunden im Eichengrund und vereint sich im Kusse mit dem Freund wie mit einem zweiten Gewissen; Bruder oder auch Seelenbruder und Freund werden identische Begriffe; und wenn man scheiden muß, da scheint wohl erst recht die eine Seele in die andere zu fließen, bis man in letzten Umarmungen, letzten Blicken: in schrillem Risse der Seelen voneinander scheidet. Aber die voneinander Getrennten tröstet ein zu ganzen Bergen von Papier anwachsender

Briefwechsel, in dem sich Kantilenen der Freundschaft und Liebe durch halbe und ganze Dutzende von Seiten ergießen: ganz sucht man auch jetzt noch sich zu durchdringen, zu genießen. So werden die Briefe zu „Blättern der Empfindung und Freundschaft"; die Begriffe Korrespondent und Freund zeigen Neigung ineinander überzugehen; man kann nach Briefen seufzen und durch Briefe erquickt werden; es können durch Briefe sich Freundschaften, ja Verlobungen anknüpfen, ohne daß man einander schon persönlich kannte: Goethe und die Gräfin Auguste Stolberg, die leidenschaftliche Briefe miteinander wechselten und beide sehr alt wurden, haben sich nie gesehen; Schillers Freundschaft mit der Familie Körner ist wenigstens durchaus schriftlich begründet worden; Elise Hahn hat Bürger geheiratet, nachdem sie sich an seinen Gedichten in ihn verliebt hatte und in Briefwechsel mit ihm gekommen war; und Schillers Meininger Schwager Reinwald hat sich zuerst in einen Brief seiner Frau, dann erst in diese selbst verliebt[1].

Dabei wurden Freundschaften mündlich wie brieflich sehr leicht geschlossen; eine edle Handlung, ein gefühlvolles Lied, eine gedankenreiche Schrift führten die Geister zur Verbindung nicht nur, nein alsbald zur Verbrüderung. So schreibt selbst der kritische Merck an den ihm unbekannten Verfasser des Briefes an die Freidenker (J. G. Jacobi): „Erlauben Sie mir, wer Sie auch sein mögen, Sie meinen Bruder zu nennen." Und solche Herzensergüsse behielt man nicht bei sich; man teilte sie anderen mit, man ließ sie gar drucken: unzählig war die Menge der auf diese Art begangenen Indiskretionen und schwer der Ärger, der sich oft genug über sie erhob. Aber das alles beseitigte nicht die allgemeine geistige Haltung: die Welt erschien vor allem als Menschenwelt wieder ganz verjüngt, und fast der Eindruck eines kindlichen Treibens ergibt sich aus diesem Durcheinander rasch erwirkter Sympathien.

Wie aber sollte mit all den Versuchen, die Menschen zu

[1] Steinhausen a. a. O. 2, 385.

lieben, nicht auch das Bestreben, sie kennen zu lernen, parallel gegangen sein? Die Zeit ist voll von dem Bedürfnis der Menschenkenntnis, der Kenntnis anderer und der Kenntnis seiner selbst. „Wen es noch einige Mühe kosten sollte," sich in meine Theorie vom Ursprunge der angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu versetzen, schreibt Sulzer im Jahre 1751, „dem kann ich sagen, daß ich seit etwa sechs Jahren auf das, was bei einer angenehmen Empfindung über irgendeinen Gegenstand in meiner Seele vorging, die genaueste Aufmerksamkeit gewandt habe." Und nicht bloß Psychologen waren Selbstbeobachter. Das *Γνῶθι σεαυτὸν* ist eine der Lieblingslosungen der Zeit; und schon nach Hamann beginnt jede Erkenntnis echt subjektivistisch mit Selbsterkenntnis, wozu freilich auch der Verkehr mit anderen notwendig ist, denn in der Seele seines Nächsten schaut der Mensch wie in einem Spiegel besonders leicht sein verborgenes Wesen. Neben die Selbsterkenntnis aber trat auch als Selbstzweck die Erkenntnis anderer. Auch hier malt Wilhelm von Humboldt das Wesen der Zeit, wenn er von sich selbst berichtet: „Ich hatte damals eine Art Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Die Hauptsache lag mir an der Kenntnis. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eigenes Studium."

In der Tat schritt die Zeit auf allen nur denkbaren Wegen zum psychologischen Studium fort. Da trat neben Lavaters physiognomische Bestrebungen später Galls Schädellehre, neben guten Beobachtungen tauchten die abenteuerlichsten Vermutungen auf; überall forschten und sondierten Physiognomiker und Phrenologen, und man meinte wohl, berühmte Leute täten gut, sich vor ihnen, wie heutzutage vor Photographen, in acht zu nehmen. Auch eine wirkliche Wissenschaft empirischer Psychologie setzte ein; wir werden von ihr noch genauer zu erzählen haben.

Was aber sie, und damit erst recht alle anderen Beobachtungen kennzeichnete, war dies, daß man im allgemeinen beim Einzelfalle stehen blieb. Die Psychologie insbesondere gelangte durch einseitige Hervorhebung des Singulären in ihrem Erfahrungsmaterial schließlich zu einer so bunten Anhäufung von Einzeltatsachen, daß sie das Notwendige und Gesetzmäßige an ihnen nicht zu finden wußte: worauf sie an Überlastung elend zugrunde ging. Um so mehr gewann auf dem eingeschlagenen Wege die gemeine Erfahrung. Man sieht sie ordentlich wachsen, wenn Heinse einmal an Gleim schreibt: „Aus den Briefen eines Menschen kann man am besten sehen, wie mancherlei Zufällen ein Mensch unterworfen ist, wie die Donnerwetter, Regen und heiterer Himmel und Frühling, Sommer, Herbst und Winter in dem menschlichen Herzen und Geist abwechseln; kann man das nicht daraus ersehen, so sind es keine Briefe, wenigstens keine freundschaftlichen." Dabei wandte sich das Interesse natürlich ganz besonders den modernsten Erscheinungen des Seelenlebens zu, den „Empfindungen und Leidenschaften": diese in ihrer Entstehung, ihrer Verwandtschaft, ihrer Umwandlung, Wachstum und Abnahme kennen zu lernen, wurde kein Mittel, vor allem auch nicht das der Selbstbeobachtung, gescheut[1].

Und das Ergebnis war außerordentlich. Auf den landläufigsten Gebieten des psychologischen Empirismus kam man bis zu einer fast haarspaltenden Eindringlichkeit der Beobachtung; so hat Abbt zwischen 1756 und 1760 eine Schrift mit dem Titel verfaßt: „Beweis, daß die Freundschaften unter den meisten Damen viel sublimer seien, als die Freundschaften unter den meisten Personen des anderen Geschlechts." Das Gesamtergebnis aber hat Goethe kurz und gut in einem bekannten Satze von Dichtung und Wahrheit (Buch XIII) zusammengefaßt: „und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt".

[1] Eberhard, Allg. Theorie des Denkens und Empfindens (1776).

Es ist ein für die Geschichte aller Phantasietätigkeit entscheidendes Ergebnis, soweit diese den Menschen zum Gegenstande hatte. Ein ganz neuer, höherer Naturalismus der Beobachtung und künstlerischen Wiedergabe trat ein, als ihn je ein früheres Zeitalter deutschen Seelenlebens gekannt hatte: nicht bloß, daß das Feld der psychologischen Beobachtung außerordentlich erweitert war, auch die Intensität der Erfassung war überwältigend. So trat z. B. die volle Beobachtung der sozialpsychischen Kräfte, namentlich der unbewußt waltenden, erst jetzt auf: Herder war es, der sie zuerst klar schauenden Blickes im Bereiche dessen, was er Volksseele nannte, entdeckte: und der Intensität der Gefühlsbeobachtung entsprang wie eine neue Dichtung, so vor allem auch eine neue Musik von unerhörter Dynamik, als deren erster, seiner Stellung sich voll bewußter Meister der Ritter von Gluck verehrt wurde.

Gewiß war damit Seelenkenntnis und Kraft und Kunst der Wiedergabe seelischer Vorgänge noch nicht bis zu dem Grade von Eindringlichkeit und Umsicht gesteigert, über welche die heute verlaufende Periode des Subjektivismus verfügt; noch Jean Paul, dieser Spätling des Seelenlebens der Empfindsamkeit, malt, wo er Narren und seltsame Begebenheiten schildern will, seltsam und närrisch: schildert also Stimmung und Gefühl direkt und hat nur hier und da Vorahnungen der suggestiven indirekten Darstellungsformen der Gegenwart. Aber darüber lassen doch Dichtung und Musik, wie auch die seelischen Seiten der bildenden Kunst und der Weltanschauung, keinen Zweifel, daß ein von der Fähigkeit des individualistischen Zeitalters durch eine gewaltige Kluft geschiedener Naturalismus entstanden war, der sich in entwicklungsgeschichtlich einem neuen Zeitalter angehörigen Schöpfungen auswirkte.

Das Gleiche aber, wie für die Kenntnis des Menschen, gilt auch für die Auffassung der Natur und ihre phantasievolle Wiedergabe. Wie die neue Zeit im Bereiche des Seelenlebens erst das Sozialpsychische, man möchte fast sagen, ent-

deckte, so entfaltete sie auch erst den Sinn für die Erhabenheit allgemeinster, namentlich der herkömmlichen Meinung nach gestaltungsarmer, verschwommener Naturerscheinungen: der Wolken, des Himmels als Trägers von Lichteffekten überhaupt, des Meeres mit dem verwirrenden Bilde seines Wogendranges, der Licht und Luft ein- und ausatmenden gleichförmigen Ebene. Es ist der Natursinn gleichsam der kosmischen und physischen Geographie großen Stils; Klopstock ist sein erster Meister gewesen.

Zugleich aber nahm auch die Intensität der Naturbeobachtung überraschend zu. Es würde Aufgabe eines besonderen Werkes sein können, dies eingehend nachzuweisen, wie uns denn Einzelheiten dieses Vorganges in der späteren Erzählung des Verlaufes der Dichtung wie der bildenden Künste immer wieder begegnen werden: hier kann es nur darauf ankommen, sich des Eindruckes des erfolgten Fortschrittes an einem Beispiel zu vergewissern.

Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts dichtete Paul Gerhardt:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr' hin, ein' ander Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssaal:
Also werd' ich auch stehen,
Wann mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammertal.

Ein Jahrhundert später aber singt, freilich ein besonders fortgeschrittener Vertreter der Dichtung seiner Zeit, Gottfried Bürger[1]:

Nun ruht, ihr matten Kräfte,
Vom Joche der Geschäfte,
Das unsern Nacken drückt.
Schau, wie der Quell der Wonne,
O Seele, wie die Sonne
Mit rotem Antlitz nach dir blickt.

Noch seh' ich ihre Strahlen
Den Abendhimmel malen:
Noch hängt ihr Silberlicht
An Blättern und Gesträuchen:
Noch spiegelt sie in Teichen
Ihr feuerrotes Angesicht.

Es streckt sich Berg und Hügel,
Der Vogel färbt die Flügel
Und schwimmt in Sonnenglut.
Doch jetzo geht sie unter,
Der Kreaturen Wunder,
Und malt den Horizont mit Blut.

Aber nicht immer wirkte der Naturalismus mit dem ruhigen Fächeln der Verse eines Abendgedichtes. Er konnte auch verheerend wüten in den Dramen des Sturmes und Dranges; in sich trug er keinerlei Prinzip des Maßhaltens, und nicht wenige sind untergegangen, die sich ihm ganz verschrieben, sei es auf dem Gebiete des Dichtens oder des Denkens. Was es daher zu erreichen galt, das war ein neues ständiges und stetiges Prinzip phantasievollen Schaffens, eine neue ästhetische Dominante. In diesem Sinne hat Klopstock schon 1747 einen neuen deutschen Boileau ersehnt:

[1] Vgl. dazu Ergänzungsband I zur Deutschen Geschichte (Zur jüngsten Deutschen Vergangenheit 1) S. 208 ff., wo das zu Bürgers Gedicht parallele Gedicht von Claudius „Der Mond ist aufgegangen" abgedruckt ist. Es hätte auch hier als Beispiel gewählt werden können.

Werd' uns auch Despréaux!
Daß, wenn sie etwa zu uns vom Himmel kömmt,
Die goldne Zeit, der Musen Hügel
Leer von undicht'rischem Pöbel da steh'!

Und nicht in einem Zurück zur alten Dichtung, nein, nur im starken inneren, sich selbst bindenden Fortschritte zur grundsätzlichen ästhetischen Beleuchtung des neuen Naturalismus war die goldene Zeit zu finden. Es ist der Zusammenhang der Dinge, der von unseren großen Dichtern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst instinktiv empfunden, dann klar begriffen und im Erringen einer neuen ästhetischen Dominante des Subjektivismus erst völlig und in allen seinen Fällen verwirklicht wurde. Wie ernst stand es von allen zuerst Goethe vor der Seele:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Und wie entschieden hat der Dichterfürst, der höchste Leiter zu einer klassischen Bindung des subjektivistischen Naturalismus, später verurteilt, was auf diesem Wege hinderlich sein konnte oder hinderlich gewesen war. „Alles, was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich." „Charakter im großen und kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich für fähig hält." „Shakespeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nötigt sie, ihn zu reproduzieren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu reproduzieren."

Das Große aber der Geschichte der Phantasietätigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist, daß diese Bändigung, diese Vergesetzlichung des Naturalismus wenigstens auf dem Gebiete der Musik und der Dichtung im höchsten Maße gelang. Inwieweit in der Musik für die neuen Ausdrucksmittel feste und doch zugleich elastische Formen gefunden wurden, innerhalb deren sich selbst der Genius Beethovens im über-

strömenden Gefühl einer gesetzlichen Freiheit bewegte, davon wird am Schlusse der Erzählung dieses Bandes eingehend die Rede sein. Wichtiger fast noch, und darum später ebenfalls eingehend darzustellen, ist der Weg, den auf dem Gebiete der Dichtung vereint Goethe und Schiller gegangen sind. Ihnen beiden, Goethe mehr für die Naturanschauung, Schiller zumeist für die dichterische Gestaltung der Menschenwelt, gelang es, über dem platten Naturalismus der Einzelerscheinung höhere Prinzipien nicht bloß zu entdecken, nein zu erleben: Prinzipien, denen sich das Einzelne fügte, indem es zugleich zum Typischen der Natur und des Menschenschicksals erhöht ward. Und damit nicht genug, unterstellten die Dichterfürsten auch die typisch erhöhten Gebilde ihrer Phantasie nochmals der Einwirkung von Urphänomenen und Ideen, die ihrem Zusammenhange den Stempel des Notwendigen, des schlechthin Allgemeinen, des menschlich Göttlichen aufdrückten.

Es war ein weiter Weg von den Anfängen der neuen Kunst in einem nicht selten abstoßenden Naturalismus bis zu diesen Höhen der Klassizität, auf denen die Gesetze neuer ästhetischer Dominanten ehernen Tafeln anvertraut wurden. Und wenige nur sind ihn aus der Menge der naturalistischen Dichter und Denker bis zu Ende gegangen. Empfindsamkeit und Sturm und Drang waren noch umfangreiche soziale Erscheinungen gewesen; namentlich die Kultur der Empfindsamkeit hatte sich weiten Anhanges zu rühmen vermocht; einsam blieb es lange um die Dioskuren von Weimar.

Aber durfte man, wenigstens für die Entwicklung im hohen Grade schöpferischer Naturen, einen anderen Ausgang erwarten? Auserwählt werden stets wenige sein, und höchste Ziele vornehmlich phantasiereicher Selbstbeherrschung ziemen nur dem Meister. Die Anschauung aber, die heute gewöhnlich zu werden beginnt, daß die Nation als genießender und aufnehmender Teil den Großen von Weimar nicht habe folgen können, bedarf doch sehr der Berichtigung. Goethe war seinem Wesen nach Aristokrat; nie hat er den Beifall der Vielen gesucht, und oft wähnte er seiner nicht zu bedürfen. Schiller

aber hat in vollen Zügen gekostet, wie es beseligt, Liebling des Volkes zu sein. Als in Leipzig die erste Aufführung der Jungfrau von Orleans in Gegenwart des Dichters stattfand, und das Stück unter lebhaftem Feiern des Dichters beendet war, da strömte das Volk hinaus und erwartete den Dichter auf dem Platze vor dem Theater. Und als er heraustrat, wich es ehrerbietig zurück, der Weg wurde freigemacht, die Häupter entblößten sich: er schritt durch die Menge. Und hinter ihm flüsterten die Eltern den Kindern zu: „Seht, das ist er!"

5. Halten wir einen Augenblick inne, um auf den Inhalt des letzten Abschnittes zurückzublicken, so ergibt sich schließlich doch ein ziemlich einfaches Bild. Wir sehen, wie die neue Zeit mit trüben Gärungen, mit einer Dissoziation des Seelenzustandes des Individualismus beginnt: wir nehmen wahr, wie sich diesem Verluste einer bisher durch klare Ideale ausgezeichneten psychischen Haltung und seinen Folgeerscheinungen ein neuer Naturalismus der Phantasietätigkeit und eine Form wissenschaftlicher Forschung entringen, die nur noch die Einzelheiten sieht und schätzt, statt zu erhöhter Begriffsbildung fortzuschreiten: und wir werden endlich Zeugen einer dritten Entwicklungsstufe, in der sich die Phantasietätigkeit zu neuen ästhetischen Gesetzen, die Wissenschaft, wie an späterer Stelle zu erzählen sein wird, zu einer neuen Begriffswelt emporringt.

Es sind Vorgänge, die sich auf sittlich-religiösem Gebiete in analoger Weise wiederholen. Auch hier Sturz des Alten: Kampf gegen den aufklärerischen Staat und Opposition gegen das Utilitätschristentum des Rationalismus. Auch hier ein ethisch-religiöser Naturalismus, der, innerhalb der allgemeinen Auflösung des Herkömmlichen und Schwächung der Willensseite der menschlichen Betätigung nur auf den schwankenden Grund des Gemütslebens baut: und auch hier schließlich neue Frömmigkeit, neue sittliche Ziele und Maßstäbe.

Am eigenartigsten verlief diese Entwicklung vielleicht auf dem religiösen Gebiete. Denn hier war sie nicht völlig frei:

sie blieb gebunden an eine Auseinandersetzung mindestens mit dem urgewaltig geschichtlichen Elemente des Christentums.

Freilich: zunächst glaubte man sich völlig aus sich, völlig frei von historischen Beziehungen entfalten zu können. Wenn Goethe den Franz im Götz von Berlichingen ausrufen läßt: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz": — so hätte er, wie mehr als eine Stelle des Faust beweist, ungefähr das Gleiche vom Frommen behaupten können. Und für die Besten einer gärenden Frühzeit des Subjektivismus spricht Goethe nicht minder in der berühmten Stelle: „Nur so schätze, liebe, bete ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausend oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt, zum Kanon gestempelt oder als Fragmente hingestellt haben; und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell, darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir: im einzelnen sentierst du herrlich, das Ganze aber ging in eueren Kopf so wenig als in den meinen."

Aber konnten eben die Besten, wenn auch frei vom Christentum, in dieser Haltung einer absoluten Gefühlsfrömmigkeit verharren? Je reicher, stärker und nachhaltiger sich die Gefühlsinhalte gestalteten, um so mehr mußten sie zu festeren Vorstellungen führen, und indem in diesem Zusammenhange die Mannigfaltigkeit der Affekte zunahm, war dafür gesorgt, daß sich mit der religiösen Empfindung auch, wenn auch in begrenztem Grade, Willensvorgänge verbanden. So kamen edle Geister, die dieses Weges zogen, zwar zu keinem der Vorstellung nach völlig fest umschriebenen, um so mehr aber zu einem mit festerer Stimmung erfüllten quietistischen Frömmigkeitsideal, dessen Funktion Goethe im hohen Alter mit den klassischen Worten umschrieben hat: „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen."

Aber daneben wollten viele, wollte vor allem die Menge, die im Grunde erst seit dem 17. Jahrhundert voll christianisiert worden war, eine engere Verbindung mit dem Christentum nicht aufgeben. Und gingen sie damit so ganz entgegengesetzten Weges? Ließ sich der unendliche Gefühlswert des Lebens, in dem die Zeit sich berauschte, nicht leicht mit jenem Bewußtsein vom unendlichen transzendenten Werte der gläubigen Person in Beziehung bringen, das als Gemeingut aller christlichen Bekenntnisse und aller Zeiten frommen Christentums bezeichnet werden kann?

Im Bereiche der lutherischen Kirche, innerhalb dessen die neue Entwicklung schon aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen[1] vornehmlich verlief, schienen allerdings die Vorbedingungen einer solchen Wendung nur sehr spärlich gegeben. Gewiß: der Glaube Luthers hatte in seinem tieferen Grunde weder auf Erkenntnis noch auf Moral beruht, sondern auf dem Gefühl: auf der religiösen Empfindung absoluter Abhängigkeit vom christlichen Gotte. Und von diesem Grunde aus war denn auch, nicht schon ganz durch Luther, stärker vielmehr erst durch seine Nachfolger, eine bestimmte Erkenntnistheorie und Ethik aufgestellt worden.

Allein der primäre Standpunkt Luthers wollte nach wie vor erlebt, nicht begriffen sein. Und doch kamen Zeiten, die das nicht mehr vermochten! Je mehr in dem Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts der Intellektualismus durchbrach, um so mehr hielt man sich nicht an den Quell des religiösen Gefühls bei Luther, sondern an dessen Ableitungen. Im Anschlusse an rationalistische Strömungen, die innerhalb der Kirche soweit zurückreichen, daß sie schon im Jahre 1277 zu Paris eine Verdammung erfahren hatten, und von denen die neuen Kirchen noch ganz anders überspült wurden als die alte, entwickelte sich aus der religiösen Erkenntnis seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine steifleinene Orthodoxie, aus der Ethik seit Schluß des 17. Jahrhunderts die religiöse Aufklärung. Es waren beides

[1] S. u. a. oben S. 98 ff.

kraftlose Erscheinungen religiösen Lebens; auf die Dauer wirkten sie nicht bloß auf die Frömmigkeit, sondern auch auf den Kultus ertötend. „Wir haben das Tischgebet abgeschafft," heißt es wohl gegen Ende des 18. Jahrhunderts, „wir gehen nicht mehr in die Kirche, wir glauben keinen Teufel mehr; wer wollte nun sagen, daß wir nicht aufgeklärt wären!"

Man versteht, wie diese Entwicklung, diese verknöcherte Kirche ohne Gemüts- und Gemeindeleben, in den Zeiten aufgehender Empfindsamkeit beurteilt werden mußte. Da schien es noch mild, wenn Hamann in seiner Art von einem „kalten, unfruchtbaren Nordlicht ohne Aufklärung für den feigen Verstand und ohne Wärme für den feigen Willen" sprach.

Aber vermochten die Laien sich zu helfen? Was ihnen zunächst ward, war nichts, als was so starke Geister, wie Goethe, auch gefunden hatten: fromme Schwärmerei, religiöse Sehnsucht nach Zielen, die sich nicht enthüllen wollten; daneben einige als feststehend unbezweifelte Trümmer des alten Glaubens: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit: — und Zweifel an der christlichen Offenbarung, die weit tiefer nagten, als in unserer an kritisches Übermaß gewöhnten Welt.

Und es war ein Zustand, demgegenüber die frischeren Frömmigkeitsformen des ausgehenden Individualismus, Pietismus und selbst Herrnhutertum, keinerlei Aussicht auf Lösung und Besserung boten. Gewiß, Männer wie Zinzendorf oder J. J. Moser wollten das Christentum innerlich erfahren. Aber der Weg des Erlebens erschien ihnen, wenn auch gegenüber der gewöhnlichen Heilslehre der protestantischen Kirchen verinnerlicht, so doch an sich noch objektiv gegeben: bestimmte Stadien dieses Weges mußten in Buße, Besserung und Erleuchtung passiert werden, und die einzelnen Frommen richteten ihre Seele dahin, daß sie diese Stadien passierten. Und so war eine gewisse Uniformität der inneren Erlebnisse, noch nicht aber subjektivistische Freiheit die Folge.

Vielmehr versteht es sich, daß die mystische Welt des neuen Zeitalters ganz andere Pfade einschlagen mußte. Abfindung mit den dogmatischen Systemen der Konfessionen zu-

gunsten eines persönlichen Glaubens: das war das erste, was man brauchte und versuchte. Aber gelang es so leicht? Im 17. Jahrhundert hatten selbst die ersten Vertreter der Naturwissenschaften noch den Unterschied zwischen den Konsequenzen ihrer Forschungen und dem dogmatisierten Christentum des Mittelalters und der Reformation wenig bemerkt oder waren wenigstens über ihn hinweggeschritten; noch ein Boerhaave z. B. hielt sich ganz zum Glauben der Väter. Ein Menschenalter später konnte freilich sein Schüler Haller diesen Standpunkt nicht mehr einnehmen. Aber vermochte er sich zu einem klaren gegensätzlichen Standpunkte durchzuringen? Er hat Zeiten durchgemacht der „Lektüre verfluchter Bücher", die „Gott zum Lügner machen wollten". Und da der Zwiespalt sich in ihm auftat, erschien er sich selbst als verrucht. Wenn das die Lage der Berufensten war, wie hätten sich da andere leicht zurecht finden sollen? Allenthalben treffen wir bei den Frommen neben allem Glauben auf eine fieberhafte Angst des Zweifels, sogar bei Jacobi, ja selbst bei Lavater — und dieser Zweifel nagt schließlich auch an den Glaubensvesten des Rationalismus:

So wirst auch du mir noch, mein letzter Trost, geraubt?
So hab' ich dich umsonst, Unsterblichkeit, geglaubt?[1]

Es war ein Zustand, den das deutsche Gemütsleben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wie es immer stärker der Empfindsamkeit und dem Sturm und Drange entgegenschwoll, nicht lange ertragen konnte. Einen Quell suchte man lebendigen Wassers, und fand man im Rationalismus kaum einen Tropfen mehr von köstlichem Naß, so wandte man sich schließlich, ratlos in sich und selbst der nächsten Zukunft ungewiß, zurück zu dem Born der reinen Mystik Luthers, wie er unter allen Verschüttungen der lutherischen Orthodoxie noch immer vernehmlich murmelte. Das ist der Sinn des Briefes Lessings an seinen Bruder vom 3. Februar 1774: „was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche

[1] v. Creutz, Versuch über die Seele, 1754, zit. Sommer S. 71.

gegen unreines Wasser?" — das die Meinung des heftigen Ausfalls in Goethes Leiden des jungen Werthers gegen die rationalistische Predigerfrau; das meinen die dunkeln Aphorismen Hamanns und Herders leidenschaftliche theologische Dithyramben aus den Jahren 1774 bis 1776.

Aber allmählich gelangte man doch auf eigenem Wege weiter. Wie schön hat nicht schon Hamann Kern und Wesen christlich-subjektivistischer Frömmigkeit beschrieben! Da versenkt sich die Seele in sich selbst und sucht sich den äußeren Dingen zu entringen. Sie steht Gott und der Welt gegenüber, den Wundern und dem Wunderbaren offen, weil sie alle Vorstellungen der Außenwelt aus sich ausgeschieden hat. In diesem Zustande, der weit über Rousseaus Naturkult hinausgeht, in einem knospenden Moment, den Hamann als den der Idiotie bezeichnet, naht ihr das Glück, das da genannt wird Glaube.

Trat man von diesem Zustande her in die Welt der christlichen Offenbarung, so hieß es von den Weltanschauungen, die sich nun leise und zunächst noch keineswegs abgeschlossen entfalten mußten, ganz selbstverständlich: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Die Seele des Fräuleins von Klettenberg wurde, da sie unter Druck und Not Gott suchte, dem Kreuze Christi durch einen geheimen Reiz zugeführt, der dem Zuge des Herzens zum fernen Geliebten glich, und darnach gestaltete sich ihr Christentum; in des Grafen Stolbergs Geschichte der Religion Jesu waltete eine süßliche Schönseligkeit, die mit dogmatischen Begriffen spielte; krank an Leidenschaft für Güte und Größe des Herzens erhob sich die Seele der katholischen Fürstin Galitzin aus dem Schmerze unglücklicher Weltliebe zum leidenden Empfängnis des Göttlichen und sammelte um sich einen Kreis verwandter Gemüter zu einem stillen Reiche des Herzens. Deutlicher schon prägte sich das Neue in nicht weiblichen und nicht adligen Gemütern aus, bei allem Gefühlschristentum zumeist mit einem Hange zur Orthodoxie: bei Lavater, Jung Stilling, Claudius.

Eine mittlere Richtung der Entwicklung aber schlug vornehmlich Herder ein und wurde damit zu einem der Urväter

des modernen protestantischen Christentums, wenn nicht des modernen Christentums überhaupt. In Bückeburg (1771 bis 1776) von einem Kreise religiöser schöner Seelen umgeben, die Gräfin Maria als sein Beichtkind und seine Madonna zugleich verehrend, wandte er sich in Worten orphischen Tones ganz einer subjektiv-mystischen Theologie zu und verkündete ein Gefühlschristentum der Zukunft. In seiner Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts betrachtete er den Schöpfungsbericht der Genesis zwar auch, wie in seiner früheren Zeit, als ein Gedicht und insofern symbolisch, aber als ein göttliches Gedicht, als eine Uroffenbarung, deren Bericht alle anderen Hypothesen der Weltentstehung ausschließe. In seinen Erläuterungen zum Neuen Testamente gab er eine pathetische Verteidigung des biblischen Supranaturalismus; und die Wunder der Schrift, von der übernatürlichen Geburt Christi bis zur Himmelfahrt, galten ihm als geschichtliche Tatsachen, doch unter besonderer Betonung der idealen Wahrheit, die sie enthalten sollten. Es waren Lehren, auf die recht eigentlich sich Leibnizens Wort anwenden läßt: „le présent est chargé du passé et gros de l'avenir." Waren sie noch geeignet, den Zusammenhang mit alter Orthodoxie und altem Dogma festzuhalten, so wiesen sie doch, indem sich Gemütsüberschwenglichkeit und subjektiv-religiöser Sinn in ihnen trafen, zugleich auf Zeiten hin, in denen christliche Verinnerlichung der Einzelpersönlichkeit zu einer mehr oder minder verwirklichten Symbolik der geschichtlichen Heilstatsachen führen sollte.

Einen eigentlichen Abschluß bestimmter religiöser Strömungen bedeutet also auch Herder nicht; und auch die in der Richtung etwa seiner Anschauungen verlaufende Philosophie, etwa die von Fries, der die Schönseligkeit Jacobis in der religiösen Begeisterung, Entsagung und Andacht als in einem ästhetischen Dreiklang idealer Gemütsstimmungen zum Weltgesetz erhob, hat eine feste Grundlage vollendeter subjektivistischer Frömmigkeit nicht geschaffen.

Soll die Stellung Herders und der Zeit des primitiven Subjektivismus auf religiösem Gebiete völlig verstanden werden,

so muß allerdings in der Geschichte des Christentums weiter, ja sehr weit zurückgegriffen werden.

Das Christentum hatte unter dem Einflusse der Griechen früh deren anschauliche Denkformen angenommen. So war der anschaulichen Welt des Diesseits eine transzendente anschauliche Welt gegenübergestellt worden, die in den Gestalten der Dreieinigkeit gipfelte. Dieser Kosmos, in ein förmliches Reich von Dogmen ausgestaltet, war dann an die Römer gelangt. Die Römer aber begriffen ihn in ihrer Weise als Rechtssystem; die Dogmen wurden Kanones, und der sinnige Glaube der Hellenen Forderung des Gehorsams.

Das ist das Christentum, das das Mittelalter überkam: konnte es, bei der seelischen Konstruktion dieser Zeiten, anders als noch starrer, bindender, gesetzmäßiger werden?

Aber jetzt nahten die neueren, in der Entwicklung der Frömmigkeit vornehmlich von germanischem Geiste getragenen Zeiten. Ihnen handelte es sich bald nicht mehr um die zu glaubende äußere Anschaulichkeit dogmatisch gefaßter Offenbarungsvorgänge, sondern um die Innerlichkeit religiöser Empfindungen: sie wollten nicht eine sichtbare und vorstellbare Mythologie und Magie, sondern eine unsichtbare, in den Personen allein lebende und wirkende Welt des Idealen. Den ersten, vielleicht wichtigsten Schritt in dieser Richtung tat die Reformation; und mit Hinblick auf den späteren Gesamtverlauf des deutschen Geisteslebens vornehmlich Luther. Luther erreichte diese Welt des Idealen, indem er die Rechtfertigung des Menschen, d. h. die Daseinsmöglichkeit des Menschen vor Gott, als etwas hinstellte, das sich für eine gemütsmächtige Zuversicht christlichen Gottesglaubens als sicher ergäbe. Allein er meinte, daß eine Zuversicht nicht erreicht werden könne ohne Gottes Beihilfe in der sakramentalen Wirkung des Abendmahls: in diesem Punkte blieb er, auf Paulus gestützt, an der Meßopferidee der Kirche des Mittelalters und damit an der Vorstellung einer unbegreiflichen Kausalität Gottes innerhalb der uns betreffenden sittlich-religiösen Erziehung haften.

Diese Rechtfertigungslehre Luthers verlor nun mehr äußerlich infolge der Fortschritte der Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert, tatsächlich aber mehr durch eine immer stärkere Entwicklung eines allgemeinen einfachen Kausalitätsbewußtseins ihren inneren Halt. Mit dem Emporkommen des Subjektivismus wurde eine neue Begründung des religiösen Idealismus notwendig.

Nun hatten allerdings schon einige Richtungen der spekulativen Theologie des 16. Jahrhunderts von Opferbegriff und kirchlichem Sakramentalismus abgesehen: so bis zu einem gewissen Grade die reformierten Kirchen, weit mehr noch die täuferischen: eingeführt hatten sie statt dessen vornehmlich den Gedanken der forma dei im Menschen, des als Vorbild in uns allgegenwärtigen Christus. Gewiß hatte dabei diese Idee noch manches Unklare, Ideologische, ja Magische. Dennoch müssen diese Richtungen als Vorläufer der subjektivistischen Frömmigkeit, soweit sie christlichen Boden beibehielt, bezeichnet werden[1].

Wenn auch nicht äußerlich, wie es in der späteren Durchbildung der subjektivistischen Lehren vielfach geschah, so doch innerlich knüpfte Herder an sie an: spann den hier aufgenommenen Faden weiter. Aber gelangte er zur vollen Klarheit einer neuen Frömmigkeit, die doch vor allem Ruhe in Gott bedeuten mußte? Schon sein schwankender Begriff des Wunders zeigt, daß dies nicht der Fall war. Noch überwog zu sehr das Gefühl in ihm; dies Gefühl mußte gleichsam erst durch ein Verstandesbad gereinigt und geläutert werden, ehe aus ihm eine volle Frömmigkeit der neuen Zeit emporstieg. Diese Läuterung aber wurde ihm durch die Philosophie Kants zu teil, und zum eigentlichen Eroberer der heute weitverzweigten Gebiete subjektivistischer Frömmigkeit ist erst Schleiermacher geworden.

Wollen wir, um an dieser Stelle die Erzählung so weit zu führen, die Bedeutung Kants in diesem Zusammenhange

[1] S. dazu z. B. Bd. V, 1 S. 357 ff.

verstehen, so ist von des Philosophen kategorischem Imperativ auszugehen. Herders Frömmigkeit war nur Gefühl; Kants Imperativ dagegen ist eine Art Idee. Dementsprechend ist die Ethik und Religion Kants nicht gefühls-, sondern verstandesmäßig, ja so verstandesmäßig, daß die Moral nicht aus Neigung, sondern rein um ihrer selbst willen verwirklicht werden soll, und daß die Religion von der Moral beinahe verschlungen wird, während der Glaube als eine Sache des Verstandes erscheint. Da ist denn klar, daß einer solchen Auffassung der Begriff des Wunders auch in religiösen Dingen nicht mehr haltbar war: die äußere Magie verschwand, und der religöse Prozeß im einzelnen konnte höchstens noch als psychologisches Wunder oder als Erscheinung einer noch unbekannten psychischen Kausalität erklärt werden. Dies ist der Punkt, von dem aus Schleiermacher zur subjektivistischen Verinnerlichung des Christentums fortschritt. —

Der Verlauf unserer Erzählung hat ergeben, daß auf religiösem Gebiete gegenüber dem überschwellenden Gemütsleben der Anfänge des neuen Zeitalters erst sehr langsam und nach manch unklarem Ringen der Weg gefunden wurde, der zu neuen beherrschenden Tendenzen, neuen Dominanten christlicher Frömmigkeit führte. Rascher, doch auch noch schwierig genug verlief die Klärung auf rein sittlichem Gebiete.

Mit dem Gefühlsüberschwang der Empfindsamkeit waren die sittlichen Ideale des Individualismus vielfach verblaßt, und war zugleich eine Schwächung der Willensfunktionen eingetreten[1]. Unter diesen Vorgängen gestaltete sich vor allem eine Fundamentalerscheinung aller Sittlichkeit, ja in Zeiten hoher Kultur und freier Persönlichkeit vielleicht die Grunderscheinung überhaupt, das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander, wesentlich um. Auf der einen Seite gewann die Liebe eine Glut, von der man bisher, wenigstens bewußt, niemals ergriffen worden war. Aber neben der sinnlichen Seite der Liebe entwickelte sich eine nicht weniger merkwürdige

[1] S. oben S. 232 ff.

idealische; die Zeitgenossen gebrauchten dafür den Ausdruck Seelenliebe. Nichts zeigt diese merkwürdige Mischung vielleicht besser, als der Briefwechsel Herders mit seiner Braut, Karoline Flachsland. Da schreibt ihm Karoline: „du du, mein Herder, wirst mir Leben und Seligkeit und Himmel und neue große Seele geben — aber ich dir nichts — als gute, treue, ganze Liebe." — „Ich warf mich endlich ins Bett — es war die schönste, hellste Mondnacht — und schrie laut in den Himmel und Mond hinein — um dich, mein Geliebtester, mein Engel, um dich, der du so ganz, so innig, so tief in meinem Herzen bist." Und Herder ruft aus: „Das unschuldigste, beste, zarteste, von der Natur zu allem Edlen und Glücklichen geschaffene Herz würdigt mich', mich zu lieben; o Gott, was in der Welt kann mich mehr, mehr über mich erheben als dies?" Es war eine Mischung, die in dem pathetisch-sentimentalen Wesen der Zeit unmittelbar begründet lag, bald aber in der stärker aufgeregten Sinnlichkeit oder auch in dem zunehmenden Egoismus des stärkeren Geschlechtes bedenkliche Schwächen zeigte. Gleim hatte der Karschin auf allerlei Versuche der „Anbetung" noch geschrieben: „Zuweilen, ich gesteh es, meine liebste Freundin, scheinen Sie mir allzu zärtlich, und da erforderte meine Schuldigkeit, unsere platonische Freundschaft in ihren Grenzen zu halten." Und schließlich hatte er sich sogar einmal zu der Bemerkung emporgerafft: „Von meiner platonischen Liebe zu Ihnen, Madame, haben Sie tausend Beweise; zu dieser, zwischen Personen beiderlei Geschlechtes, gehören Küsse nicht." Allein Gleim wurde in diesen Dingen bald altmodisch; die Männer wurden begehrlicher oder, was fast noch schlimmer war, sie schienen auch in wahrer Liebe nicht völlig aufzugehen. Zart empfindende Frauen fühlten sich darum leicht unbefriedigt; und auch da, wo sie Liebe nicht mit Sinnlichkeit verwechselt sahen, blieb ihnen doch das Gefühl, daß der Mann der sentimentalen Zerflossenheit gerade auf diesem Gebiete nicht alle erwarteten Opfer bringe. So schreibt Karoline von Dachröden an Charlotte von Lengefeld, die spätere Frau Wilhelm von Humboldts an die spätere Frau

Schillers: „O Lotte, ich fürchte, du umfassest ein Ideal, das du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben."

So ist die Liebe dieser Zeit zumeist nicht glücklich; Mischgefühle überwiegen, und nicht selten erfährt das Verhältnis Liebender jähen Umschwung. Ist dabei die läßlich-frivole Auffassung freierer Verhältnisse, wie sie namentlich der Ausgang des Individualismus erlebt hatte, immer mehr ausgeschlossen, so gewinnen um so mehr Unstätheit, Unbehagen und Selbstpeinigung die Überhand: und Liebesangelegenheiten, die nicht, unter Verzicht auf manche Überspanntheit, in der Ehe dennoch ihren günstigen Abschluß fanden, pflegten nur zu leicht zu verlaufen, wie die in mancher Hinsicht typische Werthers.

Dagegen ließ das freie und selbständiger gewordene Verhältnis beider Geschlechter zueinander eine Art einfacher und wahrer Freundschaft zu, die frühere Zeiten kaum oder nur als Ausnahme gekannt hatten; und schon war der ideale Gehalt des Lebens in der allgemeinen Würdigung hoch genug gestiegen, um solche Freundschaften ohne starke Schlagschatten eines sinnlichen Hintergrundes zu ermöglichen. Wie vieler Freundschaften junger Mädchen hat sich Goethe neben seinen Liebschaften rühmen dürfen! Und wie verhältnismäßig leicht ließen sich Mädchen über die Herzensgeheimnisse ihrer Liebe gegenüber treuen Freunden aus! Es entsprach der Empfindung der Zeit, wenn die Ansicht geäußert wurde, eines Freundes bedürfe der Mann nur für die Angelegenheiten des Kopfes, für die des Herzens dagegen der Freundin.

Freilich: auch die Freundschaft unter Männern wurde begeistert gepflegt; wir haben davon schon früher in anderem Zusammenhange vernommen[1]. Und mehr! Man war überhaupt weit davon entfernt, die Gefühle der Freundschaft nur auf den engsten Kreis der Umgebung eingeschlossen zu denken.

[1] So oben S. 260 f.

Auch das ahnen wir schon aus den allgemeinen Zusammenhängen: Freundschaft hieß dem Zeitalter der Eros Platons, engster geistiger Zusammenhalt Gleichgesinnter und gefühlvollstes gegenseitiges Verständnis. So kann Herder in der Vorrede zu den Ideen zur Geschichte der Menschheit hoffen, mit allen, die mit ihm empfinden und denken, durch sein Buch in engste geistige Beziehung zu treten: der Verfasser „rechnet — denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzuteilen? — er rechnet auf einige, vielleicht wenige gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und teilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Kommerzium der Geister und Herzen ist die einzige und größte Wohltat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen ebenso viel Schaden als Nutzen gebracht hätte."

Ja selbst damit noch nicht genug. Wie der platonische Eros der Weltschöpfer war, so erscheint dem neuen Zeitalter die „Schwärmerei", die Summe der der Freundschaft zugrunde liegenden Gefühle, als die Realität aller Realitäten. Wenn der Schwärmer seine Empfindung in warme, dunkle, verflochtene Sprache hüllt, so hat er daran Wahrheit und bildet in sich die Urbilder der Dinge, die Ideen nach; weichen aber die schwärmerisch in ihrer Fülle erfaßten Gegenstände hinweg, geht der Dunst der schöpferischen Abstraktion verloren, so stirbt die Wahrheit und entsteht die Lüge.

Mußte unter diesen Umständen nicht die Freundschaft, als der wärmste Ausdruck der Empfindsamkeit, das eigentliche Band und das Ziel der Welt, mindestens der Menschenwelt sein? In der Tat: „Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Teilnahme sind fast der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist"[1]; und

[1] Herder, Ideen V Kap. 6.

aus dem Begriffe der Freundschaft heraus wird, wie die Liebe zum Vaterlande, so vor allem und frühesten die Empfindung eines weitherzigen Kosmopolitismus gewonnen, der über die Grenzen des europäischen Weltbürgertums hinaus auch den Neger als Bruder schätzt.

Gewiß war auch schon im Mittelalter ein gewisser Kosmopolitismus gepflegt worden; war die stoische Idee von der Einheit des Menschengeschlechtes verloren gegangen, so glaubte man doch an eine generelle, wenn auch nicht eben psychologische Einheit der Menschheit. Der Rationalismus als vollendetste Denkform des individualistischen Zeitalters hat dann diese Auffassung vertieft. Seine ungeschichtliche Betrachtungsweise ließ ihn menschliches Handeln und Empfinden zu allen Zeiten und in allen Räumen als gleichmäßig ansehen: woraus sich notwendig auch eine grundsätzlich gleichartige seelische Konstruktion der Menschenwelt ergab. Es war die Unterlage, auf der dann die Literatur der Reisebeschreibungen, Missionsberichte und Abenteurerromane die Idee von der menschlichen Einheit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitesten Kreisen nahe brachte, während sie gleichzeitig in Leibnizens Lehren eine neue philosophische Vertiefung erhielt.

Dies war die Vorarbeit zur Entwicklung eines allgemeinen Kosmopolitismus, die das neue Zeitalter des Subjektivismus übernahm, und deren Begriffssystem es nunmehr mit innigstem Gefühle erfüllte. Auf diesem Wege entfaltete sich aus dem aufklärerischen Bewußtsein der Einheit dessen Empfindung: das hohe Gefühl der Humanität wurde lebendig. Freilich: zerfielen nicht eben diese Gefühle wiederum in verschiedene Klassen? Mitleidsvoll blickte man auf die „Skizzen unserer Gattung", auf Amerikaner, Asiaten und Neger herab. Bewundernd aber und reich an Demut schaute man anderseits auch zu den Zeiten zurück und empor, von denen man glaubte, daß sich in ihnen die Kräfte der Menschheit am herrlichsten ausgewirkt hätten. Es waren die Tage des höchsten Griechentums. Da war der „schöne Mensch" zur Wirklichkeit geworden. Da ward der Traum des Lebens am

wunderbarsten geträumt. Da offenbarte sich sichtbarlich der Alldämon der Geschichte. Da war noch nicht Staat und Kirche auseinandergerissen, da waren Gesetz und Sitte noch eins; und in sich innerlich ebenmäßig erschienen Mittel und Zweck, Anstrengung und Belohnung, Genuß und Arbeit: denn die Menschen dieser Zeiten waren vollendete Kunstwerke der Schöpfung.

Diese Zeiten wieder zu erreichen oder sich ihnen wieder zu nähern — den Augenblick zu erfassen und zu erleben, da die „innere lebendige Notwendigkeit walten" würde über alles, was Mensch heißt — die Welt des Geschehenden zu erleben als einen vollkommenen Ausdruck der Gesetze des göttlichen Universums — die Mär der Weltgeschichte enden zu sehen in der Verbrüderung aller: das war ein höchster Traum dieser Zeiten, der mit mildem Glanze Goethes Iphigenie wie Lessings Nathan wie die Schriften Herders durchleuchtet.

Es ist, wie im Grunde die ganze sittliche Haltung der Empfindsamkeit, ein Zustand des Gemüts und Strebens, der schließlich nur zu leicht aus allem Konkreten hinaus ins Wesenlose, schemenhaft Unfaßliche führen und damit in Selbstvernichtung enden kann. Dies sind die Gefühle einer pathologischen Entwicklung, die Goethe in der Schilderung des jungen Werthers zum Ausdruck gebracht hat. Und meisterhaft hat Schiller diesen Zusammenhang in der Charakteristik Werthers dargelegt: „Ein Charakter, welcher mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein ewig nur Schranken sieht und auch diese noch einreißt, um zu der wahren Wirklichkeit durchzudringen, dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner, als in irgend einem anderen, wirkt. Mit glücklichem Instinkt ist alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther

zusammengedrängt: schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist und endlich die düstere, gestaltlose, schwermütige Ossianische Welt."

Es ist richtig, daß dieser pathologische Verlauf keineswegs stets vollendet wurde und überhaupt nicht die Regel bildete: die Nation wäre sonst seelisch zugrunde gegangen. Aber so ganz selten war er nicht; und der folgende Sturm und Drang trug einstweilen keineswegs dazu bei, ihn auszuschließen. Noch immer galt als Losung das Wort Rousseaus: Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit; noch Schiller hat dies Wort seinen Briefen über ästhetische Erziehung als Motto vorgesetzt.

Gleichwohl ist die nächste Wirkung der sittlichen Gärung auf die bestehenden Einrichtungen der Sitte und des Rechts ziemlich begrenzt gewesen. Es waren eben nicht die kirchlich und staatlich führenden Kreise, die ihr an erster Stelle unterlagen, und so wurde das obere, öffentliche Niveau der sittlichen Institutionen von ihr zunächst nicht unmittelbar getroffen. Gewiß zeigte sich auch hier ein gewisser Einfluß. In Staat und Kirche unterlag weniger der Aufbau der Verfassung als die Handlungsweise der vollziehenden Kräfte einer deutlichen Abwandlung: so beginnen z. B. allmählich die öffentlichen Kirchenbußen wegzufallen, zuerst in den größeren Städten, dann in den Landstädten und auf dem platten Lande; auf staatlicher Seite aber kommt die Todesstrafe für Diebstahl, Betrug, Meineid, Ehebruch, im Anfang des 18. Jahrhunderts noch ziemlich allgemein, seit Mitte desselben im allgemeinen außer Gebrauch; und auch die Tortur wird abgeschafft: in Preußen 1754, in Baden 1767, in Mecklenburg 1769, in Kursachsen 1770, in Österreich 1776; in Pfalzbayern wird sie 1779 wenigstens auf das Notwendigste eingeschränkt, doch sollen die „abgängigen" Folterwerkzeuge noch überall ersetzt werden.

Auch auf die freieren Formen menschlicher Gemeinschaft hat die Gärung der neuen Zeit wohl eingewirkt. Da wird jetzt der Begriff der Nation seit langer Zeit zum erstenmal

wieder stärker betont, wenn auch zunächst nur für das Verständnis der höchsten, geistigen Interessen; und mit Stolz beginnt man wieder von den letzten großen Zeiten Deutschlands zu sprechen, von deutscher Art und Kunst im 14. und 15. Jahrhundert, von der Blüte des spätmittelalterlichen Volksliedes, von der Reformation Luthers und Zwinglis. Aber es waren nur Anfänge; Goethe hat von der Literatur dieser und noch späterer Zeiten mit Recht sagen können, ihr Gehalt sei noch kein „nationeller"; und wir werden später zu hören haben[1], wie langsam, wenn auch immerhin schon seit etwa den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, ein neues zugleich politisches und nationales Interesse erwachte. Noch schwächer aber waren die Einwirkungen innerhalb der Nation auf die Gesellschaft. Woher hätten sie auch kommen und wohin sich erstrecken sollen? Absolutismus und Aufklärung des individualistischen Zeitalters hatten jeden frischen Drang, jede keimhafte Regung zu sozialen Fort- und Neubildungen erstickt. So war es genug, wenn die Bewegung wenigstens eine allgemeine Milderung der Sitten nach sich zog: Reste früherer Zeiten, die man jetzt als „Bestialität" bezeichnete: Rauferei bei jeder Gelegenheit, mehr als derber Spaß, auch Trunksucht und manch anderer Unflat verschwand oder unterlag wenigstens der Abnahme.

War so der Einfluß auf die höheren sittlichen Momente des Lebens gering, weil die Beziehung zu ihnen vielfach mangelte, so wirkte die neue Zeit mit doppelt gewaltiger Kraft auf die Urzelle alles menschlich-gemeinsamen sittlichen und staatlichen Lebens, auf die Familie.

Bis zu welchem Grade hatte sich doch, vornehmlich im Beginne des individualistischen Zeitalters, die Familie von der Gebundenheit losgelöst, die sie im Mittelalter gekennzeichnet hatte[2]: frei war sie geworden von wichtigen, bis dahin noch bewahrten Einspruchs- und Einwirkungsrechten des Geschlechtes,

[1] Im neunten Bande, Buch XXIII.
[2] Vgl. dazu Bd. VI S. 56—62.

aus dem sie einst in Urzeiten hervorgegangen war, frei auch von der engen genossenschaftlichen Auffassung, die noch im späteren Mittelalter alle sozialen Bildungen in der Nation, von der Markgenossenschaft bis hinauf zum Ritterbunde, beherrscht hatte. Man darf sagen: es waren die Geburtszeiten der modernen Familie gewesen, vornehmlich innerhalb des sozial führenden Standes, des Bürgertums.

Aber wie viel fehlte damals gleichwohl noch, daß das Familienleben der Gegenwart, ja auch nur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig gewonnen war. Selbst die rechtliche Struktur der Familie wich von der heutigen noch stark ab; es fehlte die Subjektivierung des Familienvermögens in dem Sinne, daß es, statt bei der Familie als Ganzem im Sinne einer starren Einheit zur Disposition des Vaters zu bleiben, in mehr oder minder freie Zweckvermögen im Sinne einer subjektiven Lebensgrundlage einzelner Familienmitglieder differenziert wurde; es fehlte überhaupt das vertragsmäßige, konstitutionelle Element in der rechtlichen Konstruktion der Familie, und im ganzen herrschte noch ein hausväterlicher Absolutismus.

Unter diesen Umständen war in dieser Frühzeit wie noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein schon das Zustandekommen einer neuen Familie in keiner Weise ein so freier Akt der Nächstbeteiligten, wie dies heute der Fall ist. Wie weit war man da doch noch entfernt von der Verwirklichung selbst des humanen Rates Luthers: „es soll ja der Sohn seinen Eltern ohne ihren Willen keine Tochter bringen; aber der Vater soll auch dem Sohne kein Weib zuzwingen." Liebesheiraten sind auch in den sogenannten besseren Kreisen noch immer nicht sehr häufig; eine Heirat will, unter Hinzuziehung von geschäftlichen Vermittlern, wohl erwogen sein. Und so werden namentlich die Fragen der Ausstattung und Mitgift auch nach der Verlobung noch von beiden beteiligten Familienparteien, meist sogar unter Hinzuziehung von Freunden, eingehend und diplomatisch erörtert.

Der förmlichen Entstehung der Ehe entsprach denn auch der förmliche Verlauf, wie er vielleicht nur durch einen innigen

Ton der alten Frömmigkeit des 16. Jahrhunderts gemildert wurde, der sich vielfach noch tief bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten hat. Der Vater führte ein patriarchalisches Hausregiment, und der ihm gebührende Gehorsam äußerte sich noch in festen Formen: „Herr Vater" ist noch die herzlichste Anrede; Georg Friedrich Behaim aber redet noch 1635 seinen Vater brieflich folgendermaßen an[1]: „Edler, Ehrenwerter, Fürsichtig-, Hoch- und Wohlweiser, demselben kindliche Lieb treu und gehorsamb neben frl. Salutation mit wünschung aller zeitlichen und ewigen wolfarth zuvor, Insonderß Hochgeehrter Herr Vatter." So ist auch die Stellung der Mutter gegenüber den Kindern, soweit sie durch den Vater bestimmt wird, eine sehr autoritäre, er spricht von ihr dem Kind gegenüber von „Deiner Frau Mutter".

Das hält nun freilich die Mutter nicht ab, sich im allgemeinen mit den Kindern gegenüber dem Vater mehr solidarisch zu fühlen, wie das typisch noch in der Ehe des kaiserlichen Rates Goethe hervortritt. Der Grund ist einfach: gegenüber dem Gatten spielt auch die Gattin eine untergeordnete Rolle. Denn mochte sie selbst rechtlich besser gestellt sein als im Mittelalter, immer war sie im Grunde daheim doch nur die Dienerin des Mannes, und außerhalb des Hauses erschien sie kaum ohne dessen Begleitung. Dazu war das Heim keineswegs häufig geistig belebt; so sehr es noch Pflanz- und Traditionsstätte von deutschem Gemüt und damit Humor und unbewußt nationalem Empfinden war, so entschieden fehlte doch eine höhere Bildung: abgesehen von den wenigen Mädchen, die von ihren gelehrten Vätern zu Neulateinerinnen erzogen wurden, sorgten nur die Mütter auf dem Wege dürftiger geistiger Inzucht für die Bildung ihrer Töchter. Der Verkehr nach außen hin aber galt weder als fein noch war er einigermaßen frei; er begrenzte sich auf gesellige Zusammenkünfte im weiteren Kreise der Familie oder der Freundschaft; dafür galten steife Formen von Urväter Zeiten her, und wo diese nicht be-

[1] Steinhausen, Gesch. d. deutschen Briefes 2, 62.

achtet wurden, da erschien die Gesellschaft von den üblen Trinksitten der Männer beherrscht und Frauen im Grunde nur dann zugänglich, wenn sie an der Unmäßigkeit der Männer teilnahmen. Eine Geselligkeit freier Art aber außer dem Hause gab es für die Frauen nur selten; weder Bälle noch Maskeraden noch Konzerte waren als Arten wenigstens bürgerlicher Geselligkeit schon weiter bekannt, und nur die „Geschlechtertänze" der süddeutschen Patrizier bildeten Vorläufer dieser späteren geselligen Formen. Die Männer freilich verkehrten außer Hauses; sie besuchten ihre Zunft- und Gesellschaftshäuser, ihre Kaffee- und Bierstuben, zechten, spielten und schwatzten.

Unter diesen Umständen war auch die Erziehung der Kinder noch hart. Schläge waren wenigstens in bürgerlichen Kreisen noch allgemein als oft angewandtes Erziehungsmittel verbreitet, und an Stelle fester Erziehungsgrundsätze war impulsives Handeln nach Lust und Laune gewöhnlich. Damit ging Hand in Hand, daß man die Kinder, statt sie ihrem Alter gemäß zu kleiden, schon steif als Damen und kleine Herren anzog: Puder, kostbare Kleider und Galanteriedegen; galante Geberden, an sich haltende Repräsentation, studierte Anmut des Menuettes. Waren sie aber erwachsen, so sorgte eine niemandem verantwortliche väterliche Gewalt dennoch dafür, daß selbst in Berufswahl und Verheiratung ihre Zukunft nach elterlicher Ansicht gesichert werde.

Diesem Bilde der Familie des ausgehenden individualistischen Zeitalters stellt sich nun, in Anfängen schon seit der wirtschaftlichen, sozialen und Bildungsumwälzung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, deutlich und charakteristisch aber seit Empfindsamkeit und Sturm und Drang ein ganz anderes Bild siegreich entgegen. Die Verkehrsformen zwischen Vater und Kindern werden weicher; die Frau erscheint als Mitherrin des Hauses und als des Mannes Genossin. Zwar reden die Kinder die Eltern noch immer mit Sie an und sprechen vom Herrn Vater und der Frau Mutter; aber schon Lessing empfindet das doch als Zwang: er schreibt zwar als der „gehorsamste Sohn" an den „hochzuehrenden Herrn Vater", aber später, in

der Dramaturgie, hat er gemeint, Frau Mutter sei Honig mit Zitronensaft, der herbe Titel ziehe das ganze, der Empfindung sich öffnende Herz wieder zusammen. So wird denn auch die Kindererziehung eine andere. Schon die Wolffsche Philosophie und die moralischen Wochenschriften predigen in immer wiederholten Erörterungen humanere Grundsätze, und die weite Verbreitung von Lockes Ansichten über Erziehung zeigt, daß sie beherzigt wurden. Es kam dahin, daß das Befehlswort des Vaters wenigstens gegenüber erwachsenen Kindern einiges vom Charakter des guten Rates annahm, und die Söhne des Hauses genossen als Jünglinge wenigstens außerhalb des Hauses einer bis dahin unerhörten Freiheit.

Im ganzen wurde damit die objektive Bindung in den Familien viel geringer, während die Entwicklung der gegenseitigen innigen Beziehungen der Verwandten außerordentlich zunahm. Der Vater näherte sich der Stellung eines schiedsrichterlichen Organs im Falle von Zwist und eines mehr konstitutionellen als absoluten Herrschers, und Eltern und Kinder erschienen, abgesehen von dem natürlichen Nexus, vornehmlich durch den rationellen Gebrauch des Familienvermögens, gegenseitige Annäherung der persönlichen Eigenschaften in intensiver Erziehung und gesellige Mitteilung umfassenderen Gedankenvorrates verbunden. So blieb die Familie vom rechtlichen Standpunkte aus als gebundene Lebensform im Grunde auf die natürliche Fortpflanzung und Erziehung sowie auf Gesetz und Vererbung des Familienvermögens beschränkt, wobei aber die vermögensrechtlichen Verpflichtungen auch schon vielfacher Lockerung im Sinne der Verselbständigung des persönlichen Willens unterlagen. Im ganzen hatte damit jedes Glied der Familie einen selbständigen persönlichen Wert erhalten, und das Familienhaupt begann nichts mehr zu sein als vornehmstes Glied des Ganzen. Der Differenzierung der persönlichen Eigenart aber nach Stellung und Beruf stand für die aus der Familie selbständig Austretenden keinerlei Familienrecht und keinerlei Sitte der Familie mehr entgegen.

Es waren Wandlungen schließlich tiefster Art, die auch

vor dem minder selbständigen Teile der Familienmitglieder, den Frauen, nicht Halt machten. Langsam schon seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann für sie eine erste Emanzipation, und gegen das Ende des Jahrhunderts war es klar: „Ein gewisses Aufstreben der Weiber, eine Unzufriedenheit derselben mit ihrer politischen Lage gehört unter die Eigenheiten unseres Zeitalters.“ [1] Zunächst machte sich eine gewisse Tatkraft hervorragender Frauen überhaupt bemerklich und wuchs während mehrerer Menschenalter. Man braucht da nicht gerade an die alte Exzellenz Heuckel in Weimar zu denken, die das Waldhorn blies und Eva abzuohrfeigen wünschte, weil sie die Menschheit ums Paradies gebracht hätte: allgemein erwiesen sich die Frauen gegenüber den auflösenden Mächten des ganzen Zeitalters verhältnismäßig widerstandsfähig und erwuchsen dadurch zu selbständigerer Stellung: und vor Anfang und am Ende dieser ersten Emanzipation stehen so charakteristische fürstliche Frauen wie Liselotte von der Pfalz und Maria Theresia.

Im einzelnen aber begann die Emanzipation zunächst auf dem Gebiete der neuen Bildung. Da zum erstenmal erschien eine besondere Frauenliteratur, deren Anfänge etwa durch die Bibliothèque des Dames, das Eröffnete Kabinett des gelehrten Frauenzimmers und andere Stücke gebildet wurden. Es war zunächst noch eine auf den Adel und die bürgerlich-aristokratischen Kreise der subjektivistischen Vorzeit berechnete Literatur. Aber bald drang die neue Bildung in weitere Kreise der Frauen, und in der Dichtung des neuen Zeitalters wurden diese von vornherein als einheimisch betrachtet. War doch schon die Wirkung Klopstocks auf Frauengemüter besonders stark; sind doch Goethe und auch Schiller recht eigentlich durch Frauen zu ihrer überragenden Größe herangebildet worden. Um die Wende des Jahrhunderts aber stand es fest, daß die Frauen zur Mitwirkung am geistigen Leben bedingungslos zuzulassen seien; so hat namentlich die Romantik ihre Stellung gefaßt.

[1] Fichte an Cotta, 27. April 1793; von Schäffle, Cotta S. 33.

„Die Frauen müssen wohl prüde bleiben," heißt es im Athenäum, „so lange Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unschuld ist das Einzige, was Bedeutungslosigkeit adeln kann." Und an anderer Stelle des Athenäums findet sich schon die folgende Würdigung: „Die Frauen haben durchaus keinen Sinn für die Kunst, wohl aber für die Poesie. Sie haben keine Anlage zur Wissenschaft, wohl aber zur Spekulation. An Spekulation, innerer Anschauung des Unendlichen fehlte es ihnen gar nicht, nur an Abstraktion, die sich weit eher lernen läßt." Eine merkwürdige Ähnlichkeit des Urteils verknüpft diese Stelle mit Beobachtungen, die man für die deutsche Urzeit machen kann, da die Frauen zum großen Teile noch Trägerinnen der geistigen Überlieferung der Nation waren: wer wird in diesem Zusammenhange nicht an das taciteische Aliquid sancti erinnert?

Freilich: die Lockerung der geschlossenen Familienbande und die erste subjektivistische Emanzipation der Frauen, Ereignisse von segensreichster Wirkung für die Fortbildung der Nation hinein in ein neues Zeitalter, waren nicht frei von bedenklichen Nebenerscheinungen.

Schon während des Dreißigjährigen Krieges und nach ihm war unter der Decke einer rigorosen Sitte vielfach Sittenlosigkeit eingerissen. Ein Geschlecht, das die schmutzigen Romane Talanders und seinesgleichen las und die Schlüpfrigkeiten der zweiten schlesischen Dichterschule gierig verschlang, muß innerlich Mangel an wahrer Moral gelitten haben. Und in der bürgerlich-aristokratischen Kultur, die sich nunmehr einstellte, begann sich sehr bald eine Atmosphäre offener Frivolität zu entwickeln: nichts charakteristischer, als daß von Rohr in seiner Zeremonialwissenschaft (1730) schon von dem Überhandnehmen der „Gewissensehen" sprechen kann. Und wirkte um diese Zeit nicht auch die steigende Mätressenwirtschaft der Fürsten auf Bildung und Bürgertum ein?

Auf diesem Grunde erwuchs in der Zeit entfesselter neuer Regungen des Seelenlebens, vornehmlich seit den sechziger

und siebziger Jahren, eben in den führenden Schichten eine Freiheit in der praktischen Auffassung der Ehe, die zu den bedenklichsten Erscheinungen führte. „Seelenfreundschaften" und verwandte Verhältnisse nehmen zu; die Pasquille der Zeit, wie übertreibend auch immer, ergeben für die größeren Städte ein trübes Bild; in Weimar gab es nach dem Ausspruche Jean Pauls, der 1796 dort weilte, keine Ehen mehr; in Jena und Berlin wurden die Grundsätze der Schlegelschen Gemeinde in die Praxis umgesetzt; am ersteren Orte lebte Dorothea Veit, nach der Scheidung von ihrem Manne, mit Friedrich Schlegel in einem „Bunde freier Liebe".

So traten auf diesem Gebiete neben allem Förderlichen doch auch Anzeichen innerster Unfertigkeit zutage; und wohl erst die Romantik hat die neue Ehe als ein Problem begriffen. Und wie radikal suchte sie noch die Lösung! „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentlichstes Wesen nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen ... Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte" [1].

Und man kann sagen, daß, wie auf dem Gebiete der Familie und Ehe, so überhaupt im Bereiche der sozialpsychischen Kräfte der Frühzeit des Subjektivismus bis hinein ins 19. Jahrhundert praktische sittliche Synthesen nicht völlig gelangen. Man ging wohl im Verkehr beider Geschlechter zum Natürlicheren über, die Umgangsformen wurden freier, der Gesprächsstoff reicher und mannigfaltiger. Und auch die Geselligkeit nur der Männer vervielfachte und verfeinerte sich. Im Kaffeehaus sprach man nicht mehr bloß über Mein und Dein, Schöngeister und Gelehrte sahen sich zu bestimmten Stunden in den Buch-

[1] Athenäum I, 2 S. 11.

laden, um Neuigkeiten des Buchhandels gemeinsam zu genießen, literarische Gesellschaftsgruppen lokaler und regionaler Art entstanden um Gottsched, Gellert, Gleim und andere. Für beide Geschlechter aber bildeten Konzert und Theater „magische Berührungs- und Indifferenzpunkte", und über sie hinaus gingen noch die ständigen Wirkungen feingeistiger Höfe, insbesondere des Hofes von Weimar. Aber gleichwohl: volle und ausgeglichene Formen einer geistigen Gesellschaft, in der sich starre wirtschaftliche und soziale Gegensätze gelöst und geeint hätten, waren noch nicht vorhanden.

Wie hätten da die noch festeren Verbände menschlicher Gemeinschaft, Ständebildung und Staat, schon von dem neuen Geiste praktische Umgestaltung erfahren sollen? Soziale Probleme wurden kaum erkannt, geschweige denn zur Lösung in Angriff genommen; an soziale Verpflichtungen gegenüber den niederen Klassen als solchen dachte man nicht; nur von der christlichen Charitas erwartete man Förderung. Und auch dem Staate nahte man keineswegs mit grundsätzlichen Tendenzen, in denen sich etwa das neue Seelenleben schon ausgesprochen hätte. Zwar forderten die milderen Sitten da und dort eine Reform, so namentlich in der Rechtspflege; der Gedanke einer mündigen Beteiligung der Staatsbürger dagegen am Staate, der Mut gar zu Verfassungsänderungen kam trotz gelegentlicher republikanischer Gebärden niemand[1].

Praktisch kam für die Auswirkung des neuen Seelenlebens innerhalb der sittlichen und Rechtssphäre einstweilen vornehmlich, ja fast ausschließlich das Individuum in Betracht. Und da ging die Entwicklung denn freilich, zumal die Fortbildung der Einzelpersonen in ein neues Seelenleben hinein unverkennbar war, mit wachsender Energie und unter starken Ergebnissen vor sich.

Allerdings ein erster Versuch, der noch den Zeiten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges angehörte, mußte auch hier scheitern. Jeder Zeit fast des Überganges von einem

[1] Über diese Fragen wird in Bd. IX genauer gehandelt werden.

Kulturzeitalter zum anderen ist die Furcht eigen, daß, bei der zunehmenden Freiheit der Individuen, die Kultur in bloße Einzelbestrebungen und Egoismen auseinander fallen könne. Und demgegenüber pflegt eine solche Zeit emphatisch an den Busen der Natur zu flüchten. Das bedeutet an sich schon das Aufsuchen eines Urzustandes. Indem aber in solchen Jahren zugleich auch noch Reaktionsgefühle gegenüber den absterbenden und verknöcherten Erscheinungen des vorhergehenden Kulturzeitalters sich geltend machen, die man durch ein Zurückgreifen auf frühere, angeblich bessere und natürlichere Zustände glaubt überwinden zu können, wird dieser Zug nach dem Wiederaufleben eines goldenen Zeitalters, eines früheren Zustandes des Glückes und der Unschuld noch verstärkt.

Es sind seelische Regungen, die auch den Übergang vom Individualismus zum Subjektivismus kennzeichnen. Am frühesten äußern sie sich auf deutschem Boden wohl in jenen Robinsonaden seit dem Simplizissimus, in denen gefühlvolle Seelente und Weltumsegler Inseln von paradiesischer Unschuld und Länder glückseligen Urmenschentums finden und auf ihnen, reich an Entbehrungen, reicher an Überschwang der Gefühle fortleben. Dann bietet Haller in seinen Alpen einen innigeren Ausdruck des Sehnens heraus aus sozialer Enge und aus konventionellen Sitten und Kulturformen nach ländlicher Unschuld, persönlicher Gleichheit und Ungebundenheit und dem Glück eines weltabgeschiedenen Daseins. Noch konkreter hat diese Sehnsucht darauf Rousseau befriedigt. Ein hypochondrischer Gefühlsmensch, suchte er früh in Wald und Einsamkeit das Bild der Urzeit: da schien ihm wohl, wie später im Walde von St. Germain, nichts außer den Bedürfnissen solcher Zeiten zum glücklichen Leben notwendig: eine Kuh, ein Schwein, ein Gemüse- und Obstgarten werden zur Nahrung hinreichen. Aber es war nur die eine Seite des Schwärmertums in Rousseau. Nicht in die Urzeit wollte er, im Tiefsten betrachtet, zurück, sondern vorwärts, hinein in ein „Ideal des Gemütes", wie es Kant ausgedrückt hat: in eine höhere, reinere Kultur, in eine vollendetere Sittlichkeit. Es ist eine Richtung des

Strebens, die sich über Wagner, Ibsen, Nietzsche, um nur die größten späteren Vertreter dieser Anschauungen zu nennen, fortsetzt bis auf den heutigen Tag: notwendig fast scheint sie zu sein für Zeiten des Subjektivismus.

Das Prophetentum Rousseaus ist auch in Deutschland gescheitert, trotz aller gewaltigen Einwirkung und alles Enthusiasmus in den sechziger bis achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Der Grund hierfür liegt nicht bloß in der Überspanntheit der Ziele und auch nicht bloß in dem Besonderen der Persönlichkeit ihres Verkündigers. Gewiß war Rousseau eine pathologische Natur und darum zwiespaltig: angeekelt von dem verderblichen Raffinement einer richtungslos gewordenen Kultur und doch wieder mit allen Phasen seines Empfindungsdranges an sie gefesselt: hungrig nach Bauerntum und satt doch nur im Dufte großstädtischen Parfüms und im Bereiche lasziver Toiletten, ein Prophet guten Herzens und doch so grausam, daß er seine Kinder ins Findelhaus gab. Und sicherlich konnten andere sein spezielles Programm so wenig durchführen, wie er dies selber vermocht hat. Wenn er aber scheiterte, so lag der Grund tiefer. Was Rousseau eigentlich suchte, war noch, rationalistisch gedacht, ein Paradies des Intellektes und nicht des Willens; nicht den Willen sah er als Kern und Zentrum der Persönlichkeit an; und darum verfehlte er ein Ziel, das sich im tiefsten Grunde als eines der Erziehung und damit der Willensbildung herausstellte.

Es war die Ursache, warum auch die Philanthropinisten in Deutschland gescheitert sind. Der Begründer dieser Richtung, Basedow (1724—1790), war, im übrigen stark von Rousseau abhängig, noch mehr Intellektualist als dieser; nichts ist dafür bezeichnender, als daß er, im Gegensatze zu aller ausgebildeten subjektivistischen Erziehungslehre, noch die Begriffsbildung und nicht die Anschauung dem Unterrichte primär zugrunde legte. Aber auch seine Nachfolger, die freilich nach dem Zerfall des Philanthropins in Dessau (1772—1783) mit Ausnahme etwa Campes, Salzmanns und von Rochows praktisch wenig mehr zu bedeuten hatten, sind nicht genügend weit von der

Grundlage Rousseaus abgerückt, um zum erstenmal die Frage der subjektivistischen Erziehung befriedigend zu lösen: nur schwer entschlossen sie sich dazu, als Ziel nicht mehr die Regelung des Verhältnisses der Individuen zu der bestehenden Gesellschaft, sondern die Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten anzuerkennen.

Inzwischen aber waren auf deutschem Boden neue Kräfte gezeitigt, die geeignet waren, das zunächst wichtigste aller Probleme, die Erziehung des einzelnen, zu fördern. Je mehr man Empfindsamkeit und Sturm und Drang überwand, um so mehr begriff man, daß nur unter Anerkennung und neuer Zusammenfassung der Willenskräfte in strenger Selbstzucht das Ziel einer neuen Pädagogik erreicht werden könne:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet. (Goethe.)

Die neuen sittlichen Bestrebungen, die damit einsetzten, erschienen aber alsbald zugleich im ästhetischen Gewande. Es ist ein Zug, der von den Moralischen Vorlesungen Gellerts bis zu Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen und darüber hinaus bezeichnend ist: beginnt man in der sittlichen Besserung des einzelnen zunächst das erhabenste, ja einzige Ziel der Menschheit zu sehen, so macht man diesem Ideal alsbald die stärkste geistige Strömung der Zeit, die literarisch-ästhetische, dienstbar.

In diesem Zusammenhange aber erhält denn auch die Erziehung allmählich einen besonderen Inhalt. Die Lehren Wolffs und teilweise auch noch der Popularphilosophen von der Notwendigkeit einer gemeinnützigen Tätigkeit, aus denen man noch in den Zeiten der Empfindsamkeit gern Anschauungen über die praktische Bestimmung des Menschen abgeleitet hatte, verblassen allgemach; und an ihre Stelle tritt nicht der bloße Naturdrang Rousseaus, sondern ein Streben nach einem geschichtlich geläuterten, historisch gleichsam stilisierten und idealisierten Naturgemäßen, wie es die Anschauung des Altertums in dem Begriffe der Humanität, den wir schon kennen, darbot. Es ist jene überaus merkwürdige Verbindung von Nationalem und

Antikem, von Heidnischem und Christlichem, die von nun ab die deutsche Erziehung in fast allen ihren Institutionen durch beinahe ein Jahrhundert beherrscht hat; höchstens daß Kant ihr den Begriff der aufs allgemeine gerichteten Pflichten noch stärker beimischte.

Dies Ideal der Humanität mit seiner harmonischen Ausbildung der Gemüts- und Willenseigenschaften, des Geistes und des Körpers war Rousseau noch ganz fern gewesen. Am frühesten und vielleicht schönsten beschrieben hat es Herder. Kaum aber war es einigermaßen klar bezeugt, so begann man auch an seine praktische Durchführung zu denken: waren schon die sechziger und siebziger Jahre von pädagogischem Drange erfüllt gewesen, so hieß es jetzt nicht langsame Reform, sondern schnelle Revolution, und Goethe hat später klagen können, daß mindestens in einigen Staaten eine gewisse Übertreibung im Unterrichtswesen eingetreten sei, deren Schädlichkeit schon früh von tüchtigen, redlichen Vertretern anerkannt worden wäre: „treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten."

Da sich aber im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts langsam jene Differenzierung der drei Stufen von Lehranstalten, die wir heute kennen: Elementarschule, Mittelschule, Hochschule, deutlicher einstellte, so tritt damit alsbald die Frage auf, welche dieser Stufen vornehmlich Trägerin der neuen Erziehungsmethode geworden ist.

Die Hochschule schied dabei von vornherein insofern aus, als ihre Lehrziele immer mehr solche der intellektuellen, nicht der moralischen und ästhetischen Erziehung wurden.

Die Elementarschule aber hätte für die neue Bewegung an erster Stelle schon deshalb nicht in Betracht kommen können, weil der Inhalt der zu verwirklichenden Probleme über die ihr gesteckten Lehrziele zum guten Teile hinausging. Außerdem aber: war sie ihrer inneren Durchbildung nach zur glücklichen Bewältigung einschneidender Reformen geeignet? Es genüge hier der Hinweis, daß in dem klassischen Lande des

Unterrichts in dieser Zeit, in Kursachsen, die Schulordnung Kurfürst Augusts vom Jahre 1580 bis zum Jahre 1773 gegolten hat. Nicht freilich in dem Sinne, daß die Schulentwicklung in den von ihr umfaßten zwei Jahrhunderten stabil gewesen wäre. Erst um 1700 etwa waren die Vorschriften von 1580 wirklich ins Leben eingeführt. Aber seitdem hatte man sich einige Menschenalter hindurch nicht eigentlich fortgebildet.

Im 19. Jahrhundert freilich sind die Grundlehren aller subjektivistischen Erziehung, wie sie des halb antiken Humanitätsideals an sich nicht bedürfen, auch der Elementarschule voll zugute gekommen. Hatten schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so große Pädagogen und Psychologen wie Pestalozzi und Tetens, der eine dem Süden, der andere dem Norden des Vaterlandes zugehörig, die harmonische Ausbildung der Kräfte und Anlagen und als deren Folge eine frohe edle Menschlichkeit als Ziel moderner Erziehung anerkannt, so ist diese Lehre im Laufe des 19. Jahrhunderts in den wunderbarsten und feinsten Verzweigungen in die Elementarschule eingedrungen und hat die edelste, weil aristokratische Demokratisierung der Nation herbeigeführt.

Die Mittelschulen aber, deren in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts allein auf preußischem Boden gegen vierhundert begegnen, waren an sich wohl eine Schöpfung früherer Zeiten. Was dabei die höchsten Lehrziele einer einfachen Bürgerschulerziehung gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren, läßt sich vielleicht am besten aus der Cyclopaedia Paracelsica Christiana vom Jahre 1585 ersehen[1]. Da soll der Knabe vor allem Deutsch lesen und schreiben lernen. Dann beginnt das Rechnen in Spezies, Regeldetri u. a. und nach ihm das Abfassen von Geschäftsschreiben, überhaupt deutscher Aufsatz für praktische Zwecke: bis das Meisterstück gemacht wird. Hierauf geht der Knabe, der inzwischen an den Feiertagen auch Lautenschlagen, Geigen, Harfen und Pfeifen gelernt hat, ins Welschland, um Italienisch zu lernen, wohl auch noch nach Frankreich und

[1] Kehrbach, Mitteilungen Bd. V S. 87 ff.

Spanien, und zum Abschlusse seiner Bildung lernt er noch „allerlei Praktika, Finanzerei, Wucherei und alle Büberei, ohn alle Grammatica, Dialectica und Poeterei". Es ist sozusagen die Realschulbildung des 16. Jahrhunderts, die hier geschildert wird. Aber neben ihr, und vermutlich sie weit übertreffend, stand die Lateinschule der Humanisten, das primitive Gymnasium. Die großen Pädagogen des 17. Jahrhunderts haben dann die Charaktere der beiden Schulformen bis zu einem gewissen Grade zu verschmelzen gesucht, indem sie in ihren Reformideen der Lateinschule mehr Realien als bisher zuwiesen. Zu einem wirklich einheitlichen und klaren Typ der Mittelschule ist es indes bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht gekommen; viele Lateinschulen waren verkümmert, während aus der Bürgerschule heraus seit Beginn des 18. Jahrhunderts vereinzelt Realschulen besserer Gattung, so die Berliner ökonomisch-mathematische Realschule vom Jahre 1739, begründet worden waren.

Da war es denn am Platze, das Bedürfnis der gebildeten, insbesondere bürgerlichen Kreise, von moralisch-ästhetischer Grundlage aus zu einer harmonischen Verarbeitung der neuen nationalen wie fremden Kultur zu gelangen, durch eine Reform der Mittelschulen in dem Sinne humanistischer Erziehungsanstalten zu befriedigen: und so entstand, vielleicht als die erste wirklich abgeschlossene Institution des jungen Zeitalters überhaupt, das neuere Gymnasium. Geht man vornehmlich von Preußen aus, so kann man seine Entwicklung an einigen Daten schrittweise verfolgen: Errichtung eines besonderen Oberschulkollegiums 1787, feste Regelung der Kurse mit Rücksicht auf Reife für die Universität und hierzu Einführung des Abiturientenexamens 1788; gegen Ende des Jahrhunderts Begründung eines besonderen Gymnasiallehrerberufes; 1808 Errichtung einer besonderen Abteilung für Kultur- und Schulwesen im Ministerium des Innern, die sich 1817 zu einem eigenen Ministerium auswuchs; 1825 Errichtung von Provinzialschulkollegien. Dazu Entwicklung der inneren Organisation des einzelnen Gymnasiums schon zu

hoher Vollkommenheit seit etwa 1810 — neue Verordnungen über die Staatsprüfung der Lehrer, neue Lehrpläne —: und Befestigung des ganzen Systems durch den trefflichen Rat im Ministerium Altenstein, Johannes Schulze (1786—1869). Es war eine so glückliche Entwicklung, daß sie Preußen auf längere Zeit den Vorrang im Mittelschulwesen der deutschen Staaten fast ohne Ausnahme gesichert hat. Indes haben auch die anderen deutschen Staaten, wenn auch etwas später, am spätesten schließlich Österreich, denselben Weg der Durchbildung eingeschlagen, ein Umstand, der sehr zur Vereinheitlichung der deutschen Bildung des 19. Jahrhunderts beigetragen hat.

Was aber in dem hier verfolgten Zusammenhange vor allem wichtig ist: mit dieser Regelung der intellektuell-moralisch-ästhetischen und auch religiösen Erziehung eben der führenden und geistig lebendigsten Kreise der Nation war ein erstes großes, vielleicht größtes Problem sittlicher Durchbildung des Subjektivismus gelöst. Und was hatte man nicht schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts für Folgen von einer solchen Lösung erwartet! Überzeugt war man allgemein, daß die wahrhafte Konstituierung der neuen, auf sittlichem, rechtlichem, politischem Gebiete entstehenden Welt eben von der Durchbildung der Einzelpersonen, und das heißt eben von der Erziehung ausgehen müßte; von hier aus, in der Tätigkeit der dazu durch die neue Erziehung geschickt gemachten Personen, sah man Selbstverwaltung und neuen Staat erstehen.

Und war es so unrichtig, den neuen sittlichen Kosmos auf diese Weise von unten her solid und organisch aufzubauen? Der preußische Staat, der folgerichtigste politische Bau der deutschen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, ist auf diese Weise, vom humanistischen Gymnasium her durch Mittelschulerziehung der Individuen und Selbstverwaltungserziehung der Körperschaften hindurch bis zur Verfassung des Gesamtstaates vom Jahre 1851, durchgebildet worden: langsam, nicht ohne Stockungen und Mißgriffe im einzelnen: aber noch heute stehen die Grundvesten seiner Struktur unerschüttert, ja unberührt.

Freilich: gut Ding wollte auch hier Weile haben; die Frühzeit des Subjektivismus blieb ohne oberste politische und soziale Dominanten, wie sie sich selbst intellektuell erst langsam zur Klarheit entwickelte: und so hatten einstweilen Gemütsvertiefung und philosophische Spekulation, Phantasietätigkeit und Dichtung und Kunst das Wort, um in ihrer Weise die neue Welt klassisch zu erleben und darzustellen.